

Operation «Frankton»

Diese Geschichte, die Geschichte des wohl aussergewöhnlichsten Kommandounternehmens des II. Weltkrieges, begann mit einem Brief.

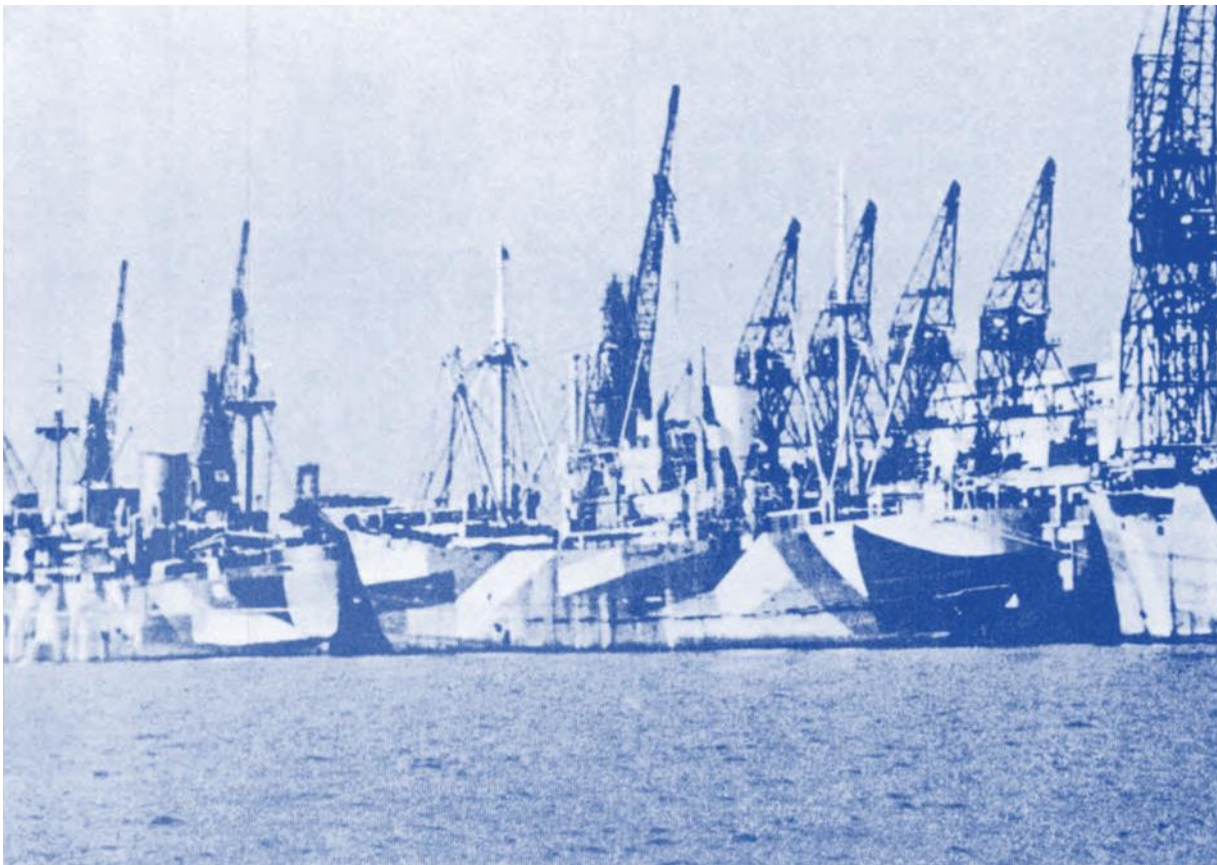
Lord Selborne, britischer Minister für Wirtschaftskriegführung, schrieb am 9. Mai 1942 an Churchill. Das Schreiben, dem noch weitere folgten, wies auf eine Lücke in der englischen Seeblockade gegen Deutschland hin.

Trotz der Blockade des Kanals gelingt es Schiffen der Achse, zwischen Japan und Europa einen regen Austausch kriegswichtiger Güter zu pflegen – Rohstoffe wie Gummi, Zinn, Öl und auch Lebensmittel werden statt in Bremen oder Hamburg, wohin der Weg gefährlicher ist, in den deutsch besetzten Häfen Südwesteuropas gelöscht.

Hauptumschlagplatz ist der Hafen von Bordeaux, von wo in den letzten 12 Monaten allein ca. 25'000 Tonnen Rohgummi nach Deutschland bzw. Italien gegangen sind. Bleibt diese Rate auch nur in etwa bestehen, so ist an ein Kriegsende noch lange nicht zu denken.

Im September 1942 werden die Matrosen englischer Kriegsschiffe, die in den Gewässern vor Southampton Wache halten, Augenzeugen seltsamer Übungen. Diese Männer sollen den Hafen von Bordeaux, einen der grössten französischen Häfen, der sich in deutscher Hand befindet, lahmlegen.

Der Hafen von Bordeaux liegt etwa 80 km landeinwärts vom Golf von Biskaya; er ist von der See her durch die von vielen Inseln übersäte Gironde-Mündung und dann durch die engen Gewässer der Garonne zu erreichen.



Das Gebiet ist so schon durch die Natur selbst gegen feindliche Angriffe geschützt, was die Deutschen durch Patrouillen von Marine- und Luftstreitkräften noch unterstützen. Küstenbatterien und Flakkanonen halten ständig Wache und bilden ein schwer überwindbares Hindernis.

Eine kombinierte Operation im üblichen Sinne gegen Bordeaux würde, so glaubt *Churchill*, mindestens 3 Divisionen Landtruppen und eine entsprechend grosse Streitmacht erfordern. Eine solche Riesenoperation kommt gegenwärtig – Deutschland steht 1942 auf dem Höhepunkt seiner Macht – nicht in Frage; Luftangriffe auf das besetzte Frankreich sind aus politischen Rücksichten nicht angebracht. Die einzige Möglichkeit, trotzdem etwas auszurichten, ist, dass man einen Kommandotrupp gegen Bordeaux ansetzt. Im Juli 1942 wird in Southsea bei Southampton eine Gruppe junger Männer zu einer Einheit zusammengezogen, die die Tarnbezeichnung «Royal Marine Boom Patrol Detachment» – «Sperr-Patrouillen-Einheit» erhält.

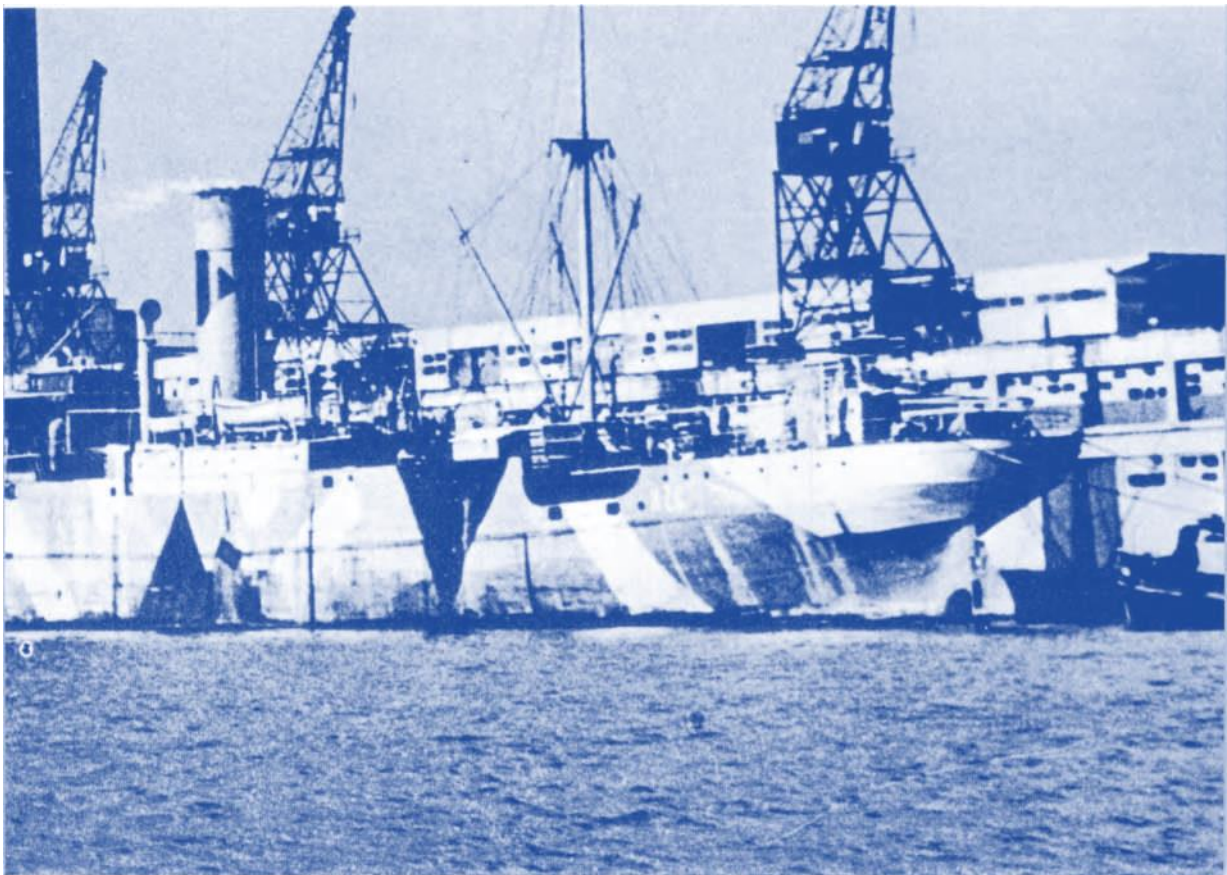
Kommandeur der Einheit ist Major *H.G. Hasler*, begeisterter Wassersportler, Kapitän mit 10 Jahren Dienstzeit, Träger einer Auszeichnung für seine Tapferkeit im Kampf um Norwegen 1940. Hasler – seit frühester Jugend hat er eine Vorliebe für Paddelboote gehabt und auch schon einige selbst konstruiert – hatte der britischen Marine schon 1941 den Vorschlag gemacht, Kanus für spezielle und geheime Klein-Unternehmungen gegen den Feind einzusetzen.

Der Gedanke ist weiterverfolgt worden, und Hasler hat ein neues Kanu, das sogenannte Cockle-Mark-II-Kanu, entworfen. Es ist gerade stabil genug, sowohl zwei Männer als auch 75 kg Ausrüstung tragen zu können. Neben leinenverstärkten Gummi-Seitenwänden hat das Kanu einen flachen, hölzernen Boden; man kann es voll beladen über Matsch oder Strandkies schleifen und es bei rauhem Wetter vom Strand direkt starten. Es ist trotz allem schmal genug, dass man es durch die Torpedoluke eines U-Bootes schieben kann.



Major H.G. Hasler

*Der Hafen von Bordeaux
1942*





Mit diesen Booten wird nun die neue Einheit ausgerüstet. Keiner der jungen Männer hat je ein Paddelboot gehandhabt; sie alle sind unter 25 Jahre alt und haben sich freiwillig für den Kriegsdienst bei der Marine gemeldet.

Hasler bildet die Leute nicht nur selbst aus, er entwirft auch den wasserdichten Anzug, den sie zu tragen haben. Die Jacken haben einen elastischen Bund, der zum Schutz gegen das Wasser über den Rand der Kanusitze gezogen werden kann. Zur Ausrüstung gehört neben einem 45er Colt und einem Kampfmesser eine Pfeife, mit der der Schrei einer Seemöwe nachgeahmt werden kann und die zum Signalisieren dienen wird.

Das Abzeichen der Combined Operations, einer Abteilung der Royal Marines, weist den Träger des Anzugs als Angehörigen einer regulären Armee aus, was den Männern nach der Genfer Konvention eine gewisse Garantie zu sein scheint.

Die Ausbildung der Einheit unter Major Hasler



Die Waffe, die die Männer in der Operation benutzen werden, ist das sogenannte Magnet-Limpet, eine schwere Sprengladung mit Zeitzünder, die mittels eines Magneten an dem zu sprengenden Schiff angebracht wird. Um die Limpets vom Boot aus anzubringen, hält der hintere Mann das Boot im Gleichgewicht, indem er sich mit einem Magneten an der Schiffswand festhält, während der Vordermann, das Limpet an einer ausschiebbaren Stange, den Sprengkörper so tief wie möglich unter der Wasserfläche am Schiffsrumpf anbringt.

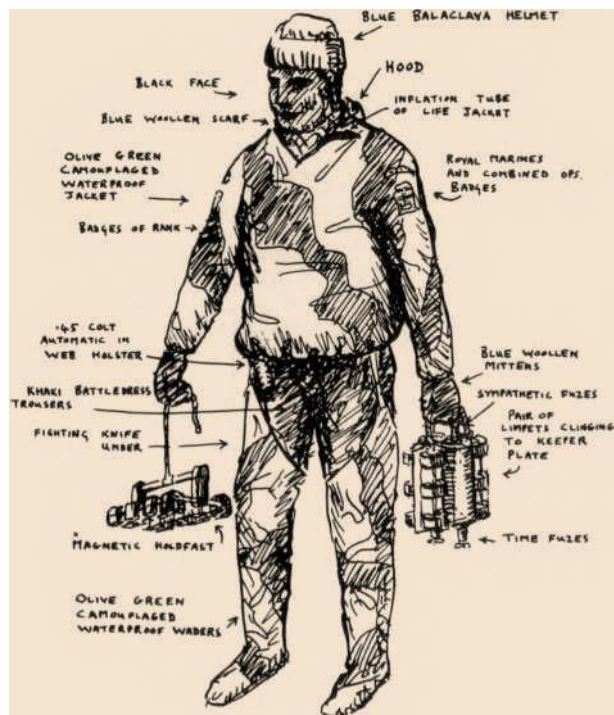
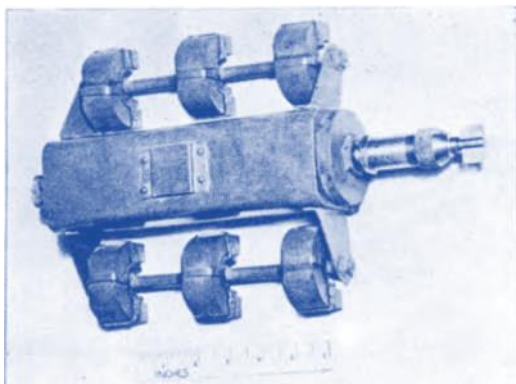
Haslers Ausbildungstechnik ist mehr als hart. Ein scharfes Konditionstraining mit Nachtmärschen, Tauch- und Kletterübungen läuft neben dem Üben im Kartenlesen bei Dunkelheit, Navigationsübungen und dem Training im Paddeln selbst. Es ist ebenso wichtig, korrekt und im Takt mit dem Vordermann zu paddeln, wie auch umkippen und das Boot wieder in die richtige Lage schwenken zu können, ohne dabei auszusteigen. Danach wird das Training spezieller. Das möglichst unsichtbare und vor allen Dingen unhörbare Heranschleichen an grössere und gutbewachte Schiffe ist bei völliger Dunkelheit eine Sache, die neben der perfekten Beherrschung von Boot und Element ein Höchstmass an Kaltblütigkeit erfordert.

Im September 1942, nach etwa 4 Monaten Training, hat Hasler das Gefühl, dass es Zeit wird, das Können seiner Leute in einer Feindoperation auf die Probe zu stellen, und er macht dem Hauptquartier entsprechende Meldung. Schon einige Tage später wird er mit dem Plan für die «Operation Frankton», dem Kommandoüberfall auf Bordeaux, bekanntgemacht. Hasler erbittet eine Bedenkzeit von 24 Stunden und sagt dann, nach Prüfung aller gerade erreichbaren Informationen über das Zielgebiet, zu.

Im Verlauf der nächsten Wochen läuft dann vor Southampton ein verstärktes und auf die Operation Frankton zugeschnittenes Training an. Es wird allmählich klar, dass es bald irgendwohin losgehen wird. Nur das Angriffsziel bleibt bis zur Überfahrt geheim. Ebenfalls wird den Männern jetzt noch nicht gesagt, dass sie nach erledigtem Auftrag nicht von einem U-Boot abgeholt werden, sondern dass sie nach dem Angriff ihre Kanus versenken und dann, jeder für sich, versuchen sollen, nach Spanien und Gibraltar zu entkommen – man

Entwurf der Bekleidung für die Angehörigen des Royal Marine Boom Patrol Detachment – gezeichnet von Major Hasler

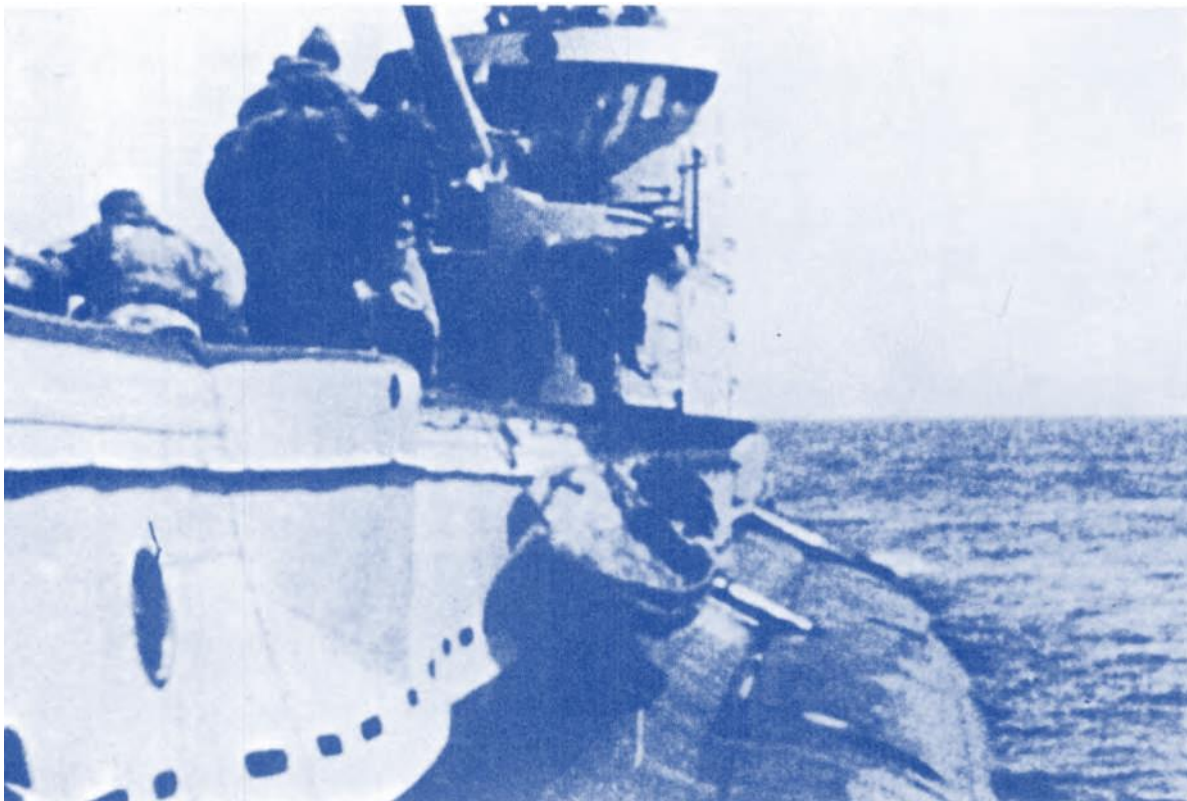
Das Limpet, eine Hafmine zur Schiffssprengung

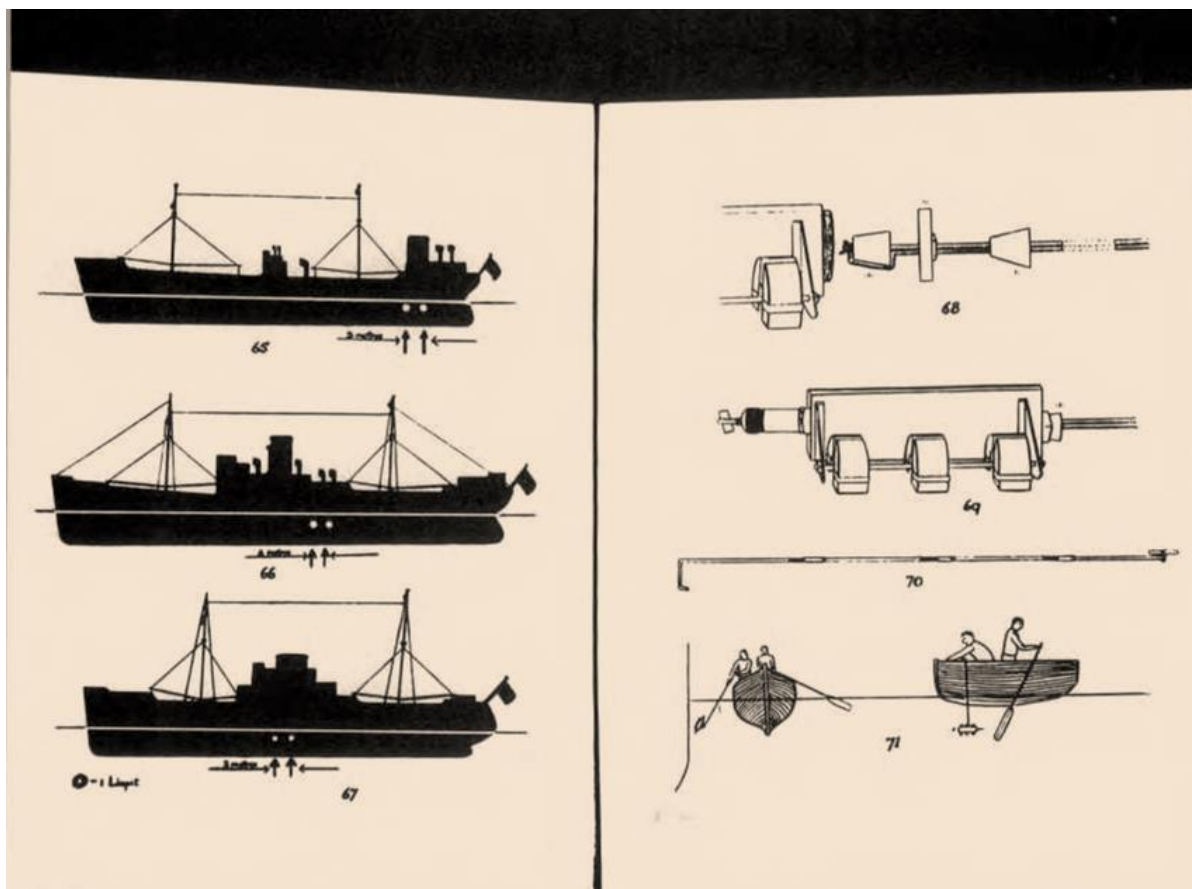




Geländeübungen

Das Wassern der Kanus wird geübt





weiss, dass nach dem Angriff deutsche Suchtrupps die Küstenlinien durchkämmen werden; darüber hinaus werden die Deutschen bestimmt auch nach einem Abholschiff Ausschau halten.

Als schliesslich 6 Kanus mit je 2 Mann für die Operation bestimmt werden, ist allen klar, dass ihnen ein gefährliches Abenteuer bevorsteht, das sie nur in einer Gemeinschaft, in der jeder sein Bestes gibt, bestehen werden. Hasler wählt den Marinesoldaten *Bill Sparks* als Hintermann für sein Kanu. Am 30. November 1942 ist es soweit. Die Soldaten sind bei bester Kondition, das Wasser ist ihr Element geworden, und die Moral der kleinen, in so kurzer Zeit zusammengeschmiedeten Einheit ist hervorragend.

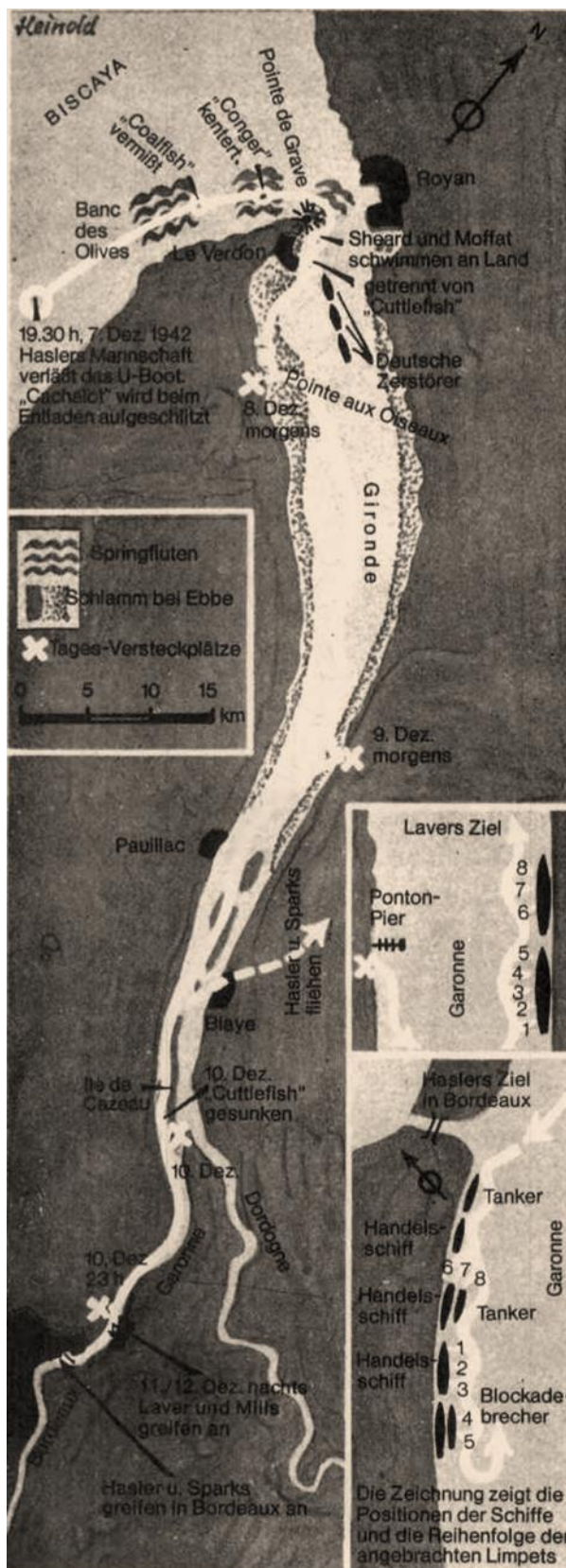
Die 12 Männer werden mit ihren Kanus in das U-Boot «Tuna» eingeschifft. Während der Überfahrt wird ihnen der Operationsplan in vollem Umfang bekanntgegeben. Ein exakter Stundenplan für jede Nacht wird ausgearbeitet – sie werden die Strecke von der Gironde-mündung bis nach Bordeaux hinein in drei nächtlichen Fahrten zu bewältigen haben; tagsüber sollen sie sich im Schilf des Ufers versteckt halten und abwechselnd schlafen. Daneben versucht man, ihnen einige Brocken Französisch beizubringen, was sich als unmöglich herausstellt. Die meisten der Leute verlassen sich auf die Fingersprache, ihr Glück und die mitgegebene Fluchtausrüstung.

Während der /tägigen Überfahrt wird alles immer wieder durchgesprochen, und jede Kanubesatzung kennt ihr Ziel im Hafen von Bordeaux, als die «Tuna» am 6. Dezember 1942 abends etwa 5 Meilen vor der Küste Frankreichs auftaucht. Dass sie zu dieser Zeit bereits vom deutschen Küstenradar entdeckt worden ist, ahnt niemand.

Zwei Seiten aus dem Instruktionsheft, das die Einheit während der Ausbildung benutzte

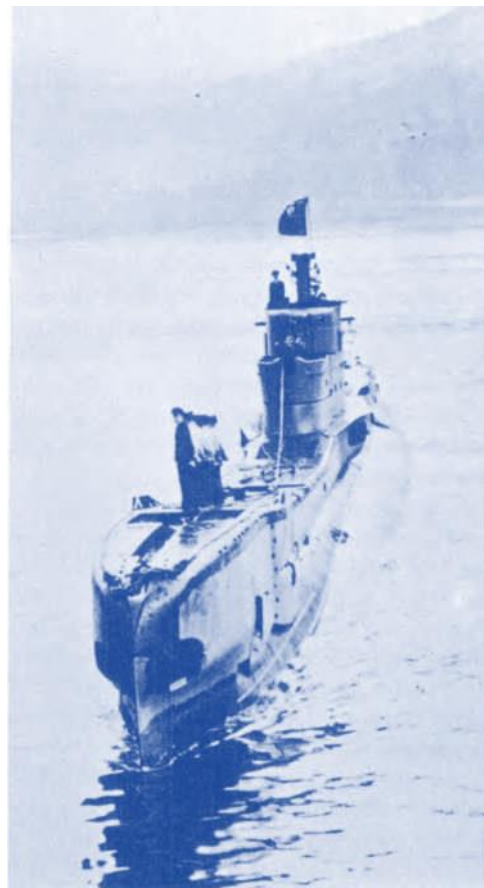


Der Marine-Soldat Willy E. Sparks, den Major Hasler als seinen Bootshintermann auswählt



Colonel H.G. Hasler und W.E. Sparks 1967

Das U-Boot «Tuna»



Die Torpedoluken werden geöffnet.

Das erste Kanu wird durch die Torpedoluke gebracht – es streift den Rand der Luke, wird aufgeschlitzt, und für seine Besatzung ist das Abenteuer schon hier zu Ende.

Etwa 30 Minuten später befinden sich die übrigen 5 Kanus auf dem Wasser und entfernen sich allmählich vom wieder abtauchenden U-Boot.

Die Nacht ist klar; und es ist ausserordentlich kalt.

Major Hasler und sein damaliger Hintermann Bill Sparks haben die abenteuerliche Fahrt heute, 25 Jahre später, noch einmal unternommen – dieses Mal jedoch in einem Motorboot.

H.G. Hasler:

«In der Ruhe der Nacht hörten wir plötzlich ein Dröhnen vor uns – wir näherten uns einer Springflut, die in Richtung der Flut über die Felsen hinwegzischte. Nichts in den Karten hatte uns auf dieses Hindernis aufmerksam gemacht.

Wir sicherten die Cockpit-Decken dicht um unsere Körper und stiessen in die Springflut; die Kanus unter uns erzitterten und gerieten in den Sog hinein.

Als wir durchgekommen waren, hielt ich an. Wieder beisammen, bemerkten wir, dass eines der Boote fehlte. Wir hielten Ausschau in alle Richtungen – nichts. Sparks hinter mir im Kanu schickte den verabredeten Möwenschrei aus – aber kein Gegenstand durchbrach die Aussenlinien des weissen Schaums und kein Kopf tauchte aus dem Sog auf.

Schweren Herzens nahmen wir unseren Kurs wieder auf. Von ursprünglich 6 Kanus waren jetzt nur noch 4 übrig.

Wir paddelten schnell weiter. Die Silhouette des Leuchtturms von Pointe-de-Grave wurde sichtbar. In diesem Augenblick hörten wir mit Schrecken wieder den dröhnenden Lärm, diesmal jedoch näher und schärfer – eine zweite Springflut. Sie war schlimmer als die erste. Die Kanus wurden wie Streichhölzer von der Flut hin- und hergeworfen. In all dem Lärm hörten wir plötzlich einen Schrei und ein Splittern. Eines der Kanus war umgekippt und seine Besatzung befand sich im Wasser. Die zwei hielten sich verzweifelt an ihrem Kanu fest und kamen so durch die Springflut hindurch.

Wir prüften, ob das Kanu wieder flottgemacht werden konnte. Die Wellen wuschen immer wieder darüber hinweg und füllten es jedesmal aufs Neue mit Wasser. Die Flut trug uns mit hoher Geschwindigkeit weiter, und wir wurden in die Enge zwischen dem Festland und der Insel Cordouan getrieben.

Plötzlich wurde der Leuchtturm vom Pointe-de-Grave eingeschaltet. Es war inzwischen 2 Uhr morgens geworden. Ich stand vor einer schweren Entscheidung. Die einzige Möglichkeit, das Kanu zu leeren, war, es auf den Strand zu ziehen – aber der war von feindlichen Posten bewacht. ‚Versucht, es zu versenken«, sagte ich und befahl den Männern, sich jeder an eines der noch intakten Kanus anzuhängen; einer der Männer hing nun an unserem Boot. Wir waren jetzt auf 3 Boote reduziert. Das Gewicht der beiden Männer im Schlepp zog furchtbar, und wir kamen nur ganz langsam voran. Immer noch im vollen Strahl der Leuchtturmlichter, wurden wir allmählich von der Flut um den Pointe-de-Grave herumgetragen, in die Gironde hinein.

Es war etwa 3 Uhr, und wir waren nach den fast 7 Stunden Paddeln ziemlich müde. Die beiden Männer hinter den Kanus waren nun schon eine ganze Stunde in das eisige Wasser eingetaucht und sehr erschöpft.

Da sah ich endlich, eine Meile vor uns, die schwache Linie des Piers von Le Verdon, und ich bemerkte, dass die Gezeitenströmung uns direkt dorthin drängte. Ich entschloss mich, die zwei Männer ohne Boot sofort zu verlassen. Es würde unmöglich sein, mit ihrer Last im Schlepp gegen die Strömung anzukämpfen.

Beide zitterten vor Kälte, als sie mich aus dem Wasser anschauten. Einer von ihnen sagte: ‚In Ordnung, Sir, wir verstehen schon; danke, dass Sie uns so weit mitgenommen haben‘, bevor sie zurückblieben.

Einige hundert Meter entfernt konnten wir die Silhouetten dreier deutscher Zerstörer sehen, die in einer Linie vor uns verankert lagen.

Die Gesichter fast auf der Cockpit-Bedeckung, fuhren wir los und schlichen an ihnen vorbei. Nachdem wir sie halbwegs passiert hatten, begann die Signallampe eines der Schiffe in Richtung Pier zu blinken. Aber wir kamen sicher vorbei, und sofort schloss sich uns das zweite Kanu an. Wir warteten nun auf das dritte Boot. Einmal glaubten wir, in der ruhigen Luft einen schwachen Schrei zu hören, der mehrfach wiederholt wurde; dann herrschte wieder Stille. Es war bitter kalt. Wir imitierten den verabredeten Möwenschrei – nichts geschah.

Überrascht und enttäuscht, jedoch nicht entmutigt, innerhalb von einigen Stunden nun auf 2 Kanus reduziert, paddelten wir weiter. Unsere Befehle waren in diesem Punkt ganz klar. Selbst wenn auch nur ein einziges Boot übrigbliebe, so war es gehalten, allein weiterzumachen.

Wir hatten keine Zeit zu verlieren und mussten nach einem ersten Versteck Ausschau halten. Um 6.30 Uhr morgens machten wir den ersten Landeversuch. Wir krochen gut eine Stunde lang am Strand entlang, ohne ein brauchbares Versteck für den Tag zu finden. Erst bei Tagesanbruch hatten wir Glück. Wir fanden einen kleinen sandigen Platz, der den Namen Point aux Oiseaux trägt. Mit steifen, verkrampften Gliedern zogen wir die Boote auf den Strand – wir waren in den letzten 11 Stunden etwa 26 Meilen weit gekommen. Unser Versteck befand sich in der Nähe einer kleinen Schlucht, etwas abseits des Dorfes St.-Vivien. Nach einer kleinen Mahlzeit übernahm ich die erste Wache, und Sparks und die andere Besatzung hockten sich in den Booten zum Schlafen nieder.»

Zu dieser Zeit ist den Deutschen der Küstenwache bereits klar, dass etwas im Gange ist. Nachdem die Radarstation festgestellt hat, dass das U-Boot wieder abtauchte, sind ein paar Stunden später zwei Engländer festgenommen worden, die ganz offensichtlich aus dem Wasser kamen. Die Reste ihres Kanus, das bei der zweiten Springflut zersplittert ist, werden im Laufe des folgenden Tages gefunden. Doch die Deutschen bekommen kein Wort über die Kameraden aus diesen zwei Männern heraus. Als Major Hasler die erste Tagespause einlegt, haben die Deutschen für die Küstenwachen bereits Alarmbereitschaft und Patrouillen von Aufklärungsflugzeugen befohlen und geben bekannt, dass am 8. Dezember eine kleine britische Sabotagegruppe in der Gironde-Mündung zerschlagen worden ist.

Die nächste Nachtfahrt startet Hasler gegen Mitternacht; er muss warten, bis der Strom mit der Flut in Richtung Bordeaux zu laufen beginnt. Dieses Mal ist die Navigation einfach dank der Hafengebunden in der Fahrrinne des Flusses. Alles, was sie zu tun haben, ist, sich parallel zu diesen Bojen zu halten. Nach 6 Stunden nehmen sie das östliche Ufer hinter der kleinen Porte de Calonge und folgen ihm, bis der Tagesanbruch die Suche nach einem neuen Versteck notwendig macht.

H.G. Hasler:

«Unser zweites Versteck befand sich hier. Wir brauten uns etwas Tee und schliefen dann wieder abwechselnd. Doch schon nach kurzer Zeit wurden wir aufgeschreckt durch ein deutsches Patrouillenflugzeug. Es flog so niedrig, dass wir den Piloten in der Kanzel sehen konnten.

Bei der Planung der dritten Nachtfahrt stellte ich fest, dass wir, wenn wir auf völlige Dunkelheit warten würden, nur 3 Stunden guter Ebbe zum Paddeln haben würden. Deshalb entschlossen wir uns, früh zu starten. Es war noch ziemlich früh am Abend, und am Strand waren noch viele Leute unterwegs. Wir erreichten die Ile de Cazeau trotzdem in der vorgesehenen Zeit.



Col. Hasler 1967

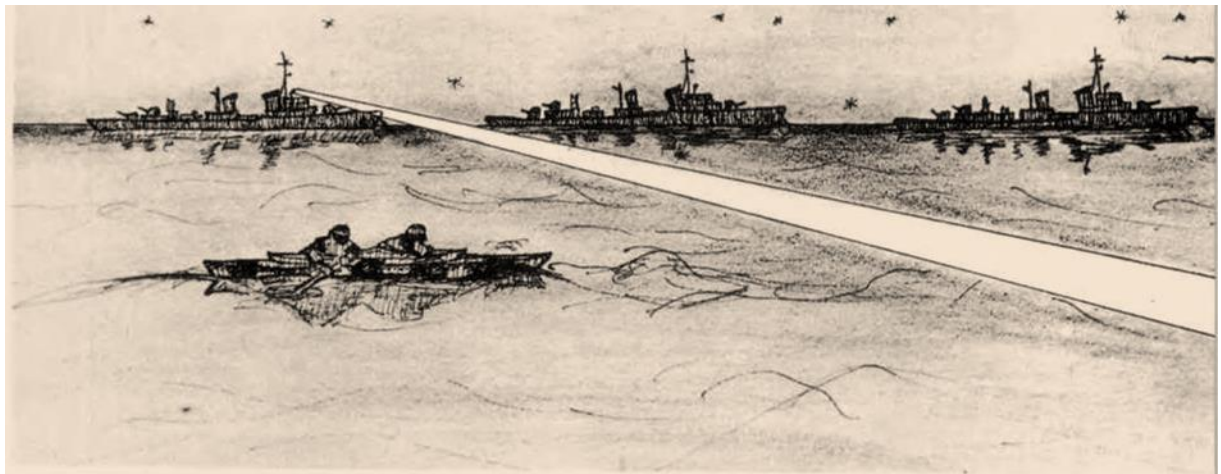
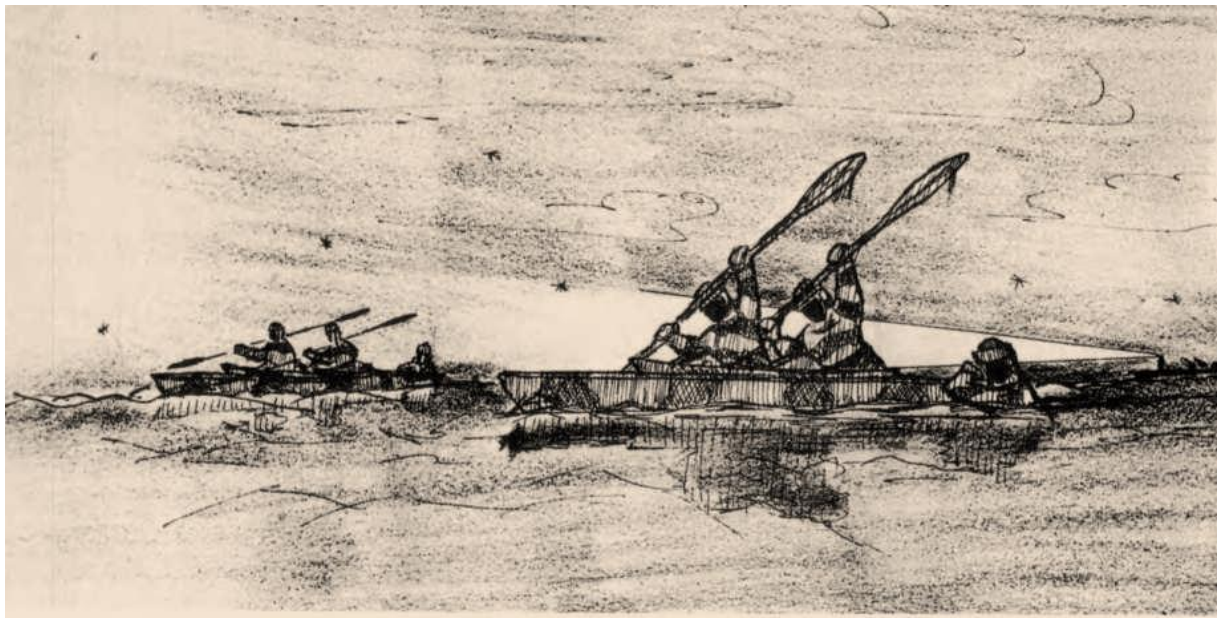
Bilder Seite 159.

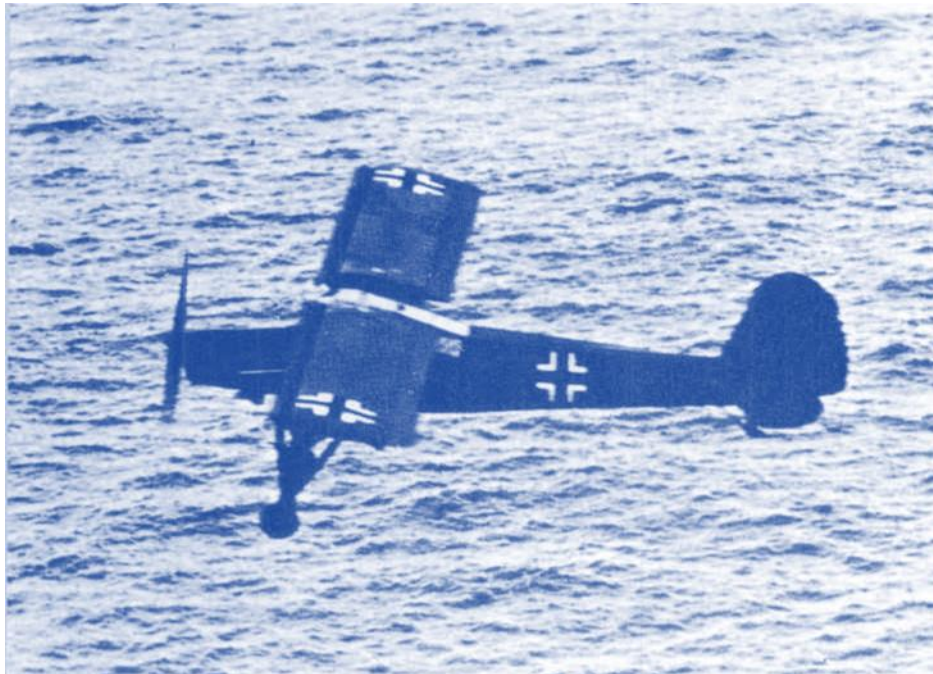
*Nacht vom
6. zum 7. Dezember 1942.*

*Am Leuchtturm
von Pointe de Grave ...*

*vorbei an den
deutschen Zerstörern ...*

*Auf der Suche
nach einem Versteck
für den ersten Tag*





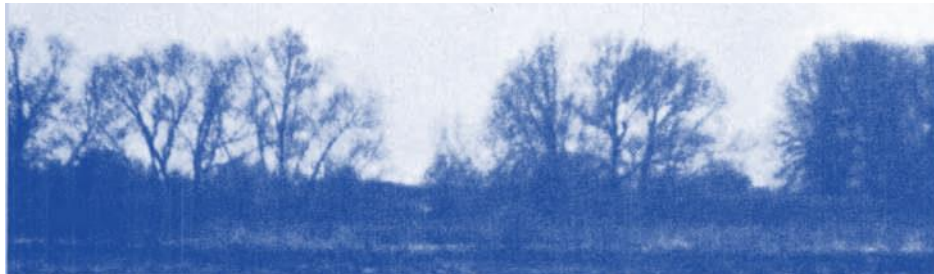
*Ein deutsches Suchflugzeug
über der Gironde-Mündung*

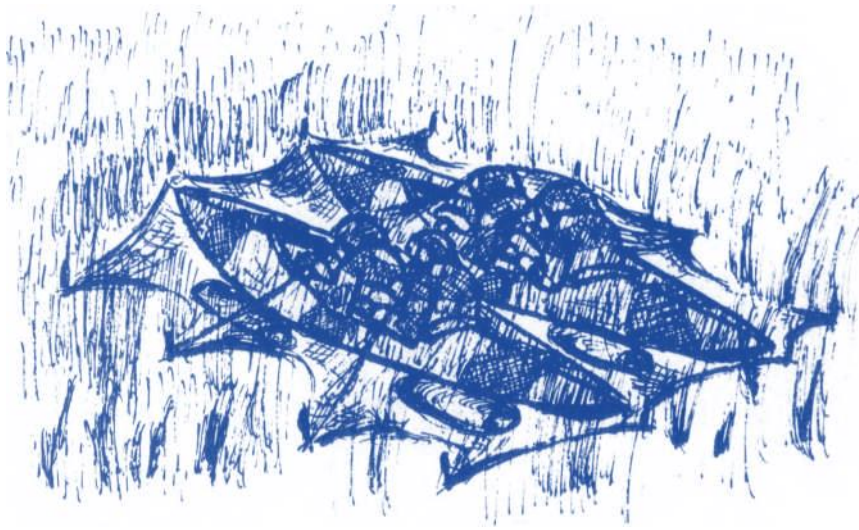
Die Ufer der Insel waren bewachsen mit dem undurchdringlichen Dickicht riesiger Schilfrohre; und nach vielen vergeblichen Landeversuchen fanden wir endlich eine kleine Schneise, trugen die Boote in die Mitte eines Feldes von langem, matschigem Gras, nahmen die Tarnnetze und verkrochen uns in die Kanus.

Dies wurde der unbequemste und spannendste Tag – wir konnten nicht kochen und nicht rauchen, und ein dünner kalter Regen nieselte den ganzen Tag herunter. Nur eine kleine Baumgruppe trennte uns von einer deutschen Flak-Stellung.»

Alle fühlen nun die physische und nervliche Anstrengung – in drei Nächten sind sie 80 km weit gepaddelt.

Die Gironde





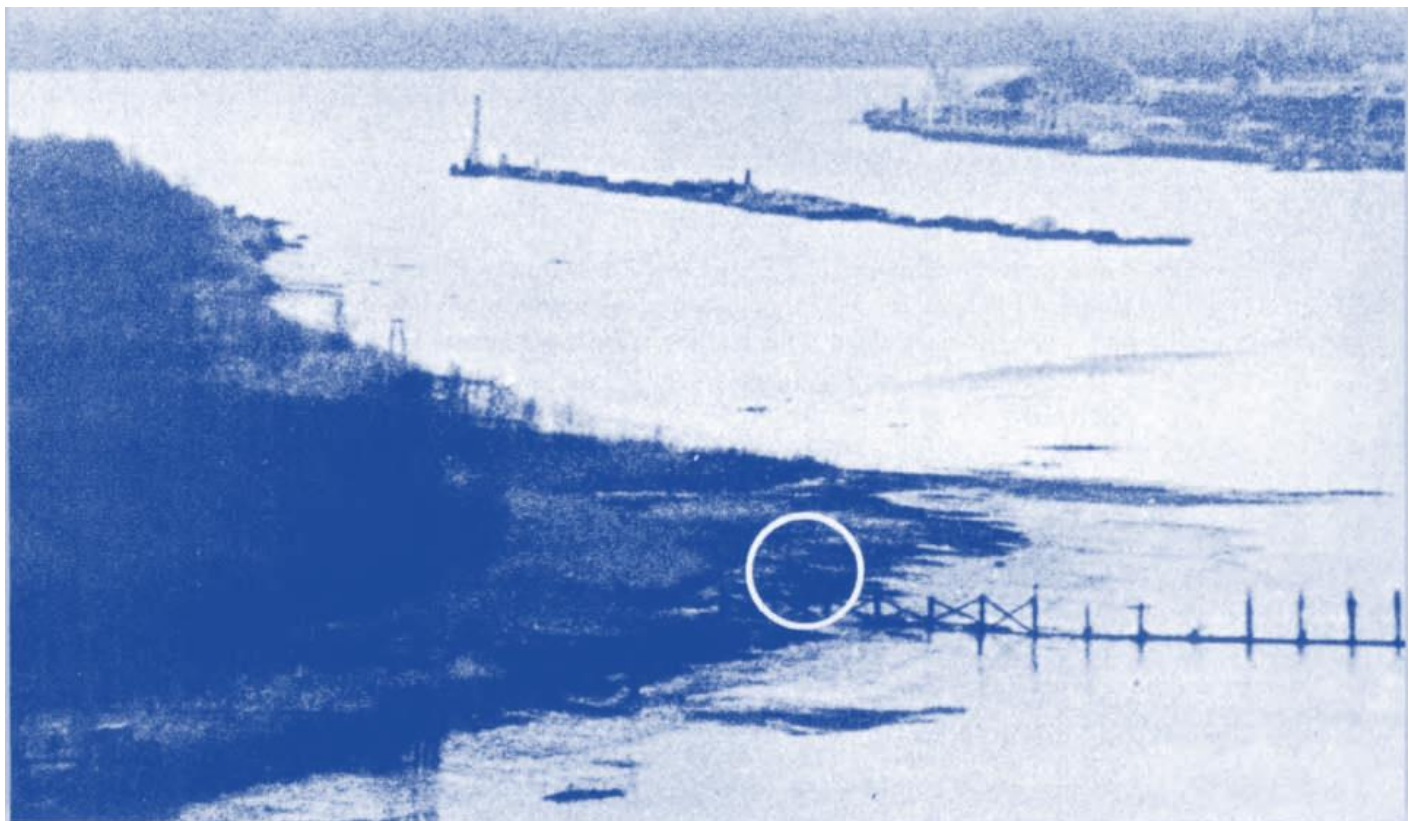
*Das Versteck im Gras,
nahe beim Ufer*

Erst nach dem Krieg wird bekannt, dass die Besatzung des dritten, bei den Zerstörern verschwundenen Kanus noch nicht verloren ist. Die zwei Männer haben, als sie die anderen nicht finden, sich allein auf den Weg gemacht, und verbringen diesen Tag auf derselben Insel, einige hundert Meter von den übrigen entfernt.

Sie haben die Gironde hinter sich gelassen und befinden sich jetzt in den Gewässern der Garonne, an der Bordeaux selbst liegt. Bordeaux ist nur noch 15 km entfernt.

Ursprünglich hatte Hasler beabsichtigt, den Angriff in der Nacht vom 10. zum 11. Dezember durchzuführen – sie sind aber noch nicht weit genug vorwärtsgekommen.

*Das letzte Versteck vor
dem Angriff: den 12. De-
zember 1942 verbringen
die zwei Kanu-Besatzun-
gen im hohen Schilf des
Ufers der Garonne im
Bereich des Hafens von
Bordeaux*





Col. Hasler und W.E. Sparks 1967 an der gleichen Stelle

H.G. Hasler:

«In der letzten Nacht, der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember, war das Wetter zum erstenmal ideal – eine mässige Brise und ein wolkiger Himmel mit Regen. Während der ersten zwei Meilen hielten wir uns mitten auf dem Fluss, dann folgten wir dem vom Schilfrohr begrenzten westlichen Ufer. Etwa um 22 Uhr bogen wir in eine Kurve der Garonne ein und sahen das, weshalb wir so weit hergekommen waren. Mehrere schwere Schiffe lagen am östlichen Kai im Bassin Sud, einem unserer Zielgebiete. Wir konnten die Stimmen ihrer Besatzungen hören.

Um 23 Uhr landeten wir und blieben in den Kanus. Die Flut ebte ab, und die Kanus setzten im Schlamm auf. Wir blieben hier für den Rest der Nacht und den ganzen nächsten Tag über – es war ein ideales Versteck. Das Schilf über unseren Köpfen war etwa 1 m hoch, und wir konnten ab und zu in den Kanus aufstehen und Ausschau halten. Der Schilfrohrstreifen war etwa 10 m breit, doch wussten wir durch die Luftaufnahmen, dass das Gebiet ringsum ziemlich dicht besiedelt war.»

Major Hasler entschliesst sich, mit Sparks zum westlichen Ufer des Hafens zu paddeln. Dem anderen Kanu erteilt er den Befehl, die zwei Schiffe, die sie den ganzen Tag über beobachtet hatten, anzugreifen.

H.G. Hasler:

«Während des Tages hatten wir die gesamte Fluchtausrüstung in zwei Säcken verpackt, und am frühen Abend gab ich Befehl, die Limpets herauszunehmen und ihre Sicherungen zu entfernen. Wir brauchten mehr als eine Stunde, um alle 16 Limpets zu entsichern. Zuletzt schwärzten wir unsere Gesichter noch einmal, wir schüttelten uns die Hände und wünschten einander viel Glück. Um 21.15 Uhr schlüpfen wir mit den Kanus durch das Schilfrohr, und es konnte losgehen. Auf dem Wasser der Garonne lag tiefe Ruhe. Die Gezeiten hatten den Hochwasserpunkt erreicht und begannen, sich nun bald in entgegengesetzter Richtung zu wenden. Dann sahen wir schliesslich eine lange Reihe von Schiffen. Wir brachten unsere Kanus parallel zum Kai und zogen die Tarnkapuzen hoch. Von nun an mussten wir uns entweder im Schatten eines Schiffes oder der Kaimauer halten. Nachdem wir die Reihe der Schiffe passiert hatten – wir befanden uns in Höhe des Stadtzentrums von Bordeaux – wendeten wir die Boote und liessen uns von der Ebbe zurück in Richtung der ersten vor uns aufragenden Schiffswand treiben.

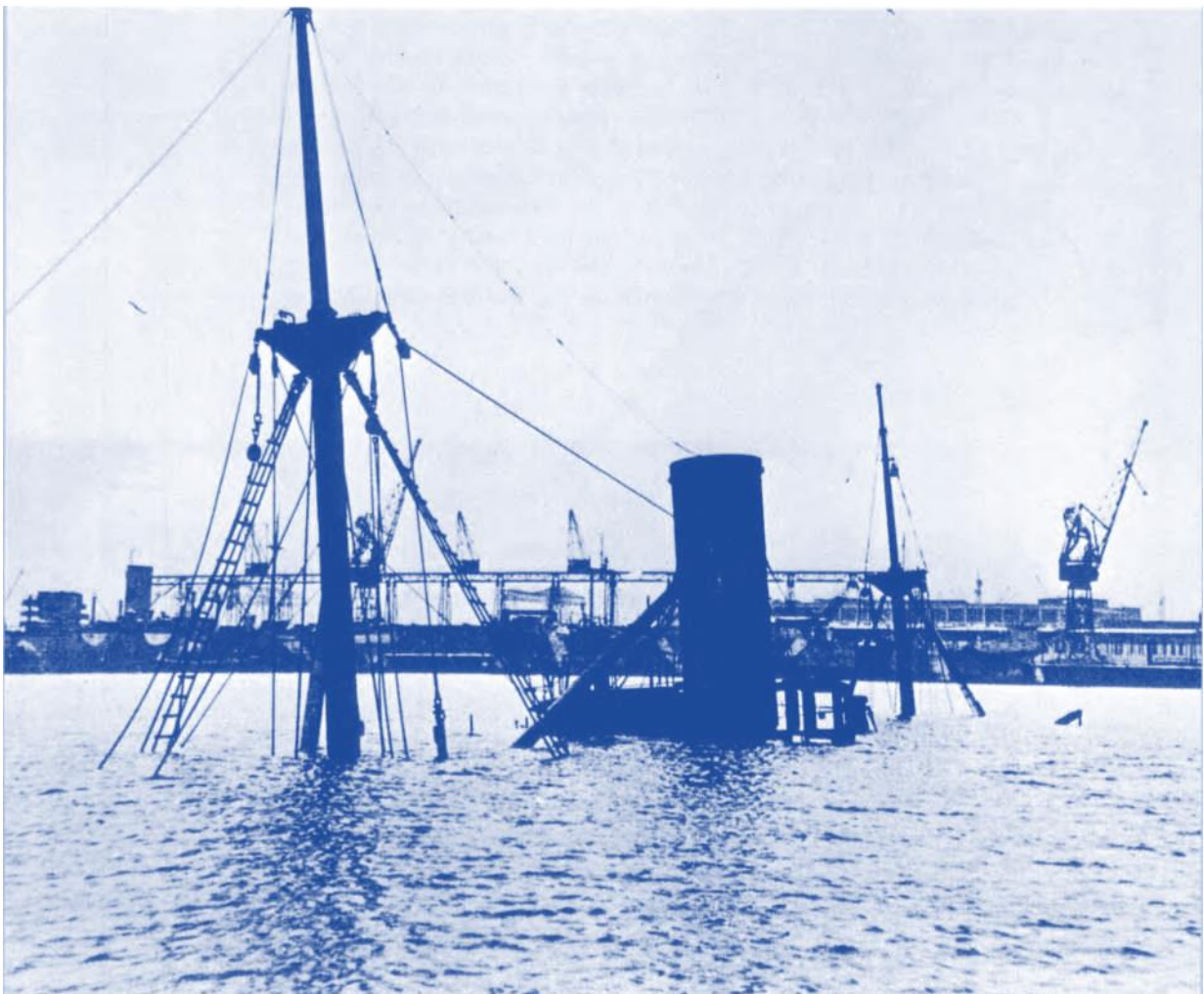
Bild Seite 163 umt
Hafen von Bordeat
13. 12. 15*

Als erstes kam ein grosses Handelsschiff. Gleich hinter seinem Bug verstaute ich die Paddel. Sparks hielt sich mit dem Magnet an der Schiffswand fest, während ich das erste Limpet an der Seite des Schiffes anbrachte. Durch das Brummen der Hilfsmotoren konnten wir bei den Schiffen den Maschinenraum ausmachen; die Stimmen von Männern und herüberklingende Musikketzen zeigten uns an, wo sich die Mannschaftsquartiere befanden.

Dann lag ein dicker Blockadebrecher vor uns. Ich beschloss, dass er zwei Limpets haben sollte. Mit einigen Paddelschlägen waren wir unter seinem Bug. Ich stoppte in der Nähe des Maschinenraumes, und Sparks befestigte dort die zwei Limpets.

Plötzlich hörten wir Geräusche auf dem Dede des Schiffes. Eine Taschenlampe leuchtete auf uns herab. Der Wachposten hatte uns gesehen. Sein Schatten stand ganz klar gegen den Himmel. Mit einem vorsichtigen Treiben der Paddel schlüpfen wir bis an die Wand des Schiffes. Die Wache, mit der Taschenlampe in der Hand, folgte uns, und wir konnten die eisenbeschlagenen Stiefel auf dem Eisendeck auftreten hören. Ein Jahrhundert verging. Wir konnten nicht ewig warten – ohne zu paddeln, liessen wir uns einfach unter dem Bug wegtreiben.

Ich führte das Kanu mitten in den Strom, wo die Ebbe am stärksten war, und wir schossen stromabwärts an den schlafenden Dörfern vorbei.



Erst nach dem Kriege sollten wir erfahren, dass, während wir die Limpets an den Schiffswänden angebracht hatten, zwei unserer Kameraden von den Deutschen erschossen wurden.

Von diesem Ereignis nichts ahnend, blieben wir an der Ile de Cazeau mitten im Strom liegen, um uns ein wenig auszuruhen. Wir hörten Geräusche hinter uns und sahen das zweite Kanu aus der Dunkelheit auftauchen. Seine Besatzung – *Laver* und *Mills* – hatte die zwei Schiffe im Bassin Sud angegriffen.»

Wieder zusammen, machen die zwei Kanus ihre letzte Fahrt gemeinsam durch die engen Gewässer zwischen der Ile de Cazeau und dem Festland. Ein wenig nördlich von Blaye hält die Gruppe an. Hasler erteilt seinen letzten Befehl an die zweite Kanu-Besatzung: «Gehen Sie hier an Land und verhalten Sie sich im Sinne unserer Fluchtinstruktionen.» Dann führen sie ihre Kanus auseinander und trennen sich. Hasler schaut noch einmal hinüber auf das andere Kanu – es wirkt plötzlich so klein und hilflos.

Die Deutschen sind völlig überrascht, als am Morgen des 12. Dezember 1942 im Hafen von Bordeaux ein Schiff nach dem anderen hochgeht. Vier Schiffe, von mehreren Limpets durchlöchert, sinken bis auf den Boden des Hafens. Ein Blockadebrecher und ein Tanker werden schwer beschädigt.

Nachdem *Laver* und *Mills* in den frühen Morgenstunden des 12. Dezember nördlich von Blaye gelandet sind, kommen sie zwei Tage lang gut vorwärts. Sie haben aber nicht das Glück, sich Zivilkleider besorgen zu können. Sie sind mehr als 30 km durch das schwierige Land gelaufen, als sie, noch immer in Uniform, festgenommen werden. Am zweiten Tag nach dem Angriff ist ausser der Besatzung des Haslerschen Kanus nur noch eine Kanumannschaft in Freiheit. Es ist die Besatzung, die schon in der ersten Nacht bei den Zerstörern von Le Verdon vermisst wurde. Nachdem sie die anderen aus den Augen verloren haben, machen sich die zwei Männer, *Mackinson* und *Conway*, mit ihrem Kanu allein auf. Eine Tagespause verbringen sie, ohne es zu wissen, ganz in der Nähe der übrigen zwei Kanus. Doch während der letzten Nachtfahrt zum Ziel streift ihr Kanu ein Unterwasserhindernis und wird vollständig zerstört. Sie retten nur das nackte Leben und müssen sich nun, ohne Fluchtausrüstung und Rationen, dazu ohne sonderliche Sprachkenntnisse, auf den Weg nach Gibraltar machen.

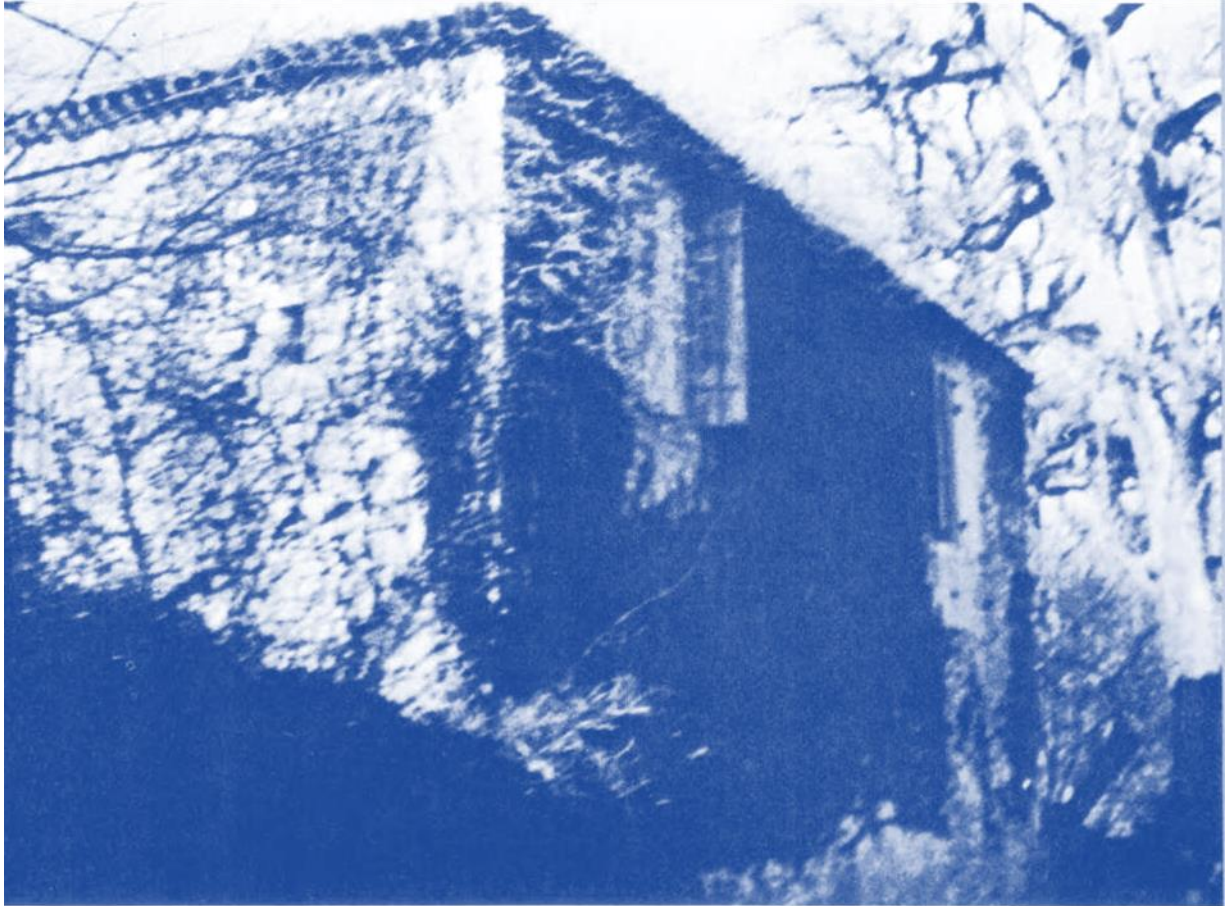


*Die Besatzung des zweiten Kanus,
das bis nach Bordeaux kam:*

Corporal A.F. Laver

und Marine-Soldat W.H. Mills

Mme. Jaubert 1967



In einem kleinen Dorf, etwa 30 km südöstlich von Bordeaux, fanden wir Mme. *Jaubert*, die sich an die beiden erinnert:

*Das Haus
der Familie Jaubert*

«Zwei Tage vor Weihnachten 1942 sahen wir aus dem Fenster unseres kleinen Hauses unseren Nachbarn, Monsieur *Cheyreau*, die Schienen entlangkommen. Hinter ihm zwei Fremde. Monsieur *Cheyreau* sagte uns, dass die zwei Engländer seien, die aus Bordeaux kämen. Ich fühlte mich den jungen Männern sehr zugetan. Wir vergewisserten uns aber, ob sie auch keine deutschen Polizeispitzel waren. Während der Nacht wusch ich die Anzüge der beiden. *Mackinson* hatte einen blauen Futterstoffanzug, und beim Waschen der Unterwäsche sah ich zu meiner Beruhigung, dass sie englische Handelsmarken trug. Trotz seines verletzten Knies war *Mackinson* bemüht, wegzukommen – vor allen Dingen wohl, weil die zwei wussten, in welcher schrecklichen Gefahr sie uns durch ihre Anwesenheit brachten. *Mackinson* erzählte mir, dass sie in Richtung Bilbao in Nordspanien weiterfliehen wollten. Am dritten Tag ihres Aufenthaltes bei uns fanden wir dann einen Franzosen, der sie bei Nacht über die Demarkationslinie nach Südfrankreich bringen wollte. Alles wurde verabredet, und wir trennten uns von ihnen mit Tränen in den Augen. Wir umarmten sie, wie unsere Kinder – sie waren solche nette Jungen.

Einige Zeit später hörten wir dann zu unserem Entsetzen, dass die zwei doch noch in die Hände der Deutschen gefallen sind.»

Nur Major *Hasler* und *Bill Sparks*, der uns die Erlebnisse der Flucht schildert, haben das gewagte Unternehmen überlebt.



Lieutenant J. W. Mackinson



Marine-Soldat James Conway



Louis Jaubert,
der die zwei Engländer aufnahm

Bill Sparks:

«Nach dem Angriff verliessen wir den Hafen Bordeaux; es war 6 Uhr morgens, und wir mussten nun überlegen, wieder nach England zurückzukommen. Es wurde eine Reise von fast 6 Monaten.

Hasler und ich gingen an Land, wir versenkten unser Boot und machten uns auf den Weg quer durch das Land. Während der ersten Zeit marschierten wir zu Fuss und nur nachts. Tagsüber hielten wir uns versteckt. Am zweiten Abend des Marsches versuchten wir, Zivilkleider zu bekommen. Wir klopfen wie Bettler an die Türen einsamer Bauernhäuser, und erst nach vielen vergeblichen Versuchen bekamen wir etwas. Die Sachen waren alt, und obwohl wir wie Strolche darin aussahen, waren wir sehr dankbar. Von jetzt an konnten wir endlich tagsüber weiterlaufen, so, als seien wir Bauern auf dem Weg zum Feld. Sehr oft klopfen wir um ein Stück Brot an mehreren Türen vergeblich – die Leute hatten einfach Angst, wir könnten deutsche Spitzel sein.»

Die Umgebung von Bordeaux wird bis hin zum Golf von Biskaya inzwischen von deutschen Suchtrupps durchkämmt. Alle gefangenen Männer des Kommandos werden – einige nach kurzem Verhör, andere nach ein paar Tagen Gefangenschaft – erschossen. Die Deutschen berufen sich dabei auf den neuen Geheimbefehl Hitlers, der bestimmt, dass Angehörige feindlicher Kommandosstrupps zu erschossen sind.

Erst am sechsten Tag ihrer Flucht stossen Major Hasler und Bill Sparks in einer verschmutzten Kneipe auf Mitglieder einer französischen Fluchtorganisation. Sie werden über die auch zu dieser Zeit noch scharf bewachte Demarkationslinie und von dort nach Lyon geschmuggelt.

Im alten Arbeiterviertel von Lyon werden sie in einer Wohnung untergebracht, die ein Sammelquartier für Flüchtlinge nach Spanien ist. Die zwei müssen hier warten, bis sich die Gelegenheit ergibt, sie nach Marseille und von dort zu den Pyrenäen zu bringen.

Erst Anfang März 1943 ist es soweit. Sie erfahren, dass zwei bisherige Fluchtrouten über die Pyrenäen verraten worden sind und man während ihrer Wartezeit in Lyon eine neue Route ausfindig gemacht habe. Hasler und Sparks, geschwächt und ohne geeignete Kleidung und Ausrüstung, riskieren ihr letztes grosses Abenteuer: den in dieser Jahreszeit besonders gefährlichen Pyrenäen-Übergang.

Erst im April 1943 werden Hasler und Sparks von Gibraltar aus nach England zurückgebracht, wo sie die traurige Pflicht haben, den Angehörigen ihrer Kameraden über deren Schicksal zu berichten.

Nach dem Kriege ist bekanntgeworden, dass eine der S.O.E. unterstellte Gruppe der Résistance vom November 1942 an eine ganze Serie von Limpet-Anschlägen gegen die im Hafen von Bordeaux liegenden Frachtschiffe vorbereitet hatte, deren Beginn auf die Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1942 festgelegt worden war.

Die in den Plan eingeweihten Dockarbeiter von Bordeaux waren nicht wenig erstaunt, als am Morgen des 12. Dezember mehrere mysteriöse Explosionen den Hafen erschütterten, und die Schiffe bereits 24 Stunden vor dem von ihnen geplanten Anschlag eines nach dem anderen im Hafenbecken versanken.



Der Fluchtweg von Major Hasler und Bill Sparks

Deutscher Suchtrupp an der Gironde-Mündung



Kennwort: Rote Kapelle

Moskau 1942. In der sowjetischen Hauptstadt laufen die Fäden der wohl grössten Spionageorganisation zusammen, die je aufgebaut worden ist.

Ihr Netz hat während des II. Weltkrieges ganz Europa überspannt. Mehrere hundert Geheimsender funkten unermüdlich ihre Nachrichten, die Einzelheiten strategischer Pläne aus Hitlers Hauptquartier ebenso korrekt meldeten wie scheinbar unbedeutende Namen einzelner Kompanieführer der deutschen Wehrmacht.

In Moskau wurden sie wie die Steine eines Mosaiks zusammengefügt – was sich ergab, war das bis ins Detail exakte Abbild des Feindes.

Den hochqualifizierten sowjetischen Spezialisten – Parteifunktionäre aus Moskau und junge Offiziere der Roten Armee – standen Vertreter aller Nationen Europas zur Seite, die sich – ungeachtet ihrer Nationalität, ihrer Weltanschauung oder Religion – vereinten, um Hitler Einhalt zu gebieten.

Es ist Frühling 1926, als die polnische Polizei den 22jährigen Arbeiter *Leopold Trepper* festnimmt und ihn für mehrere Monate ins Gefängnis schafft. Trepper ist einer der Anführer der schlesischen Arbeiterstreiks gewesen.

Nach seiner Freilassung geht er nach Warschau. Im Jahre 1904 in der polnischen Kleinstadt Nowy Targ südlich von Krakau geboren, hat Trepper an den Universitäten von Krakau und Lemberg Geschichte und Literatur studiert, bevor er während der Zeit der Wirtschaftskrise eine Anstellung als Arbeiter in einer schlesischen Metallgiesserei fand. Er schlägt sich nun mehrere Monate lang in Warschau durch, ist ohne feste Arbeit und ohne Wohnung, hungrig und verzweifelt und beschliesst, nach Palästina auszuwandern. Von nun an nennt er sich *Leiba Dab* und findet, glücklich in Palästina angekommen, zunächst Beschäftigung als Strassenarbeiter, wird dann Landarbeiter in einem Kibbuz und schliesslich Lehrling in einem Elektrogeschäft. *Moskau, Winter 1942*





Kattowitz, Polizeipräsidium, 1926. Zweiter von links: Leopold Trepper

Er tritt der kommunistischen Partei bei und wird wegen politischer Aktivität bald von den britischen Mandatsbehörden verhaftet, kommt aber wieder frei und wandert Anfang der dreissiger Jahre illegal nach Frankreich aus.

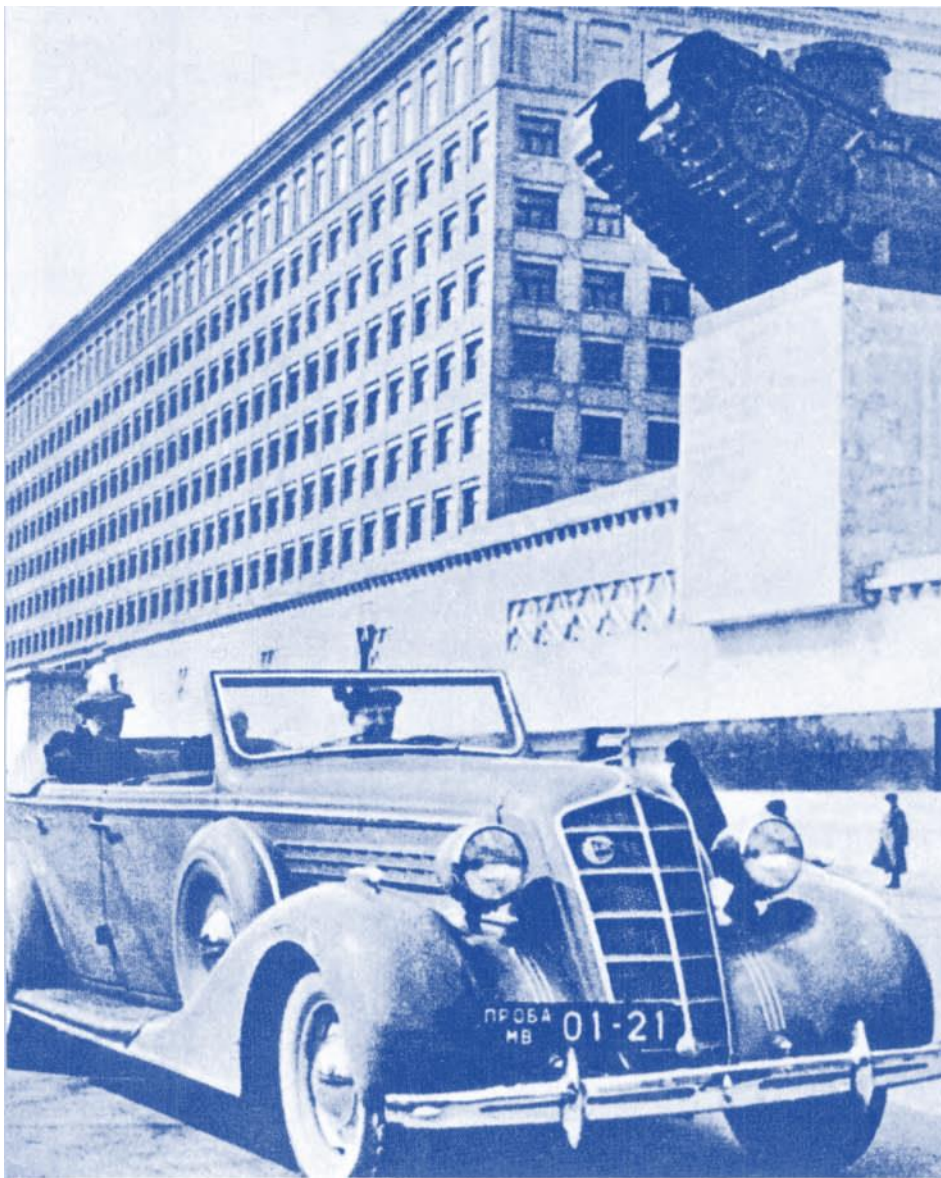
In Marseille wäscht er zunächst die Teller in einer Hafenkneipe und zieht dann nach Paris um, wo er sich als Halbenarbeiter und Anstreicher betätigt. Hier in Paris knüpft er seinen ersten Kontakt zum sowjetischen Geheimdienst und tritt einem sowjetischen Spionagering bei. Das hervorragend geführte und bestens abgeschirmte Netz arbeitet mehr als drei Jahre lang, bis es von einem Denunzianten verraten und aufgedeckt wird.

Leopold Trepper alias Leiba Dab gelingt es, sich rechtzeitig in die Sowjetunion abzusetzen. In Moskau angekommen, schickt man ihn zur Spionageausbildung auf die Kriegsakademie, und schon 1935, ganze 5 Jahre nach seiner Flucht, kommt Trepper wieder nach Frankreich.

Drei Jahre lang pendelt er zwischen der Sowjetunion und Westeuropa hin und her, die Aufträge seiner Dienststelle meisterhaft erfüllend.

Als kanadischer Staatsbürger lässt er sich im Herbst 1938 in Brüssel nieder, wo er mit dem Aufbau einer Spionageorganisation beginnt. Ganz offiziell nimmt er Geschäftsverbindung zu dem Kaufmann *Lea Grossvogel* auf, der ein Bekannter aus Palästina ist; Trepper und Grossvogel gründen die Firma «The Foreign Excellent Raincoat», eine Tarnfirma, die bald Filialen in Belgien, Frankreich, Holland und Skandinavien besitzt. Man schreibt Sommer 1939; Stalin ist Hitlers Bundesgenosse geworden, und das soeben aufgebaute Netz hat Order, seine Aktivität gegen Grossbritannien zu wenden.

Der II. Weltkrieg bricht aus, und als die deutschen Truppen im Mai 1940 in Belgien einmarschieren, fahren den deutschen Panzerkolonnen zusammen mit einigen bulgarischen Diplomaten auch zwei angesehene Geschäftsleute



*Die Moskauer
Kriegsakademie 1936*

aus Brüssel als Beobachter nach: die Herren Trepper und Grossvogel, die auf diese Weise Material für einen detaillierten Bericht über Strategie und Taktik des Blitzkrieges sammeln. Lange bevor noch die deutschen Militärs ihrem Führer eine ähnliche Studie zu diesem Thema vorlegen können, kennt Moskau bereits alle seine Einzelheiten.

Inzwischen hat man Trepper zwei sowjetische Offiziere zugeteilt: *Michail Makarow*, der ein Neffe von Aussenminister Molotow ist und als Staatsbürger von Uruguay, die Ostender Filiale von Treppers Tarnfirma führt, sowie Hauptmann *Viktor Sukulow*, späterer Deckname «*Kent*», der als Student aus Uruguay in Brüssel lebt.

26 40 91 Excellent Raincoat (The),
26 78 32 ----- r.Etangs Noirs,97-101.
17 32 86 Excellent Raincoat, (The Foreign), rye Fossé aux Loups,47.
37 18 03 Excelsior, fab.chapeaux, r.Norvège,3

*Auszug aus dem Brüsseler
Telefonbuch 1939/40*

Beide waren im Jahre 1937 nach Spanien beordert worden, wo sie auf Seiten der Republikaner gegen Franco gekämpft haben. Kent mietet im Hause Nr. 192 der Brüsseler Rue Royale im zweiten Stock einige Büroräume, in denen er sich mit einer Import- und Exportgesellschaft namens «Simexco» niederlässt.

Bereits im August 1940 verlegt Trepper, der sich jetzt *Jean Gilbert* nennt, einen Teil seiner Spionageorganisation nach Paris und überlässt Kent mit der Simexco den belgischen Teil des Netzes. Etwa um die gleiche Zeit wird Trepper zum Leiter der sowjetischen Spionage im gesamten Westeuropa ernannt und ihm der Rang eines Generals der Roten Armee verliehen.

Leo Grossvogel, dessen gesamter Besitz mittlerweile von den deutschen Besatzungsbehörden requiriert worden ist, begibt sich ebenfalls nach Paris. Der brillante Manager und Kaufmann stellt innerhalb weniger Monate nicht nur die finanzielle Grundlage, sondern auch die gesamte innere Organisation des neuen Netzes auf die Beine. Ein Dritter stösst hinzu: *Hillel Katz*; auch er stammt aus Polen und ist wie Grossvogel ein guter Bekannter Treppers aus der Zeit in Palästina. Aus Paris kann Trepper, von seinen Leuten «Grand Chef» genannt, bereits im Mai 1941 einen bedeutenden Erfolg nach Moskau melden: Die Information über den bevorstehenden Angriff Hitlers auf die Sowjetunion.

Doch Stalin, von der Arbeit Treppers ansonsten begeistert, ist der Meinung, der Grand Chef sei in diesem Fall wohl doch das Opfer einer englischen Provokation geworden.

Nachdem sich mit Hitlers Überfall am 22. Juni 1941 die Richtigkeit von Treppers Information bestätigt hat, beginnt die eigentliche Arbeit des Netzes. Immer mehr wird Paris zum Sammelbecken der verschiedenartigsten Informationen, die aus ganz Europa hier eintreffen – und von Paris aus überziehen die Kuriernetze Treppers fortan den Kontinent. Das Netz Treppers gibt Moskau Hoffnung darauf, dass, wie Stalin einmal sagte, auch «auf unserer Strasse einmal die Sonne scheinen wird».

An der Seine ist mittlerweile der Herbst eingezogen, und es ist jener 16. Oktober 1941, der Tag, an dem die Sowjetregierung und das diplomatische Korps die von Hitlers Truppen bedrohte sowjetische Hauptstadt verlassen und in das 300 km östlich gelegene Kuibyschew evakuiert werden, als in der Kanzlei des Tribunal de Commerce du Département de la Seine, der Pariser Handelskammer, unter der Nr. 28 5031 S die Import-Export-Firma Simex eingetragen wird.

Ihr Sitz ist eine Etage im Hause Nr. 78 an den Champs Elysees – eine ausgesprochen gute Adresse.

Dass in den verschiedensten Stadtteilen von Paris darüber hinaus insgesamt 10 Wohnungen als Kontaktlokale oder auch Verstecke angemietet worden sind, bleibt natürlich Geheimnis der Geschäftsführung von Simex.

Die Stadt Brüssel mit der Firma Simexco bleibt weiterhin ein bedeutender Umschlagplatz für Informationen aller Art und ist vor allen Dingen mit dem Sender PTX die wichtigste Übermittlungsstelle.

Im November 1941 erhält Kent Order, nach Berlin zu fahren. Im Tiergarten trifft er sich mit den zwei Hauptpersonen der deutschen Abteilung des Netzes. Der Funker der Berliner Gruppe hat sein auf Wechselstrom arbeitendes Funkgerät versehentlich an das Gleichstromnetz angeschlossen; es ist nicht mehr brauchbar, und Kent besorgt an Ort und Stelle ein neues Gerät und einen Instrukteur.



*Leopold Trepper
alias Jean Gilbert, 1942*

Simeth (A.), prof. mass., 35, r. de Berne (8')

.....39.H

Simèvre, art. bur., 1G, r. Bichat (in')

.....83.48

Siitiex, import., export., 78, av. Champs-Elysées (8*)... BALzac 50.13

Simex, import., export., 78, av. Champs-Elysées (8*)... BALzac 314*5

Simguy, mode, 1, boul. Haussmann (9')

.....04.14

S mha (R), modes, 6, boul. Jc Courcelles (17')

.....

CARnot 53114

*Auszug
aus dem Pariser Telefonbuch
1940/41*

Obwohl Berlin wieder eigene Funksendungen aufnimmt, befiehlt Moskau kurze Zeit später, man solle von nun an alle Nachrichten aus Berlin über Kurier nach Brüssel leiten und sie von dort über Kents Sender PTX zur Zentrale nach Moskau funken.

Mit Aufklärungsflugzeugen des Typs Fieseler Storch, deren lange Beine die Dächer zu berühren scheinen, oder mit dreimotorigen Junkers 52, die ebenfalls mit Peilgeräten an Bord versehen sind, sowie mit Hilfe von mobilen Peiltrupps werden die Grossstädte Westeuropas abgesucht nach den wie Pilze aus dem Boden schießenden Geheimsendern, die ihre Rufzeichen, Frequenz und Verkehrszeichen ständig verändern. Selbst in Berlin werden drei Sender festgestellt – einer von ihnen nicht ganz 3 km von der Zentrale der Funkabwehr entfernt. Als man sie anzupeilen versucht, verstummen alle drei plötzlich.

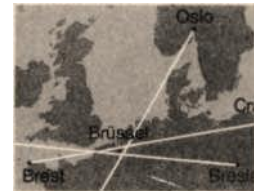
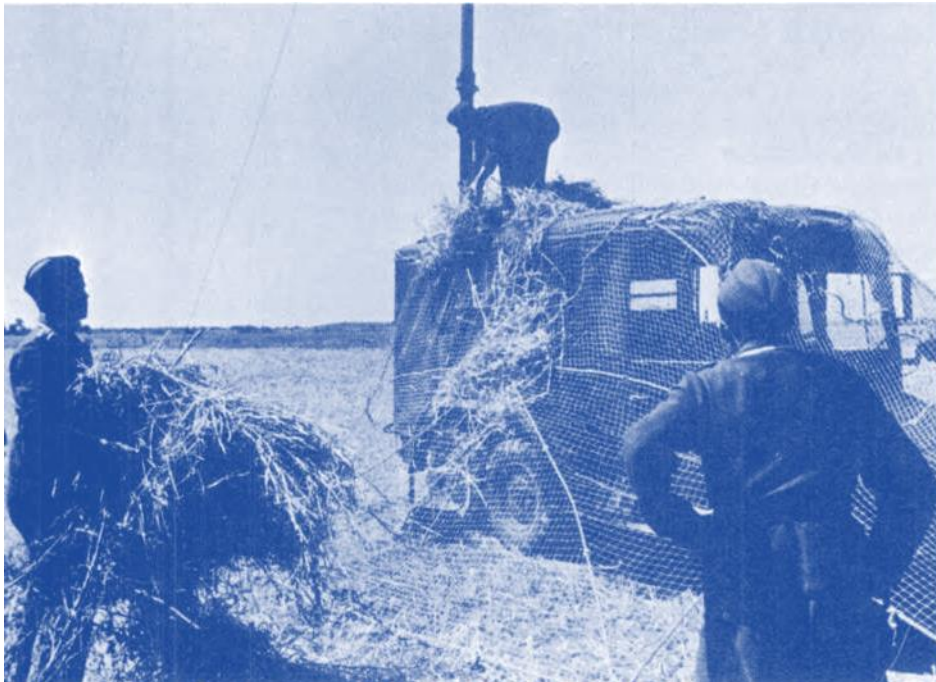
Der einzige Sender, der mit ungerührter Gleichmässigkeit seine Arbeit fortsetzt, ist der am 26. Juni 1941 entdeckte westeuropäische Geheimsender mit dem Rufzeichen PTX, der von der zentralen Funküberwachungsstelle der Wehrmacht für den Osten in Cranz, einem kleinen Ostseebad zwischen Danzig und Königsberg, festgestellt worden ist.

Um den Standort dieses Senders auszumachen, peilen ihn zunächst drei feste Fernpeilstationen – Breslau, Oslo und Brest – an. Die Geräte erfassen die Raumwellen, die vom Sender in die Ionosphäre ausgestrahlt und von dort zur Erde reflektiert werden. Der Punkt, an dem sich die Peilrichtungen der Stationen überschneiden, ist der Sitz des Geheimsenders. Durch unvermeidliche Ungenauigkeiten entsteht das sogenannte «Peildreieck» mit Seitenlängen von je etwa 50 km. Der Geheimsender PTX muss innerhalb dieses Dreiecks irgendwo an der belgischen Küste stehen.

Die Abwehr erteilt ihrem Mann in Belgien, dem Hauptmann der Reserve *Harry Piepe*, Auftrag, nach dem Sender PTX Ausschau zu halten. Piepe kommt, getarnt als jovialer holländischer Kaufmann namens *Riepert*, nach Brüssel, und eine Laune des Zufalls will es, dass er sich mit seiner Firma im gleichen Haus und auf dem gleichen Stockwerk niederlässt, wo die Export-Import-Gesellschaft Simexco ihren Sitz hat: Rue Royale Nr. 192. Nur eine verglaste Tür trennt die zwei Gesellschaften voneinander; und ab und zu treffen sich die beiden Firmeninhaber im Korridor, grüssen freundlich und gehen aneinander vorbei.



*Brüssel,
Haus Rue Royale Nr. 192
Sitz der Firmen Simexco
und Hauptmann Piepe
alias Riepert*



*Die deutschen
Fernpeilstationen*

*Ein Funkpeilwagen wird in
Stellung gebracht*

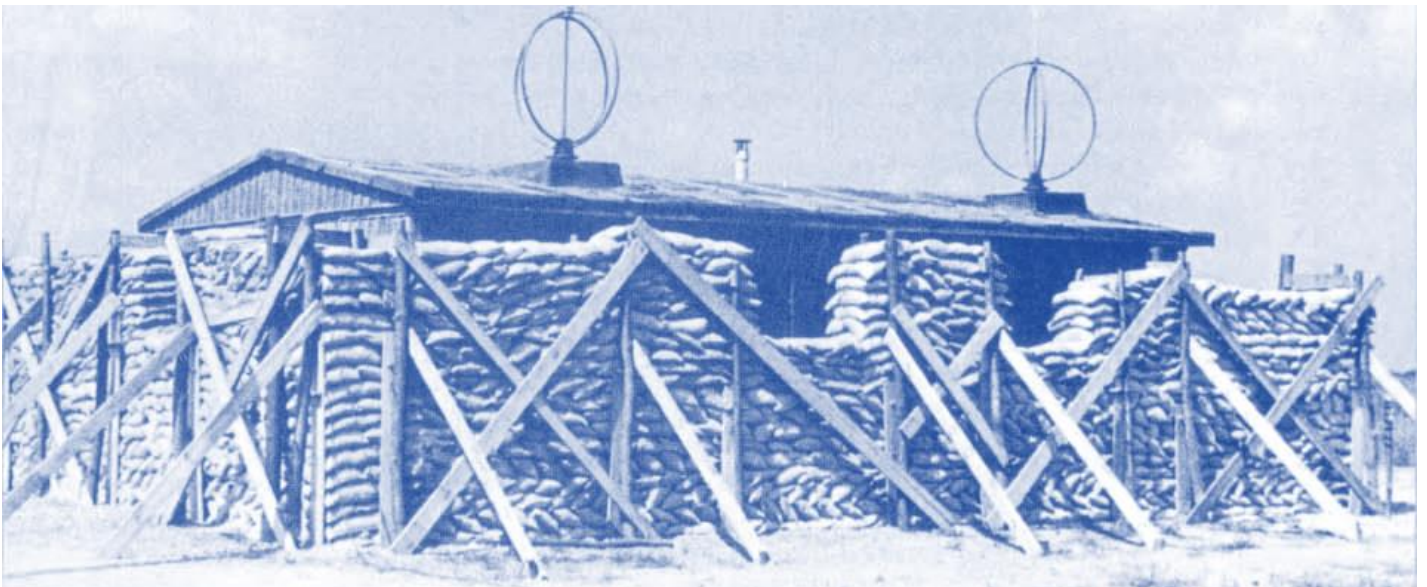


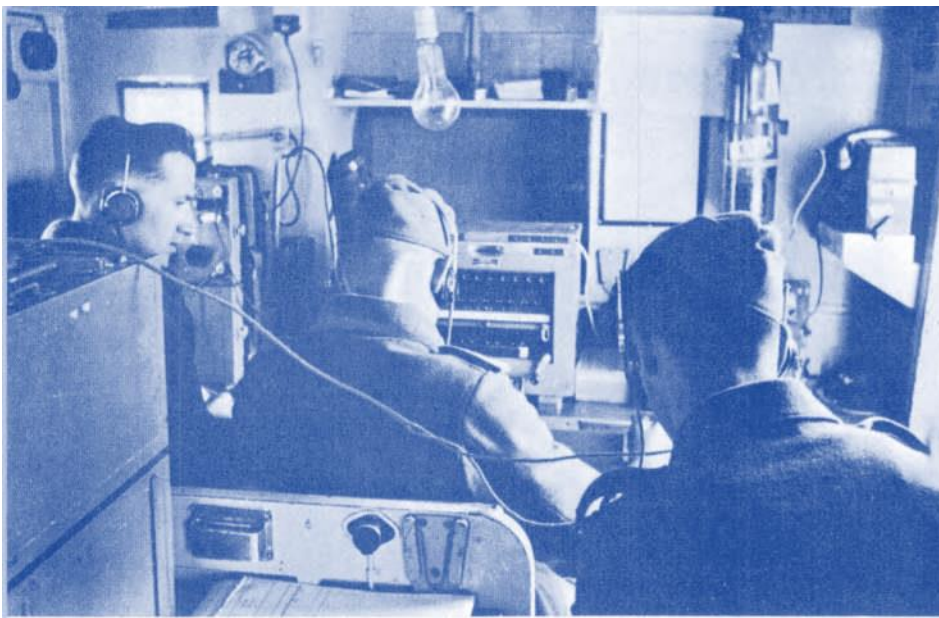
Ende November 1941 kommt Piepe eine Funküberwachungskompanie zu Hilfe, die mit modernsten Nahfeld-Peilgeräten ausgerüstet ist. Ihre Peilwagen, die in Funkverbindung zueinander stehen, kurven als harmlose Lieferwagen bzw. Pkws getarnt durch die Strassen Brüssels; solange, bis sich nach mehreren Tagen – Häuser, Hochspannungsleitungen, Brücken und Eisenbahnlinien haben die Arbeit erheblich erschwert – das Brüsseler Stadtviertel Etterbeek als Standort des Senders herausstellt.

*Peilflug über
dem Pariser Stadtzentrum*

Als nächstes fährt dann ein einzelner Lieferwagen nach Etterbeek, in dem ein Nahfeld-Peilgerät verborgen ist. Der Lieferwagen fährt ein um das andere Mal, immer engere Kreise ziehend, um das Stadtviertel und führt ab und zu Peilungen durch. Währenddessen wird die Stromversorgung einzelner Strassenzüge unterbrochen – als der Sender plötzlich seine Arbeit unterbricht, ist dies ein weiterer Beweis dafür, dass die Peilung richtig liegt. Nach etwa 14 Tagen ist der Standort des Senders bis auf einen Häuserblock in der Rue des Atrébates ausgemacht.

*Die Fernpeilstation
bei Brest, Frankreich*





*Inneses eines
deutschen Funkpeilwagens*

Als Zivilisten getarnt, schleichen nun Peiltrupps die Häusergruppe in der Rue des Atrébates entlang; Piepe immer mit ihnen. Der PTX-Funker scheint sich sogar so sicher zu fühlen, dass er auch auf die elementarste und einfachste Art der Sicherung verzichtet: er hat nicht einmal einen Wachtposten aufgestellt. Allerdings wären die harmlosen Passanten in der Rue des Atrébates auch einer Wache nicht als Peiler aufgefallen – die neuen deutschen Peilgeräte sind so klein, dass sie wie ein Gürtel unter dem Mantel umgeschnallt werden; der übliche grosse Kopfhörer ist ersetzt durch ein winziges Hörgerät, das der Peilspezialist im Ohr trägt. Sobald er sich dem Sender nähert, verstärkt sich der Summton des Peilers – vor dem Hause Nr. 101 scheint er am stärksten zu sein: also muss der Sender hier stehen. Es ist die Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1941, als Piepe mit 10 Mann der Geheimen Feldpolizei – kurz GFP genannt –, die mit Feuerwehrleitern und Äxten ausgerüstet sind, den aus drei Häusern bestehenden Block umstellt. Da er in alle drei Häuser gleichzeitig einzudringen gedenkt, holt er sich aus der nahegelegenen Kaserne noch 25 Soldaten Verstärkung.



*Hauptmann der Reserve
Harry Piepe, 1941, und ...*

Hauptmann der Reserve Harry Piepe:

«Um unbehindert und ohne Aufsehen zu erregen den Funkapparat auszuheben, wurde eine in der Nähe befindliche deutsche Militärkompanie zur Verfügung gestellt, die über ihre Knobelbecher Socken zogen und in einem Umkreis von einigen hundert Metern das verdächtige Haus umstellten. Bald nach halb drei wurde X-Zeit ausgelöst und in die drei verdächtigen Häuser eingedrungen.

Der Sender wurde in dem mittleren Haus ermittelt; gleichzeitig sprang ein Mann über die Mauer eines nahegelegenen Gartens und verschwand. Er wurde aber später von der GFP gestellt und ausgeliefert.

Im Hause selbst befand sich im Parterre eine Dame, die beharrlich schwieg, und auf einem Feldbett sass, in dem sie geschlafen hatte. In der ersten Etage stand das noch warme Funkgerät mit vielen, vielen Telegrammen, die aber alle – besonders die Anweisungen für die deutschen Funker – in deutscher Sprache abgefasst waren.

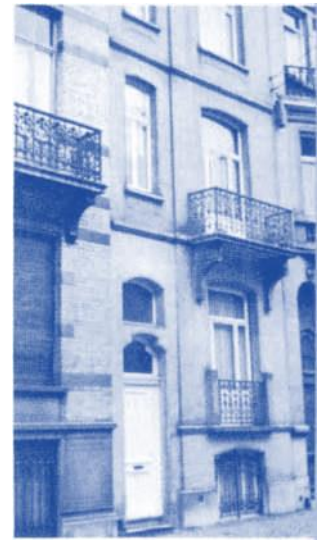
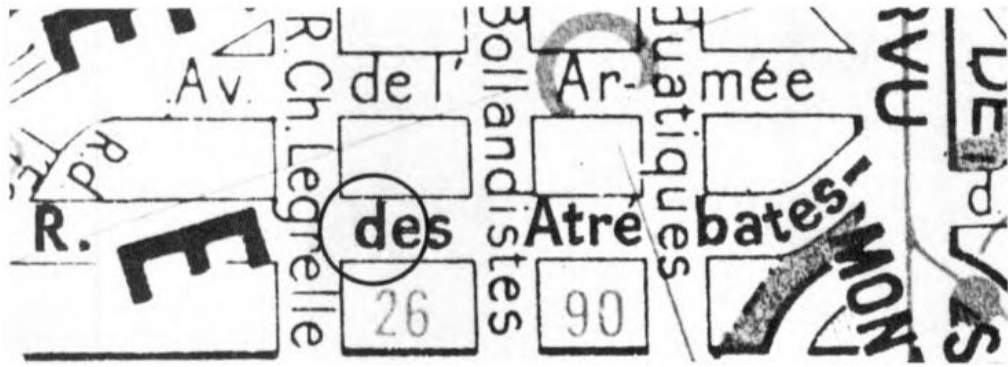
In der zweiten Etage befand sich eine weitere Dame, die – wie sich bald herausstellte – eine deutsche Emigrantin war. Sie gestand uns unter Tränen, dass sie zu ihrer Tätigkeit mehr oder minder gezwungen war aus einer Notlage heraus und gab uns bereitwillig Auskünfte über das, was im Hause vor sich ging. Sie warnte uns vor Parterre.

Wir begaben uns mit der GFP in die Parterre-Wohnung und nahmen die Dame, die sich als



*... als niederländischer
Kaufmann Riepert in Brüs*

Pariserin herausstellte, ins Verhör. Sie schwieg wiederum. Aber beim Durchsuchen der Wohnung konnten wir eine Tapetetür feststellen, die wir öffneten und hinter der sich eine vollständige Fälscherwerkstatt befand mit Fotografien, Wehrmachtsformularen und allen Dingen, die ein deutscher Soldat im besetzten Gebiet benötigte.



Daneben fanden wir verschiedene Tinkturen, die sofort zur Analyse nach Köln geschickt wurden. Die Untersuchung brachte ein überraschendes Ergebnis. Es waren insbesondere Kulturen, mit deren Hilfe Ruhrepidemien und Typhusepidemien hervorgerufen werden konnten, wie sie ja auch tatsächlich in Paris vorgekommen waren. Wir fanden daneben präparierte Ratten, die mit einer kleinen Bombe versehen werden konnten, sowie eine Geheimtinte, die, wenn sie benutzt gewesen war – und sie war es tatsächlich – unseren Wissenschaftlern bisher nicht bekannt war.»

Oben links: Ausschnitt aus dem Brüsseler Stadtplan: Rue des Atrébates

Oben rechts: Brüssel, Rue des Atrébates Nr. 101

Der festgenommene Funker, der sich als Staatsbürger von Uruguay ausgibt und einen Pass auf den Namen *Carlos Alamo* besitzt, wird als der Hauptmann der Roten Armee und Molotow-Neffe Michail Makarow identifiziert. Piepe macht eine erste Bestandsaufnahme, überprüft die Personalien der zwei ausser dem Funker festgenommenen Personen und fährt mit ihnen zum Quartier der GFP zurück.



Harry Piepe, 1969

Hauptmann der Reserve Harry Piepe:

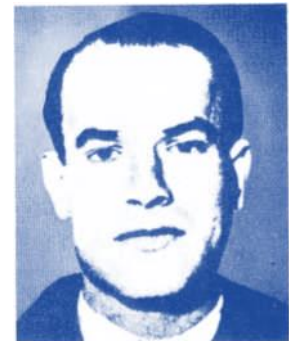
«Nach Abschluss der ersten kurzen Vernehmung in der Rue des Atrébates verliessen wir gegen 6 Uhr morgens das Haus. Wir liessen drei Leute zurück, die den Auftrag hatten, alle anlaufenden Personen festzuhalten, bis wir gegen Mittag zurückkehren würden.

Gegen 9 Uhr morgens erschien auch tatsächlich im Hause ein Mann mit einem Korb, der die Hausfrau sprechen wollte. Er hatte Kaninchen zum Verkauf anzubieten, die die Hausfrau in früheren Tagen immer bei ihm bestellt hatte. Der Ausweis lautete auf einen durchaus seriösen Mann aus Brüssel, und es war kein Verdachtsmoment vorhanden. Später stellte sich dann heraus, dass es sich um den Grand Chef gehandelt hatte, der mal nach dem Rechten sehen wollte.

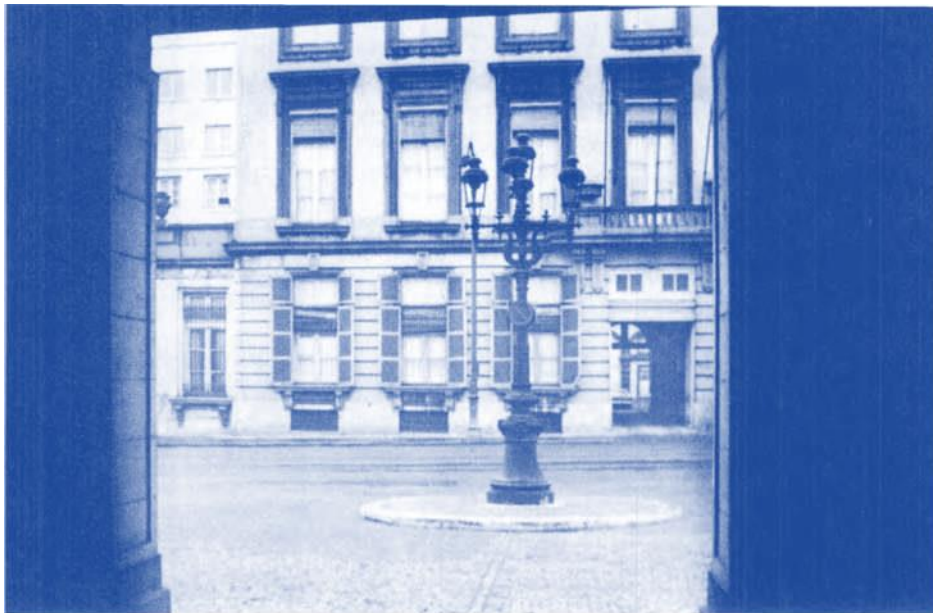
Die weiteren Ermittlungen ergaben, dass der Grand Chef all seine Leute gewarnt hatte und sie sich tatsächlich weiter völlig still verhielten.»

In der Brüsseler Abwehrleitstelle meldet Piepe am Morgen des 13. 12. 1941 seinem Vorgesetzten die Aktion in der Rue des Atrébates. Ein Rapport für Berlin wird ausgearbeitet, und es stellt sich die Frage nach dem Kennwort für diese «Kapelle», wie die Abwehr feindliche Funkergruppen zu bezeichnen pflegt. Piepe überlegt kurz und sagt dann: «Rote Kapelle».

Die weiteren Ermittlungen in Sachen «Rote Kapelle» erhalten Priorität bei Gestapo und Abwehr und rangieren in der höchsten Geheimstufe: «Geheime Reichssache». Hitler selbst befiehlt: «Dieses Geschwür muss ausgebrannt werden!»



Michail Makarow
alias Carlos Alamo



Brüssel, Avenue Louise,
Sitz der Abwehrleitstelle
Brüssel

Im Kamin von Makarows Zimmer finden die Leute Piepes ein verkohltes Stück Papier, auf dem gerade noch einige Zahlenkombinationen erkennbar sind. Dieser Fetzen Papier sollte dem Berliner Teil des Netzes zum Verhängnis werden.

Nach sechswöchiger Arbeit entziffern die deutschen Code-Brecher die Zahlenreihe als den Namen «Proctor». Man vermutet, dass dies der Name eines Romanhelden und der Roman, in dem Proctor vorkommt, das Schlüsselbuch für den Code ist.

Mehrere Wochen verbissener Suche vergehen, bis man das gesuchte Buch in einem Pariser Antiquariat findet: es ist der Roman «Le miracle du Professeur Wolmar» von Guy de Téramond, der im Jahre 1910 als Werbegeschenk des Verlages der Zeitschrift «Monde Illustré» vergeben wurde und im Handel nie erhältlich war.

Das Buch ermöglicht es dem deutschen Dechiffrierer, fast ein Drittel der mittlerweile von der Funkabwehr auf Band aufgezeichneten Funksprüche von PTX zu entziffern. Einer der zurückliegenden Funksprüche war von der Zentrale an Kent gerichtet und hatte folgenden Wortlaut:

«An Kent. Von Direktor. Persönlich. Begeben Sie sich sofort zu den drei angegebenen Adressen: Neu-Westend, Altenburger Allee Nr. 19, drei Treppen rechts, Choro. – Charlottenburg, Fredericiastrasse Nr. 26a, zwei Treppen links, Wolf. – Friedenau, Wilhelmshöher Strasse Nr. 18, vier Treppen links, Bauer.»

Es war der Funkspruch, der Kent seinerzeit zur Reise nach Berlin veranlasst und der zu dem Treffen im Tiergarten geführt hatte.

Nach Entschlüsselung des Funkspruches ist es für die Gestapo eine Kleinigkeit, festzustellen, dass Choro der Oberleutnant der Reserve *Harro Schulze-Boysen* ist, ein Protégé von Reichsmarschall Göring, in dessen Luftfahrtministerium Schulze-Boysen als Abwehroffizier dient. Schulze-Boysen ist Chef der Gruppe Choro; der Deckname Bauer steht für den Oberregierungsrat im Reichswirtschaftsministerium *Arvid Harnack*, der Chef einer Gruppe namens Arvid ist. «Wolf» ist *Dr. Adam Kuckhoff*, ein Schriftsteller und Regisseur.

Der in der Altenburger Allee wohnende Schulze-Boysen ist der Kopf und das Herz der Berliner Organisation. Energisch und den Tod verachtend, ist er seiner Idee, das NS-Regime zu stürzen, vollständig ergeben.

Dr. Arvid Harnack aus der Fredericiastrasse Nr. 26a sammelt im Auftrag der Sowjetischen Botschaft in Berlin schon seit 1935 Informationen und ist durch einen Beamten der Botschaft zur Zusammenarbeit mit Oberleutnant Schulze-Boysen ermutigt worden. Seit Mitte Juni 1941 sendet die Gruppe Schulze-Boysen/Harnack mit Hilfe von drei Funkgeräten, die



Das Codebuch des
Brüsseler Senders der
«Roten Kapelle»

ihr von der sowjetischen Botschaft überlassen worden sind, fast Nacht für Nacht ihre Informationen über strategische und taktische Einzelheiten nach Moskau. Insgesamt mehr als 500 Berichte werden übermittelt; daneben Beschreibungen neuer Kampfflugzeuge wie z.B. der Messerschmitt 210, Flugortungsgeräte, Flugabwehr-Raketen und anderer Geheimwaffen.

Allerdings verfügt die Berliner Gruppe über einen nur amateurmässig ausgebildeten Funker namens *Hans Coppi*, der zudem auch noch alle drei Sender bedienen muss. Als er eines Tages aus Versehen einen der Sender beschädigt und dadurch das gesamte komplizierte Übermittlungssystem durcheinanderbringt, funkt Moskau die schicksalhafte Weisung an Kent in Brüssel, in Berlin an Ort und Stelle festzustellen, weshalb die Funkverbindung ständig abreisst.

In den Mittagsstunden des 30. August 1942 verhaftet die Gestapo Schulze-Boysen in seinem Büro im Luftfahrtministerium; während der nächsten Wochen, bis etwa Mitte Oktober, werden insgesamt 117 Personen verhaftet und in die Keller der Gestapo-Zentrale gebracht.

Den mit allem Raffinement und ohne jede Rücksichtnahme geführten Gestapo-Verhören nicht gewachsen, brechen viele der Gefangenen zusammen und geben die Namen weiterer Mitarbeiter preis. Nur wenige schweigen beharrlich.

Gestapo-Chef *Himmler* muss auf besonderen Befehl Hitlers, nachdem seine Leute die Vernehmungen abgeschlossen haben, die Gerichtsherrschaft Reichsmarschall *Göring* überlassen, den Hitler anweist, das «Geschwür bis Weihnachten 1942 ein für allemal auszumerzen».

Nach einer Farce von Gerichtsverhandlung, in der auf 16 Angeklagte ein Pflichtverteidiger kommt, der oft nicht einmal die Anklageschrift kennt, werden 64 Todesurteile gefällt.

Im Gefängnis Plötzensee werden am 22. Dezember 1942 die ersten Urteile vollstreckt – 8 Männer sterben durch den Strang, 3 Frauen unter der Guillotine.

Für *Trepper* in Paris hat sich um diese Zeit der Standortwechsel bereits bezahlt gemacht: der Sitz der Firma *Simex* ist vortrefflich gewählt; er liegt nur wenige Schritte von der Zentrale der Organisation *Todt* in Frankreich entfernt; und im Cabaret *Lido* trifft man zahlreiche massgebliche Chefs dieser Organisation. Schon innerhalb weniger Wochen nach ihrer Gründung ist die Firma *Simex* zu einem der wichtigsten Lieferanten der Organisation *Todt* geworden, die sich auf Befehl Hitlers für den Bau des Atlantikwalls rüstet. Alles, was – mit Ausnahme der Bewaffnung – zum Erstellen der Atlantikwall-Bauten erforderlich ist, wird prompt und preiswert von *Simex/Paris* bzw. *Simexco/Brüssel* geliefert: Zement, Beton-

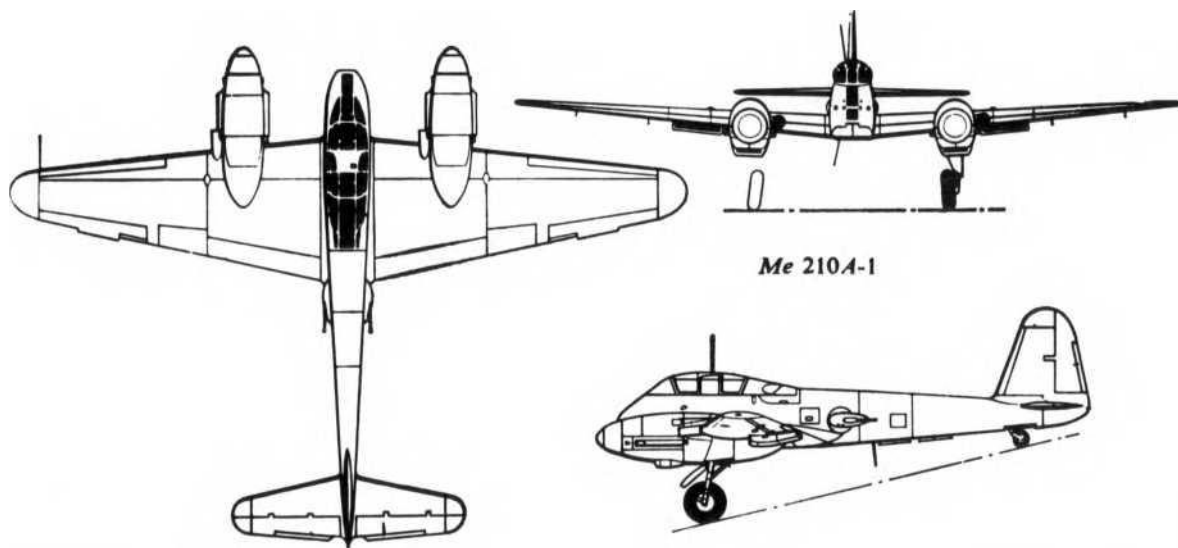


Oberleutnant
Harro Schulze-Boysen



Oberregierungsrat
Arvid Harnack

Das in den Berichten der «Roten Kapelle» erwähnte neue deutsche Flugzeug vom Typ *Me 210 A-1*



misch-Maschinen, Kräne, Holz für die Baugerüste, das gesamte Schanzmaterial, Feldbahnen, Baracken und Ausstattung für die Unterkünfte der Arbeiter, Strassenbau-Maschinen und Einrichtungen für Erdarbeiten zum Bau von Flugplätzen, leichtes und schweres Pioniergerät – ja sogar Lkw und Pkw.

Der Atlantik wall ist das grösste Bauvorhaben des II. Weltkrieges, und die Umsätze der beiden Firmen, die dank ihrer Zuverlässigkeit und Seriosität grösstes Vertrauen bei den deutschen Besatzungsbehörden geniessen, klettern schnell in die Millionen Francs. Die Expansion der beiden Häuser ist so augenscheinlich, dass die französische Resistance ihre Leute anweist, die Tätigkeit der Firmen zu überwachen, damit sie nach dem Kriege wegen Kollaboration zur Rechenschaft gezogen werden können.

Dass jedoch mit der Gewinnspanne, die im Durchschnitt bei etwa 50% liegt, ein ganzes Spionagenetz und das Privatleben seiner Chefs finanziert werden, bringt die Resistance vorläufig nicht in Erfahrung.

Ein Teil der Gewinne dient dazu, immer neue deutsche Beamte und Offiziere zu bestechen, die in der Folge weitere lukrative Aufträge beschaffen, wodurch dem Netz schliesslich kein grösseres deutsches Bauvorhaben im besetzten Westeuropa mehr entgeht und ihm keine Truppenbewegung verborgen bleibt.

Kent zieht mit seiner Geliebten in ein 27-Zimmer-Herrenhaus am Brüsseler Boulevard Brand-Whitlock ein; er nennt über 50 Anzüge und ein Landhaus sein Eigen, während Trepper in Mittelfrankreich ein Schloss kauft, das seinen Agenten als Erholungsheim dient. Ein Gutshof, den er ebenfalls erworben hat, versorgt die Angestellten der beiden Tarnfirmen mit frischen Lebensmitteln.

Im Hotel Majestic, dem Pariser Hauptquartier der deutschen Militärbefehlshaber, beschafft eine Sekretärin jeden Tag Kopien der geheimen Berichte über die Lage im Westen. Sie wechselt später über zum Wehrmachtsquartieramt und wird von dort zum deutschen Botschafter in Paris, *Abetz*, versetzt, dem sie als persönliche Sekretärin dient.

Praktisch gibt es in Paris keine höhere deutsche Dienststelle, in die Trepper nicht seine Agenten eingeschleust hat.

In der Regelmässigkeit und dem Umfang einer internationalen Presseagentur vergleichbar, werden alle Informationen an die Zentrale in Moskau übermittelt. Leopold Trepper, dem Grand Chef und General der Roten Armee, ist das gelungen, was keinem anderen Nachrichtendienst der Alliierten während des II. Weltkrieges möglich war: den deutschen Organisations- und Führungsapparat zu unterwandern. Kurz nach der Aushebung des ersten Senders in Brüssel im Dezember 1941 beginnt die grösste Agentenjagd in der Geschichte des Dritten Reiches: Abwehr, GFP (Geheime Feldpolizei), Peiltrupps, Gestapo, Sicherheits- und Ordnungspolizei rücken aus zum Kampf gegen die «Rote Kapelle». Hauptmann Piepe wird ein Gestapobeamter zugeteilt: der Kriminalrat und SS-Hauptsturmführer *Karl Giering*, der mit seinen Leuten in Brüssel das «Sonderkommando Rote Kapelle» gründet.

Doch der Grand Chef hat bereits gehandelt. Sein Mann in Belgien, Kent, der sich mittlerweile «Petit Chef» nennt, ist nach Marseille beordert worden, wo er ab Dezember 1941 ein Ausweichnetz aufzubauen beginnt.

Es entgeht dem Sonderkommando nicht, dass das Netz seine Arbeit in Belgien eingestellt hat und sie in Paris weiterführt.

Also übersiedelt man schon wenige Tage nach Gründung des Kommandos – Anfang 1942 – nach Paris. Die Peiltrupps beginnen ihre Arbeit an der Seine: denn irgendwo im Häusermeer von Paris arbeitet ein neuer Geheimsender.

Am 10. Juni 1942 hat man den Standort des Senders im Pariser Vorort Rueil-Malmaison auf zwei Häuser angepeilt – die Deutschen greifen zu und nehmen das aus Polen stammende Ehepaar *Hersch und Myra Sokol* fest. Trotz Folterung schweigen beide tapfer – als man jedoch vor den Augen von Myra Sokol ihren Mann erschiessen will, gibt sie Details über Funkprüche, die Namen von Mitarbeitern und das Wichtigste, den Decknamen des Grand Chef, preis.



Zwei, denen die Geheime Reichssache «Rote Kapelle» direkt obliegt: Reichsmarschall Hermann Göring und Reichsführer-SS Heinrich Himmler



Die Vernehmungen des Ehepaars Sokol sind fast abgeschlossen, als plötzlich wieder in Brüssel ein Geheimsender tätig wird.

Hauptmann der Reserve Harry Piepe:

«Der Sender hatte vielfach seinen Ort gewechselt und andererseits war er auch recht vorsichtig geworden. Dennoch konnten wir ermitteln, dass in Schaerbeek der Sender stehen musste in einem Hause, das mindestens vier Etagen hatte, und die Funkpeilung konnte sogar feststellen, dass der Funker auf dem Dachboden sitzen musste. Auch dieses Mal wurde das Haus mit Hilfe eines Zuges der Luftwaffe umstellt, die GFP drang mit mir ins Haus ein – oben im Dachzimmer brannte Licht. Es wurde gewaltsam geöffnet, aber der Raum war

Mit Flugzeugen und Peiltrupps geht über den Dächern von Paris die Jagd nach dem Sender der «Roten Kapelle» weiter

leer. Nur das Dachfenster stand offen. Ein Blick aus dem Dachfenster bewies uns, dass der Mann, der dort tätig gewesen war, von Schornstein zu Schornstein sprang und einen Schuss auslöste, um uns zu verscheuchen. Weitere Schüsse gab er auf die unten harrenden Soldaten ab. Als seine Munition verschossen war, sprang er von Haus zu Haus weiter und verschwand in einer Dachkammer, deren Fenster er zerschlug; wir hörten eine Frau schreien. Bei der Durchsuchung des betreffenden Hauses fanden wir den Mann im Keller unter einer umgestülpten Badewanne und nahmen ihn fest. Die Unterlagen, die beim Funkgerät gefunden wurden, waren in erster Linie in deutscher Sprache abgefasst.

Der Mann wurde sofort in das Büro der GFP abgeführt, wo ich ihm vorschlug, statt sich mit der französischen Sprache abzumühen, möge er lieber Deutsch sprechen. Er war damit einverstanden, und es stellte sich heraus, dass er *Johannes Wenzel* war, ein Deutscher, der jahrelang im Rheinland als Funktionär der KPD tätig gewesen war. Für Berlin, wohin wir sofort Meldung machten, stellte er eine höchst wichtige Persönlichkeit dar, wogegen wir ihm eben nur nachweisen konnten, dass er der Nachfolger des Senders Rue des Atrébates war. Wenzel hatte in erster Linie Angst, der Gestapo in die Hände gefallen zu sein. Wir konnten ihn in dieser Hinsicht beruhigen, und er sprach – wenn er uns auch nicht alles sagte, so erhielten wir dennoch viele Details, die uns davon überzeugten, dass er lange Zeit militärische Geheimnisse verraten und sie nach Moskau durchgegeben hatte.»

Johannes Wenzel, Chef-Funker der «Roten Kapelle» in Westeuropa, wird umgedreht und führt später im Auftrag der Gestapo das Funkspiel auf den zwei Sendern weiter, die bei der Gruppe in Berlin beschlagnahmt werden. Doch nicht nur dies – einmal der Gestapo ausgeliefert, gibt er auch das Versteck von *Konstantin Jefremow* preis, dem Offizier der Roten Armee, der inzwischen Chef der «Roten Kapelle» in Belgien ist.

Im Sommer 1942 kehrt Hauptmann Piepe mit seinem Gestapo-Team nach Paris zurück, wo in der Rue des Saussaies Nr. 11 das Hauptquartier eingerichtet wird. Die Suche nach dem Grand Chef soll wieder aufgenommen werden.

Man besitzt inzwischen nicht nur sein Foto, das in Brüssel gefunden wurde, sondern kennt ebenso seinen Decknamen, und man weiss von Wenzel, dass der Grand Chef sich in Paris aufhält.

Auch die wahre Tätigkeit der Häuser Simex und Simexco ist den Deutschen mittlerweile klargeworden.

Die Pariser Simex ist vor einigen Monaten in eine grössere Büroetage am Boulevard Haussmann verzogen – doch weder Trepper noch seine engsten Mitarbeiter Grossvogel und Katz lassen sich im III. Stock der Nr. 89, Boulevard Haussmann, blicken – und die Angestellten kennen ihr Versteck nicht.

Piepe und Giering versuchen zwar, den Grand Chef durch ein lukratives Geschäft mit Industrie-Diamanten in die Falle zu locken, doch fällt dieser auf keinen Trick herein. Trepper und seine Mitarbeiter sind irgendwo in der Stadt untergetaucht.

Der Grand Chef, der sich seiner hoffnungslosen Situation bewusst ist, trifft mit seinen zwei Freunden Vorbereitungen zur zeitweisen Stilllegung des Pariser Netzes und der Verlegung nach Südfrankreich. In einem letzten aus Paris abgesetzten Funkspruch warnt er Moskau ausdrücklich vor dem künftig möglichen Funkspiel der Gestapo.

Er selbst wird zunächst einmal sterben – ein befreundeter Arzt wird den entsprechenden Totenschein ausstellen, man wird eine unbekannte Leiche beerdigen, und der Grand Chef wird offiziell nicht mehr auf dieser Welt sein.

Bevor er jedoch in der Provinz untertaucht, möchte er noch kurz seine Zähne in Ordnung bringen lassen.

Hauptmann der Reserve Harry Piepe:

«Wir hörten und sahen nichts mehr. Alle Ermittlungen waren, erfolglos. Wir befanden uns auf dem Nullpunkt.



*Der Chef-Funker der
«Roten Kapelle» in Brüssel,
Johannes Wenzel*

Die Firmen, die mit uns Deutschen gute Geschäfte gemacht hatten, waren in Brüssel Simexco und in Paris Simex. Da wir unsere Ermittlungen nicht auch noch auf die Firmen ausdehnen konnten, wurden diese aufgelöst. Simexco in Brüssel konnte uns sowieso nicht mehr helfen, während dagegen bei Simex in Paris der Geschäftsführer zusammen mit Ehefrau und Tochter im Geschäft tätig war. Sie alle wurden vorsichtshalber zunächst mal in Haft genommen und befragt, ob sie uns den Aufenthalt des Grand Chef nennen könnten. Sie waren dazu nicht in der Lage – es war ja auch tatsächlich russische Anordnung, dass niemand davon wissen durfte.

Bis eines Tages, nach geraumer Zeit, die Tochter ihre Mutter daran erinnerte, dass der Grand Chef – den sie natürlich nicht «Grand Chef», sondern Dubois nannten – sie doch gelegentlich nach einem Zahnarzt gefragt habe. Die Mutter erinnerte sich dessen auch und gab uns eine Adresse in der Rue de Rivoli. Wir besuchten den Zahnarzt – Giering, ich und mehrere Gestapo-Beamte –, der Zahnarzt *Dr. Maleplate* war erschüttert, gab uns aber preis, dass tatsächlich ein Herr Dubois bei ihm in Behandlung war.

Er sollte an einem der nächsten Tage zur Behandlung bzw. vor der Tür und im Hause auf – bis 2 Uhr sollte er da sein, doch es erschien niemand.

Kurz nach 2 Uhr, als wir schon unsere Beobachtung abbrechen wollten, hörten wir aus dem Wartezimmer heraus jemanden im Behandlungszimmer sprechen. Wir drangen ein – und siehe da, es war der Grand Chef, der im Behandlungsstuhl sass und gerade behandelt werden sollte.

Nach kurzer Zeit schon klickten die Handschellen, und er gab zu: «Sie haben gut gearbeitet.» Endlich hatten wir den seit Langem gesuchten Grand Chef vor uns.»



*Paris, Rite de Rivoli 13,
Eingang zur Praxis des
Zahnarztes Dr. Maleplate*

Trepper wird zum Sitz des Sonderkommandos «Rote Kapelle» in die Rue des Saussaies Nr. 11 gebracht; noch unterwegs dorthin fragt er Piepe, der in Zivil ist, ob er der Abwehr oder der Gestapo angehöre. Sichtlich erleichtert sagt er, nachdem er sich überzeugt hat, dass Piepe Wehrmachtsoffizier ist: «Für mich ist alles zu Ende. Ich werde Ihnen sicher manches sagen, aber nicht alles – das müssen Sie verstehen.» Im Gestapo-Hauptquartier angekommen, plaudert man zunächst bei Kaffee und Zigarren, wie es üblich ist, wenn man alte Bekannte getroffen hat.

Der Grand Chef wird in einer Einzelzelle im Erdgeschoss des Gebäudes des Sonderkommandos untergebracht; er bleibt 10 Wochen lang hier und wird alle drei Tage von einem deutschen Herzspezialisten besucht. Man pflegt ihn gut, und die Vernehmungen, die freundlichen Gesprächen gleichen, werden erst nachmittags geführt.

Trepper übermittelt der Gestapo alle Einzelheiten, und schon bald kommt es zur Verhaftung seiner engsten Mitarbeiter.

Als Hillel Katz in seine Zelle gebracht wird, sagt Trepper zu ihm: «Katz, wir müssen mit diesen Herren Zusammenarbeiten. Unser Spiel ist aus.» Sie wissen nicht, dass Kent zu dieser Zeit bereits im Keller der Gestapo-Zentrale in Berlin festgehalten wird. Erst Anfang Dezember 1942 wird er nach Paris überführt. Nachdem er am 12. November in Marseille verhaftet worden war, hatte man ihn zur Bestätigung seiner Kontakte zur Gruppe Schulze-Boysen/Harnack zunächst nach Berlin gebracht. Die Gestapo hat Trepper inzwischen ihren grossen Plan offenbart: sie versucht über das Funkspiel einen Kontakt zwischen Moskau und Berlin anzubahnen, der zum Separatfrieden beider Gegner führen soll – was gleichbedeutend sein würde mit dem Zusammenbruch der alliierten Front gegen Hitler.

Diese Pläne will Trepper, zwar noch immer im Gestapoquartier eingeschlossen, um jeden Preis vereiteln. Nur durch seine Autorität und über die Nachrichtenwege der KPF kann dieses Funkspiel Moskau glaubwürdig erscheinen. Wird Treppers Verhaftung in der KPF bekannt, so ist dies allein Warnung genug für Moskau und wird für die Gestapo das Ende ihres Planes bedeuten.

Der krebserkrankte Gestapo-Beamte Giering ist mittlerweile abgelöst worden von SS-Hauptsturmführer *Heinz Pannwitz*, der zuvor in Prag mit der Aufklärung des Attentats auf *Heyd-*



Die Bailly-Apotheke nahe der Gare St.-Lazare

rich beschäftigt gewesen ist. Unter dem Vorwand, in einem Haus in der Nähe von Châtelet den unbedingt erforderlichen Kontakt zur KPF aufnehmen zu wollen, gelingt es Trepper, der nur unauffällig von Gestapobeamten begleitet wird, einen detaillierten Bericht über die Ereignisse der letzten Wochen für Moskau weiterzugeben.

In der Folge kommt es sogar so weit, dass er, von der Gestapo mit Geld und Personalpapieren ausgestattet, in einer Villa im Pariser Vorort Neuilly untergebracht wird. Unter Hinweis darauf, dass Grossvogel und Katz für das Funkspiel unentbehrlich sind, gelingt es ihm, auch seine beiden engsten Mitarbeiter hier unterzubringen.

Als Trepper bemerkt, dass es der Gestapo gelungen zu sein scheint, einen Verbindungsmann der KPF festzunehmen, wodurch sie möglicherweise auf die Spur seines letzten Berichtes für Moskau kommt, entschliesst er sich zur Flucht.

Der Grand Chef darf sich – obschon in diskreter Begleitung von zunächst zwei, dann nur einem einzigen Gestapo-Beamten – praktisch frei in Paris bewegen.

Am 13. September 1943 fährt er mit seinem ständigen Begleiter, dem Gestapo-Beamten *Willi Berg*, zur Bailly-Apotheke in der Nähe der Gare St.-Lazare. *Willi Berg* hat ein immer problematischer werdendes Magenleiden, und Trepper verspricht, ihm ein Radikalmittel bei dem ihm gut bekannten Apotheker zu besorgen. *Berg* bleibt im Wagen, Trepper verschwindet in der Apotheke – und ward seitdem nicht mehr gesehen.

Die Apotheke befindet sich in einem Eckhaus – sie hat zwei Eingangstüren. Schon wenige Stunden später sitzt Trepper im Vorortzug nach St.-Germain-en-Laye, wo er in einer ihm bekannten Pension untertauchen will.

Der gesamte deutsche Polizeiapparat in Paris wird auf den Kopf gestellt und das Stadtviertel um die Gare St.-Lazare abgesperrt – doch der Grand Chef bleibt verschwunden.

Währenddessen wird Kent ins Verhör genommen – er gibt u.a. auch die Versteckmöglichkeit in St.-Germain-en-Laye preis. Die Besitzer der Pension werden umgehend festgenommen, doch gelingt es Trepper zu fliehen.

Er wechselt von nun an fast täglich seine Unterkunft, bis er Zuflucht in einer Wohnung in der Rue de Surène findet – nicht ganz hundert Meter vom Sitz des Sonderkommandos «Rote Kapelle» entfernt.

So kann er seine Verfolgung selbst beobachten – das emsige Kommen und Gehen von Einsatzwagen und Beamten ist das beste Zeichen.

Pannwitz lässt in seiner Verzweiflung in verschiedenen Pariser Zeitungen eine Annonce nach der anderen drucken, alle erscheinen im Namen von Georgie de Winters, Treppers Geliebter: «Edgar! Warum rufst Du nicht an? Georgie.»



(Kreis)

Haus der Bailly-Apotheke

bies | térerêt même — consentissent d'y
ledi | réfléchir.. H. de W.
18, |
son | **EDGAR ! Pourquoi ne télépho-**
ent. | **nes-tu pas ? — GEORGIE.**

Kent funkt im Auftrag der Gestapo nach Moskau: «Was ist mit Grand Chef los? Überall hängen seine Steckbriefe. Ist er aus einem deutschen Gefängnis geflohen?» Und der Direktor, der Chef des Militärischen Nachrichtendienstes der Sowjetunion, Generaloberst *Fedor Kusnezow*, lässt zurückfunken: «Meiden Sie Gilbert. Die Partei soll ihm keine Unterstützung geben. Er ist ein Verräter.»

Das Funkspiel der Gestapo mit Moskau geht weiter, und Pannwitz – verfolgt von der fixen Idee, den Lauf der Weltgeschichte in der Hand zu haben – ist überzeugt, dass er nach Ausschaltung Treppers jetzt die Initiative übernehmen kann und dass Moskau eines Tages doch noch anbeissen wird.

Doch werden seine grossen Pläne brutal durchkreuzt: Am 31. August 1944 rollen alliierte Panzer in Paris ein.

Die Kommission «Rote Kapelle» packt eiligst ihre Koffer und verschwindet Hals über Kopf ins Reich.

An der Rue Général Appert zieht in das Gebäude der ehemals estnischen Botschaft die sowjetische Militärmission ein. Es ist hier, wo sich eines Tages Leopold Trepper, der Grand Chef, meldet. Mit der ersten sowjetischen Maschine, die von Moskau nach Paris kommt, soll er abgeholt werden.

Erst am 6. Januar 1945 ist es soweit. Von einem Flugplatz bei Paris startet eine Dakota mit dem Grand Chef an Bord.

In Moskau angekommen, wird Trepper zum «Direktor», seinem Chef, gebracht, der noch einige Worte mit ihm wechselt, bevor er ihn in das berühmte Gefängnis Lubjanka einliefern lässt.

Ganze 10 Jahre verbringt Leopold Trepper hier – freigelassen, kehrt er in seine Heimat zurück und lässt sich in Warschau nieder.

Major Martin zieht in den Krieg

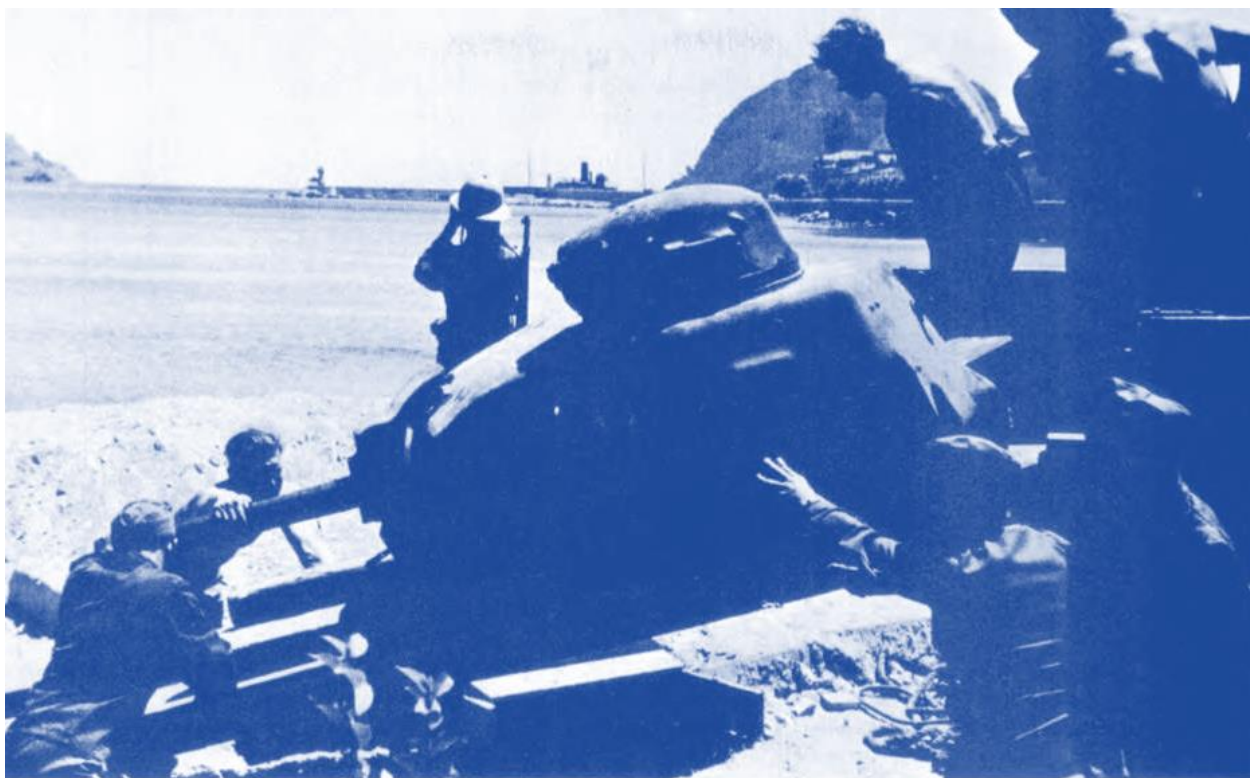
11. Juli 1943. Die Alliierten landen auf Sizilien. Der erste Schritt zur Befreiung Europas ist getan.

Wenige Tage vor der Landung sind auf ausdrücklichen Befehl Hitlers erhebliche deutsche Streitkräfte, die bisher hier stationiert waren, in weit entfernte Teile des Mittelmeerraumes verlegt worden, was das zügige Vorwärtsschreiten der Alliierten auf Sizilien ermöglicht und Tausenden britischer und amerikanischer Soldaten das Leben rettet.

Erst nach dem Kriege sollte man erfahren, dass der rasche Fall Siziliens das Ergebnis eines der brilliantesten Täuschungsmanöver dieses Krieges gewesen ist, in dem ein toter Engländer die Hauptrolle gespielt hat.

*11. Juli 1943.
Landung der Alliierten
auf Sizilien*





Die deutsch-italienische Niederlage in Afrika ist im November 1942 in greifbare Nähe gerückt, und an den Küsten von Marokko und Algerien werden die alliierten Soldaten bereits für den nächsten Schlag trainiert: die Landung auf Sizilien. Die Deutschen beginnen währenddessen mit der Befestigung der strategisch wichtigsten Punkte im Mittelmeer; in der Dringlichkeitsliste für den Ausbau von Verteidigungsanlagen rangiert Sizilien an erster Stelle.

Die Insel vor der Spitze des italienischen Stiefels ist von den alliierten Planungsstäben dazu ausersehen, das Sprungbrett für die Invasion Südeuropas zu bilden. Man gibt sich in London jedoch keinen Illusionen darüber hin, dass die strategischen Führungskräfte der «Achse» die offensichtlichen Vorzüge Siziliens übersehen werden. Die Frage, wie man die Achsenmächte trotzdem hindern kann, die Insel zu einer uneinnehmbaren Festung auszubauen, beantwortet der Marine Intelligence Service mit dem Vorschlag eines Täuschungsmanövers.

Der 40jährige *Ewen E. S. Montagu* ist nach dem Studium der Rechte an der Harvard-Universität und in Cambridge seit 1940 leitender Offizier der Sicherheitsabteilung des Marine Intelligence Service. Montagu legt den Plan für dieses beispiellose Täuschungsmanöver vor.

Ewen E.S. Montagu:

«1942 war ich Mitglied einer kleinen Gruppe, die die Verantwortung für die Sicherheit neuer Operationen trug und die insbesondere zu versuchen hatte, den Feind über unsere Landungsplätze irrezuführen.

Sobald die Operationen in Nordafrika begonnen hatten, mussten wir uns darüber klar werden, was die nächste Operation sein würde. Für uns war dies ohne Bedenken Sizilien, und wir wurden uns bewusst, dass dies dem deutschen Generalstab ebenso zweifellos schien. Da das Mittelmeer ein nicht zu grosses Gewässer ist, mit der Form einer Acht infolge einiger Meerengen in seiner Mitte, wussten wir, dass es unmöglich sein würde, in Italien, Frankreich oder Griechenland zu landen, ohne vorher Sizilien neutralisiert und seine Flugplätze stillgelegt zu haben. Wir mussten deshalb gut überlegen und etwas finden, womit

Deutsche Soldaten arbeiten an der Befestigung Siziliens



The Honorable Ewen E.S. Montagu 1968

wir den sehr professionellen deutschen Generalstab davon überzeugen konnten, dass wir etwas durchzuführen gedachten, was im Grunde genommen unmöglich war.

Der erste Beschluss, den wir fassten, war, dass die einzige Möglichkeit, ihnen einen falschen Eindruck zu vermitteln, ein äusserst wichtiges Dokument sein musste, das nur von jemandem unterschrieben sein konnte, der die Stabspläne genau kannte. Dieses Dokument musste offenbaren, dass wir – vielleicht dummerweise – vorhatten, an Sizilien vorbeizugehen und zu allererst anderswo vorzudringen, in der Hoffnung, die Deutschen dahingehend zu täuschen, dass sie nämlich glaubten, wir würden in Griechenland landen. Die einzige Möglichkeit, solch ein Dokument an die Deutschen heranzuspielen, war natürlich, einen Toten zum Kurier zu machen. Ich sage ‚natürlich‘, denn man konnte es ja nicht einfach an Hitler adressieren.

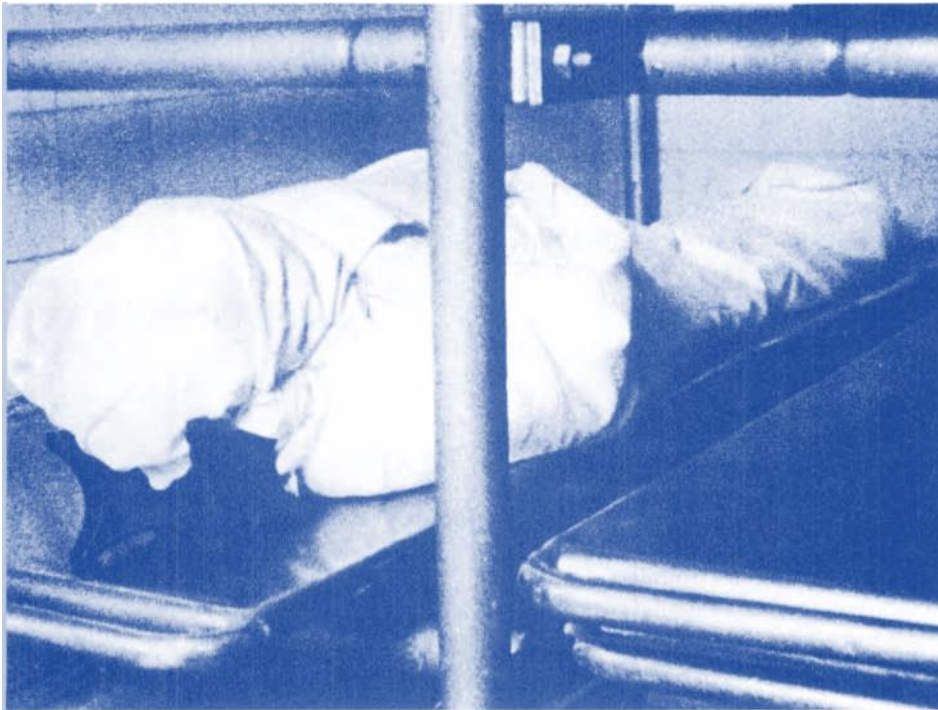
Wir begannen deshalb zunächst mit der Suche nach einer passenden Leiche. Obwohl es zu dieser Zeit durch die Bombardierungen eine Menge Toter gab, hatte jeder von ihnen Angehörige, und in jedem Fall hätte es Untersuchungen und Rückfragen gegeben, was nicht zu vereinbaren war mit unseren Wünschen. Und jeder dieser Toten wies Verletzungen auf, die unserem Zweck widersprachen.»

Montagu zieht *Professor Bernard Spilsbury*, einen Pathologen von höchstem Rang, zu Rate. Sir Bernard Spilsbury bittet Montagu in seinen Club, den vornehmen «Junior Carlton Club», und beantwortet hier Montagus Frage nach den spezifischen Merkmalen eines Leichnams, der bei einem Flugzeugabsturz ins Meer gefallen ist und nach mehreren Tagen Treibens im Wasser an Land gespült wird. Spilsbury erklärt ihm, dass der Verunglückte, wenn er eine Schwimmweste trüge, wahrscheinlich durch Unterkühlung ohnmächtig werden und dann erfrieren oder auch während einer Ohnmacht ertrinken würde. Äussere Merkmale würde dieser Tote jedenfalls nicht aufweisen.

Montagu lässt daraufhin unter der Hand Suchaktionen nach einer Leiche anstellen, deren Todesursache mit Ertrinken verwechselt werden kann. Im Spätherbst 1942 hat diese Suche



Sir Bernard Spilsbury



*Die Leiche
im Kühlraum eines
Londoner Krankenhauses*



*Die Uniform eines Majors
der Royal Marines*

Erfolg: In einem Londoner Krankenhaus ist ein lediger junger Mann, knapp 30 Jahre alt, an Lungenentzündung gestorben.

Die Leiche wird in einen Kühlraum überführt, wo sie von nun an unbeschadet aufbewahrt wird, bis der Plan Montagu ausgearbeitet und die Zeit zum Handeln gekommen ist.

Professor Spilsbury bestätigt, dass die Lungen eines an Lungenentzündung Gestorbenen Flüssigkeit enthalten und man ihn deshalb selbst bei einer Obduktion für einen Ertrunkenen halten wird. Zwar sei ein Unterschied zwischen Körperflüssigkeit und Wasser in den Lungen, den jedoch selbst ein Pathologe nur unter Schwierigkeiten analysieren könne.

Man hat inzwischen in Erfahrung gebracht, dass die Eltern des Toten vertrauenswürdige Patrioten sind. Montagu setzt sich mit ihnen in Verbindung, und sie stimmen seinem mysteriösen Wunsch zu – unter der Bedingung, dass ihr Sohn ein christliches Begräbnis erhalten und sein Name für alle Zeiten geheimgehalten wird. Es wird beschlossen, den Toten zu einem Major der Royal Marines, der Königlichen Marine-Infanterie, zu ernennen, deren Offiziere im Gegensatz zu denen der Marine den Kampfanzug des Armeesoldaten tragen, wodurch man nicht genötigt ist, einen Marine-Offiziers-Massanzug für den Toten schneiden zu lassen. Im Übrigen tun die Royal Marines gelegentlich Dienst als Kuriere. Doch sie sind eine kleine, erlesene Einheit hauptsächlich für Spezialaufgaben, und alle ihre Offiziere kennen sich zumindest dem Namen nach. So gibt man dem neuen Major einen Namen, der auch unter ihnen dutzendfach vorkommt: *Martin; William Martin*. Nur so wird es kein Aufsehen geben, wenn eines Tages der Tod eines Majors William Martin von den Royal Marines bekanntgegeben wird – was zur vollkommenen Täuschung der Deutschen ja getan werden muss.

Ewen E.S. Montagu:

«In der Zwischenzeit mussten wir die richtigen Dokumente besorgen. Selbstverständlich trägt niemand, der das Land verlässt, ein Dokument mit Operationsbefehlen bei sich, ohne darauf eingerichtet zu sein, es im Falle eines Unglücks zu vernichten.

Dies berücksichtigend, entwarfen wir einen privaten Brief des stellvertretenden Chefs des Generalstabes an General Alexander, der unsere Armeen in Nordafrika kommandierte. Dieser private Brief versetzte ihn in die Lage, über andere Dinge zu schreiben und ganz nebenbei kleine, aber leicht zu durchschauende Anhaltspunkte zu geben, die zwar keine

direkten Hinweise darauf waren, wohin wir uns wenden würden – sie würden jedoch den Feind glauben machen, dass wir mit einem Truppenteil in Griechenland und mit einem anderen auf Sardinien landen würden und dass danach der zweite Teil eventuell zurückkommen und die Flugplätze Siziliens unschädlich machen sollte.»

Während man im Stab Combined Operations noch über Für und Wider eines Täuschungsmanövers dieser Art streitet, hat Montagu den Plan vervollkommen bis ins letzte Detail. Er wird *Churchill* vorgelegt, und der Premierminister stimmt zu. Nach Erhalt der generellen Erlaubnis wählt Montagu aus der Liste der Codenamen die Bezeichnung «Mincemeat» für die Operation.

Die Leiche Major Martins soll an der südspanischen Küste angeschwemmt werden, in deren Nähe die alliierten Flugzeuge auf ihrem Weg nach Afrika die Strasse von Gibraltar passieren. Damit die Leiche nach dem Auffinden nicht etwa nach Gibraltar überführt werde, soll sie nahe vor der Stadt Huelva ausgesetzt werden. Huelva ist weit genug von Gibraltar entfernt, und überdies ist hier ein deutscher Agent tätig, der beste Beziehungen zu den spanischen Behörden unterhält. Man setzt voraus, dass die Spanier ihn über ihren Fund unterrichten und ihm Gelegenheit geben werden, die mit der Leiche gefundenen Papiere zu untersuchen.

Eine Londoner Metallfabrik ist inzwischen beauftragt worden, einen runden Metallbehälter zu konstruieren – Major Martin, der per U-Boot vor die Küste Spaniens gebracht werden soll, wird während der zehntägigen Überfahrt darin, von Trockeneis umgeben, seine letzte Fahrt machen. Um die Verwesung des Körpers aufzuhalten, wird der Behälter luftdicht verschliessbar gemacht und zur Evakuierung mit einer Absaugeinrichtung versehen.

Die Ausarbeitung des Zeitplanes für die Operation «Mincemeat» ist die nächste Aufgabe Montagus.

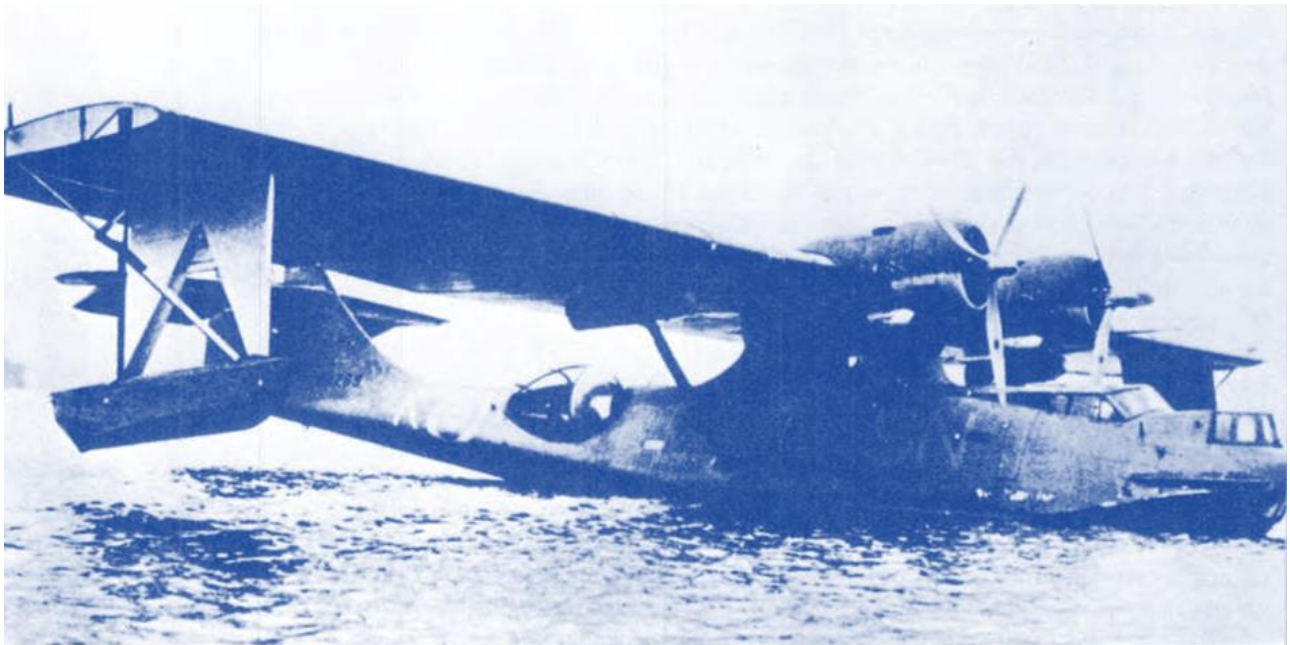
Alles wird auf dem vorgetäuschten Absturz eines Catalina-Flugbootes basieren. Die Invasion auf Sizilien wird am 10. Juli 1943 starten, und um Spaniern und Deutschen genügend Zeit zu geben, Major Martins Dokumente zu untersuchen und die Konsequenzen zu ziehen, wird die Leiche am 30. April früh vor Huelva ausgesetzt werden, um noch am gleichen Tage dort anzugelangen.



Madrid P

Huelva Sevilla,
Cadiz Gibraltar

Flugboot vom Typ Catalina



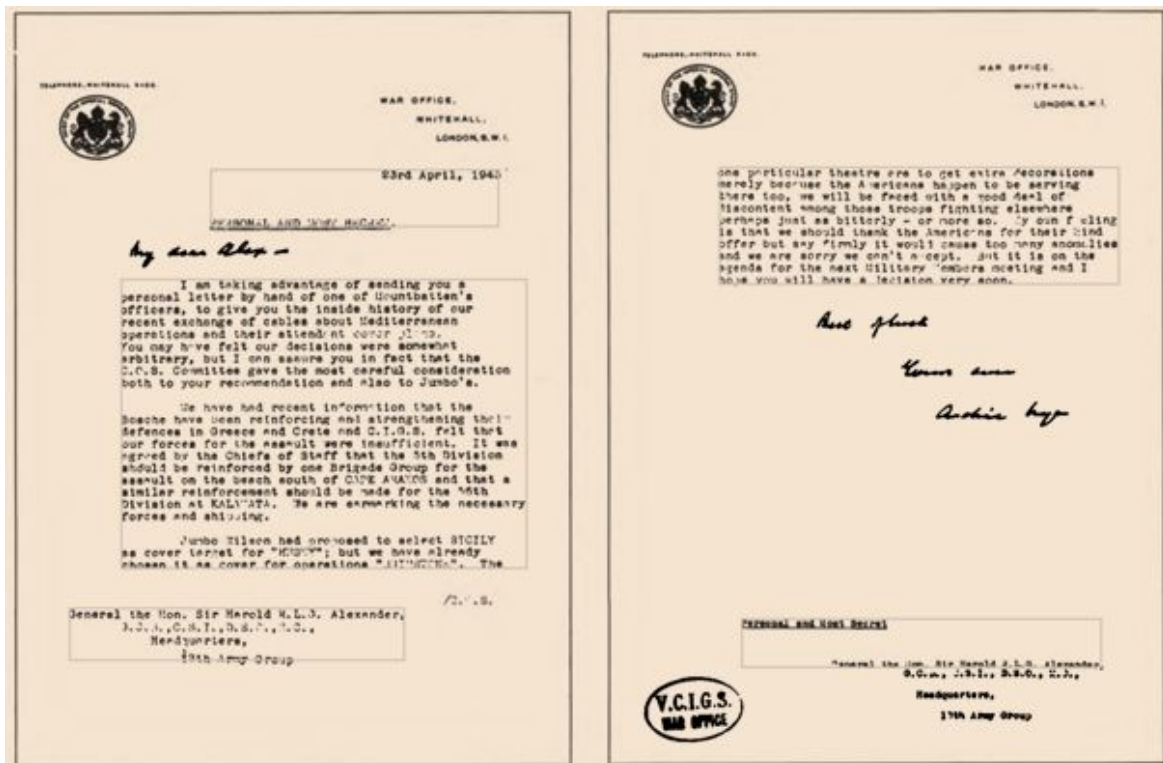


Sir Archibald Nye

Da die Leiche mit einem U-Boot an ihren Bestimmungsort transportiert werden soll und das U-Boot zehn Tage für die Reise nach Huelva benötigt, müssen alle Vorbereitungen bis zum 19. April 1943 abgeschlossen sein.

Nach einem Entwurf Montagus verfasst Sir Archibald Nye, stellvertretender Chef des Empire-Generalstabes, einen Brief, der wie seine gesamte Privatpost von seinem Privatsekretär getippt

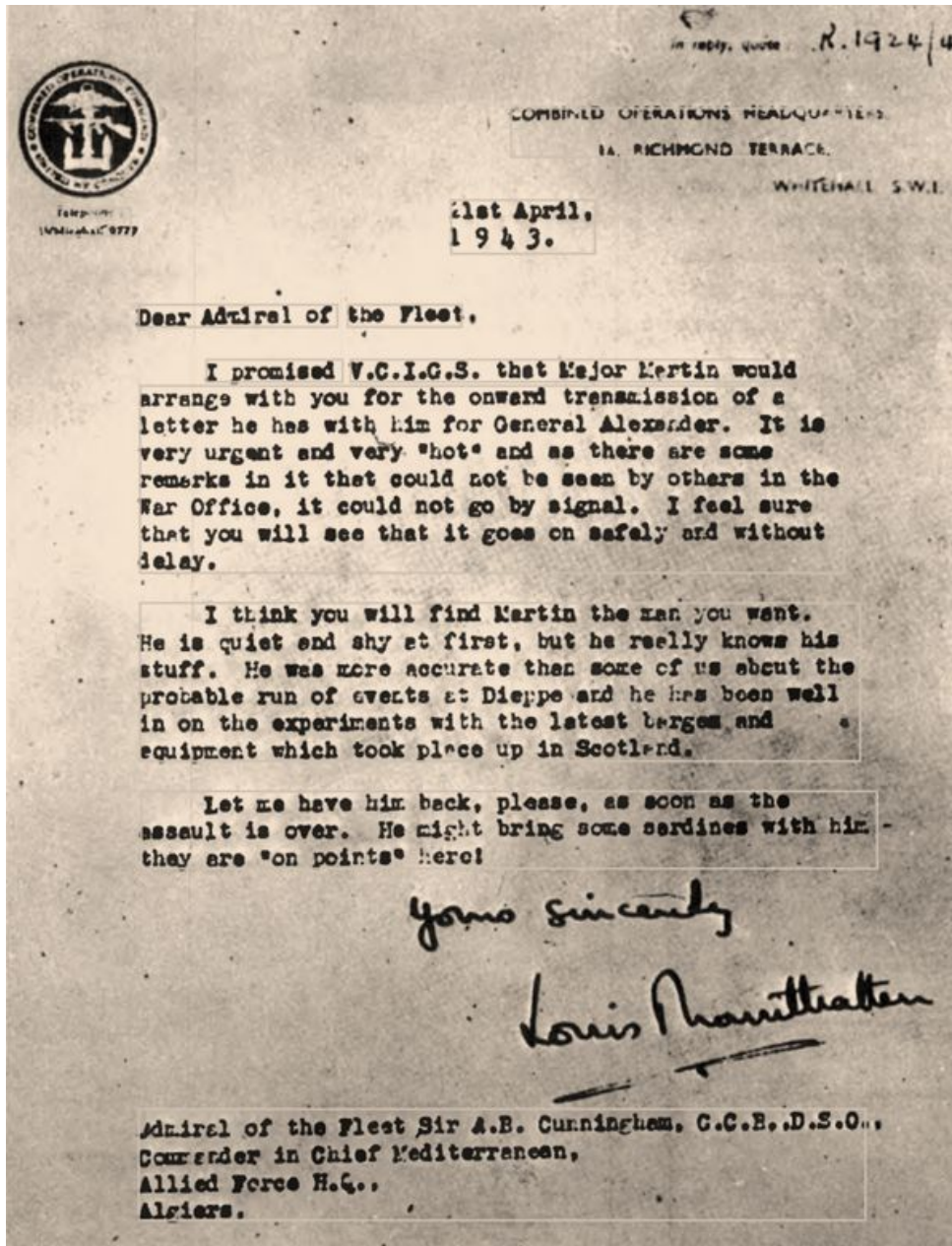
Sir Archibald Nyes Brief an General Sir Harold Alexander



wird, wodurch man auch im Hinblick auf authentische Fingerabdrücke sichergeht. In diesem sehr persönlich gehaltenen Schreiben lässt Nye neben den Hinweisen auf Griechenland und Sardinien als Angriffsziele auch noch glaubhaft durchblicken, dass das Unternehmen «Husky» – der korrekte Codename der Landung auf Sizilien – nur Täuschungsmanöver für die wirklichen Operationen sei, die den Codenamen «Brimstone» trügen, und dass er glaube, die Deutschen würden sicher auf den Schwindel hereinfallen, da Sizilien nun einmal ein auf der Hand liegendes Angriffsziel sei. Doch wird Major Martin nicht nur diesen, sondern auf Vorschlag Montagus noch einen weiteren Brief mit sich führen: ein Schreiben seines obersten Chefs, *Lord Louis Mountbatten*, Chef des Stabes der Combined Operations, dem die Royal Marines direkt unterstehen, an *Sir Andrew Cunningham*, den Oberbefehlshaber der britischen Mittelmeerflotte.

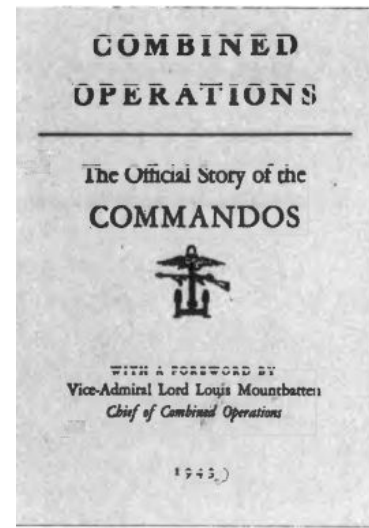


General
Sir Harold Alexander



Admiral
Sir Andrew Cunningham

Der Brief
Lord Louis Mountbattens an
den Oberbefehlshaber der
britischen Mittelmeerflotte,
Admiral Sir Andrew
Cunningham



Auch Lord Mountbatten lässt durch den scherzhaften Satz «er könnte vielleicht ein paar Sardinien mitbringen, wir bekommen sie hier nur auf Marken» keinen Zweifel daran, dass Sardinien eines der nächsten Ziele der Alliierten sein wird.

Normalerweise würde man nun die zwei Kuverts mit den wichtigen Briefen – sie haben ja Normalformat – dem Kurier übergeben, der sie wahrscheinlich in der Brieftasche befördern würde. Und dann könnte es passieren, dass die Leiche samt Brieftasche und Inhalt dem britischen Konsul in Huelva übergeben würde, ohne dass dem Inhalt der Brieftasche die erhoffte Beachtung geschenkt worden wäre.

Es muss also ein Vorwand gefunden werden, Major Martin eine auffällige Aktentasche mitzugeben. Der Zufall kommt hier zu Hilfe. Das Buch «Combined Operations» von Hilary St.-George Saunders, einem bekannten Militärschriftsteller, wird gerade zur Neuauflage in den Vereinigten Staaten vorbereitet; General Eisenhower soll ein kurzes Vorwort dazu schreiben. Ein Exemplar des Buches und die dazugehörigen Bilder sowie ein weiterer Brief Lord Mountbattens – in diesem Fall an General Dwight D. Eisenhower mit der Bitte, im Interesse des gemeinsamen Kampfes das Vorwort zur Neuauflage zu schreiben – werden Major Martin mitgegeben, von dem Lord Mountbatten Eisenhower mitteilt, dass er offen mit ihm sprechen könne, da Martin sein volles Vertrauen habe und über alle Dinge informiert sei.

Doch im gleichen Augenblick, wo man sich für die Aktentasche entschliesst, stellt sich das Problem, dass er sie, während er im Wasser treibt, verlieren könnte. Man wird sie ihm also, wie einem Kassenboten die Geldtasche, mit einer durch den Ärmel gezogenen Kette am Mantel befestigen.

Die zwei hochwichtigen Papiere, Kuriertasche und Uniform allein werden sicher nicht ausreichen, Major Martins Mission zu einem Erfolg werden zu lassen, wenn dieser tüchtige junge Offizier nicht auch privat ein glaubhaftes Profil bekommt und all jene kleinen Dinge in seinen Taschen trägt, die ihn erst zu einem sympathischen Menschen werden lassen in den Augen dessen, der sie untersucht.

Und hier liegen die nächsten Probleme für Montagu und seinen Stab. Das Passfoto eines Toten zeigt, bei allen Künsten der Fotografie, immer nur einen Toten – es muss also ein dem Toten ähnlicher junger Mann gefunden werden.

Montagu hat Glück. Nach wochenlangen Nachforschungen findet sich schliesslich das «Double», das beinahe der Zwillingbruder des Toten sein könnte. Unter einem Vorwand wird der junge Mann gebeten, für ein Passfoto zu posieren. Zugleich wird eine junge Stenotypistin im Kriegsministerium gebeten, zwei rührende Liebesbriefe an William Martin zu schreiben. Sie heisst Pam. Martin hat sie kürzlich kennengelernt und sich sehr schnell mit ihr verlobt.

Text und Bild zu diesem Buch trägt Major Martin in seiner Kuriertasche

Links: Die Kuriertasche

Page 2
 Issued in lieu of N° 09150 lost. Page 3
 Navy Form G.1011

Surname **MARTIN**

(Other Names **WILLIAMS**)

Rank (at time of issue) **CAPTAIN, R.M.**
(ACTING MAJOR)

Ship (at time of issue) **H.Q.**
COMBINED OPERATIONS

Place of Birth **CARDIFF**


Year of Birth **1907**

Issued by *[Signature]*

At

Date **2nd February 1943.**

NAVAL
IDENTITY CARD No. 148228



Signature of Bearer
[Signature]

Possible distinguishing marks
NIL.

Major Martins Ausweis

Neben den Briefen und einem Foto von Pam trägt er noch die Rechnung für den Verlobungsring in seiner Briefftasche – es ist ein Brillantring für 53 £ gewesen – kein Wunder, dass Major Martin sein Konto bei der Lloyds-Bank in London um 80 £ überzogen hat, wie ein Mahnschreiben der Hauptgeschäftsstelle von «Lloyds» bestätigt. Am 15. April 1943 ist es soweit. Der Behälter wird angeliefert, und Montagu sucht mit einigen Mitarbeitern den Kühlraum auf, um Major Martin reisefertig zu machen. Der Tote wird angezogen, was sich als nicht so einfach erweist. Die Knöchel-Gelenke müssen aufgetaut werden, damit man die schweren Schnürstiefel über die Füße streifen kann. Dann ist Major Martin bereit. Die Aktentasche wird noch festgekettet, und alle Kleinigkeiten werden in Rock-, Hosen- und Manteltaschen verstaut: Schlüssel, Notizzettel, Zigaretten, Busfahrkarten und die zwei wichtigen Theaterkarten.

Der Trockeneis-Kanister – er trägt zur Täuschung der U-Boot-Mannschaft die Beschriftung «Optical Instruments» (Optisches Gerät) – wird herangeholt, Major Martin wird hineingepackt.

Ewen E.S. Montagu:

«Alles war bereit. Wir schraubten den Kanister fest zu – ich möchte sagen, mit dem Gefühl, dass wir gute Arbeit geleistet hatten. Die Faszination dieser Arbeit hatte für uns in den Einzelheiten, in all den kleinen Dingen, auf die zu achten war, gelegen. Aber wir fühlten, dass alles in Ordnung war. Wir verluden den Toten in einen Lieferwagen und fuhren von der Leichenhalle ab. Und dort fand die ganze Operation beinahe schon ihr Ende; denn gerade, als wir aus dem Tor herausfuhren, sahen wir eine Menschenschlange vor einem Kino stehen, wo ein Spionagefilm gespielt wurde. Wir alle dachten im selben Moment das gleiche und hätten den Leuten am liebsten gesagt: ‚Was kümmert Ihr Euch, um den Film – wir haben etwas viel Aufregenderes in unserem Wagen.‘ Wir mussten alle so heftig darüber lachen, dass wir beinahe gegen einen Laternenpfahl gefahren wären.

Noch bevor wir abfuhren, hatten wir uns grosse Sorgen um den reibungslosen Ablauf unserer Reise gemacht; denn ihr grösster Teil würde in der Dunkelheit vor sich gehen, und wir konnten nur mit ganz abgedunkeltem Standlicht fahren wegen der Luftangriffe. Wir wussten, dass, wenn wir einen Zusammenstoss hätten, die Verwirrung unermesslich gross sein würde,

wenn man den Container finden und vielleicht annehmen würde, dass wir ihn gestohlen hätten. Und wenn man ihn geöffnet und die Leiche gefunden hätte – Welch ein Entsetzen das ausgelöst hätte.

Glücklicherweise hatten wir keinen solchen Unfall und kamen schliesslich sicher bei Holy Loch an, luden den Toten aus und verfrachteten ihn mit einiger Mühe in eine Barkasse, die ihn zum U-Boot brachte. Wir gaben Commander *Jewell* eine Deckgeschichte für den Fall, dass seine Mannschaft nach dem Inhalt des Containers fragen sollte. Dann beobachteten wir, wie das U-Boot auslief.»

Commander *N.L.A. Jewell*, heute Admiral, erinnert sich an seine Mission: «Am 18. April war das U-Boot bereit, den Hafen zu verlassen, um nach Gibraltar zu gehen. Es lag in der U-Boot-Basis, und wir warteten auf Instruktionen zum Auslaufen.

Etwa um 5 Uhr kam eine Barkasse quer durch das Hafenbecken auf uns zu; sie legte neben uns an, und mit Hilfe eines Krans wurde aus der Barkasse ein Behälter in das U-Boot gehoben.

Ich wechselte einige vertrauliche Worte mit den zwei Offizieren, Sir Ewen Montagu und Sir Archibald Chamley, die den Behälter an Bord gebracht hatten. Und dann erhielten wir unseren Befehl, auszulaufen. Ich ging an Bord, die Luken wurden geschlossen, und wir fuhren los in Richtung Gibraltar. Die Clyde hinunter und in der Irischen See wurden wir



*Admiral N.L.A. Jewell,
1968*

*Holy Loch: das U-Boot
«Seraph»*





von einer Eskorte begleitet; bei den Scilly-Inseln liessen wir sie zurück. Dann setzten wir uns in die Biskaya ab und tauchten im Morgengrauen des nächsten Tages.

*Die Leiche wird auf
eine Barkasse verladen*

Vor unserer Abreise war uns gesagt worden, dass das gesamte Gebiet, durch das unsere Route verlief, Schutzgebiet für U-Boote sei, d.h. dass wir unterwegs nicht von eigenen Flugzeugen bombardiert würden. Wir erfuhren auch, dass alle Massnahmen getroffen worden waren, dass unser Unternehmen ungehindert durchgeführt werden konnte. Doch als wir die Biskaya kreuzten, erhielten wir von der Admiralität den Befehl, uns auf eine Position zu begeben, wo wir einige Schiffe, die in Richtung der nordspanischen Häfen fuhren, abfangen sollten. Wir tauchten auf, um den Befehl auszuführen. Kaum waren wir aber an der Oberfläche, als wir von eigenen Hudson-Flugzeugen bombardiert wurden. Wir mussten wieder untertauchen, auf Tiefe gehen und so lange warten, bis wir glaubten, dass die Gefahr vorüber sei. Bevor wir hochkamen, gingen wir auf Periskoptiefe, um festzustellen, ob wir ganz auftauchen und unseren zweiten Befehl durchführen könnten. Als wir dann auf Periskoptiefe kamen, schien die Luft rein zu sein, doch kaum als wir an die Oberfläche gekommen waren, erschien wieder ein Flugzeug und griff uns an. Wir tauchten wiederum und gaben den Versuch, die feindlichen Schiffe zu stoppen, endgültig auf.

Wir fuhren in Richtung des Huelva-Flusses weiter, wo wir bei Tageslicht ankamen. Wir machten unsere Position aus und warteten dann auf die einbrechende Dunkelheit. Nachdem wir am Abend aufgetaucht waren, versuchten wir, uns

der Küste zu nähern – als plötzlich ein Schwarm von Sardinenfischern auf uns zukam und wir schnell unter ihm verschwinden mussten. Wir tauchten dann wieder auf, versuchten noch einmal auf die Küste zuzusteuern, doch erschienen erneut Fischerboote, so dass wir abermals auf Periskoptiefe gehen mussten.

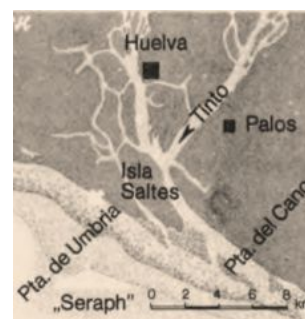
Hinter dem zweiten Schwarm gelang es uns später aufzutauchen, und wir näherten uns dem Huelva-Fluss, bis wir auf eine Position kamen, wo nun anzunehmen war, dass die abgesetzte Leiche an Land getrieben würde.

Bis zu diesem Zeitpunkt wusste niemand von der Mannschaft ausser mir, was sich in dem Kanister befand. Dieser Behälter war, als er an Bord gebracht wurde, an der Seite mit den Worten «Optisches Gerät» beschriftet, und wir hatten eine Deckgeschichte, die besagte, dass er eine automatische Wetterstation enthielt, die über Funk Wettervorhersagen übermitteln konnte aus denjenigen Gebieten, die nicht anderweitig von uns kontrolliert werden konnten.

Bevor der Kanister an Deck geholt wurde, musste ich also die Offiziere darüber aufklären, was er wirklich enthielt und was wir mit ihm machen sollten. Nachdem wir die richtige Position erreicht hatten, befahl ich allen Matrosen, die Brücke zu räumen. Nur zwei Offiziere und ich selbst blieben an Deck; die übrigen Offiziere gingen hinunter, öffneten die Luke und brachten den Behälter an Deck. Sie öffneten die Verschlüsse an einem der Enden, nahmen den Leichnam heraus und prüften, ob er alle Papiere und die Ausrüstung so bei sich hatte, wie es sein sollte.

Wir hielten eine kurze Andacht für den Toten, und dann liessen wir ihn vorsichtig über den Rumpf des halb getauchten U-Bootes ins Wasser gleiten. Nachdem dies getan war, befahl ich, die Motoren laufen zu lassen, damit die Leiche besser vom U-Boot weggetrieben würde.»

Früh am Morgen des 30. April hat ein Fischer den auf dem Wasser treibenden Leichnam gesehen, ihn in sein Boot gezogen und zum nahen Strand von Punta Umbria, der Huelva und der Flussmündung vorgelagerten Landzunge, gebracht. Dort wird die Leiche mit Schwimmweste und Tasche umgeladen auf eine Barkasse, die sie herüberbringt in den Hafen von Huelva. Während Beamte der Marine-Kommandantur Huelva Kuriertasche und Papiere des Toten zur Überprüfung an sich nehmen, wird der Leichnam dem Internisten Dr. Fernandez Contioso zur Obduktion übergeben. Dr. Contioso stellt fest, dass der junge Offizier ertrunken



*Das Grab Major Martins
auf dem Friedhof von
Huelva*

ist und sein Leichnam etwa 5 bis 6 Tage lang im Wasser getrieben hat. Diese Feststellung stimmt sogar mit dem Datum der zwei Theaterkarten überein, wonach der Tote noch am 22. April abends in London gewesen ist, und des Weiteren mit der Rechnung des Marine- und Militärclubs, wo er in London gewohnt hat, die den 24. April als Abreisetag ausweist. Im Verlauf des Tages ist die Vertretung Grossbritanniens, die hier in Huelva von der Agentur Morris & Haselden wahrgenommen wird, offiziell über die Bergung der Leiche eines britischen Verbindungsoffiziers in Kenntnis gesetzt worden. Vizekonsul *Francis Haselden* benachrichtigt sofort die Botschaft Seiner Majestät in Madrid und bestellt bei der Firma Lopez in Huelva einen Grabstein für den Toten. Am nächsten Tag wird Konsul Haselden die Briefftasche des Toten ausgehändigt; auf Wunsch seiner Botschaft arrangiert er für Major Martin ein Begräbnis mit militärischen Ehren, das am 2. Mai 1943 auf dem katholischen Friedhof in Huelva stattfindet.

In den Büros der Admiralität in London herrscht währenddessen heimliche Freude. Alles scheint nach Wunsch zu laufen.

Noch am 30. April ist ein Funkspruch aus Madrid eingetroffen, der die Bergung der Leiche eines britischen Verbindungsoffiziers namens Martin bekanntgibt – wobei die Kuriertasche mit keinem Wort erwähnt wird. London hat daraufhin die Bitte nach Madrid gefunkt, Botschafter *Sir Samuel Hoare* möge sich mit dem spanischen Generalstab in Verbindung setzen und um Herausgabe der Kuriertasche bitten. Es wird ihm mitgeteilt, dass sich in der Tasche äusserst wichtige und geheime Papiere befänden und er deshalb möglichst diskret die Auslieferung der Tasche verlangen möge.

Das Ersuchen des britischen Botschafters beantwortet *Alfonso Arriera*, der Chef des spanischen Marine-Generalstabes, persönlich mit der Feststellung, dass die Papiere zunächst von den spanischen Behörden überprüft werden müssten, bevor sie der Britischen Botschaft übergeben werden könnten.

Sir Samuel Hoare meldet diesen Bescheid nach London, von wo er gebeten wird, nicht aufzugeben und noch dringlicher um Herausgabe der Papiere nachzusuchen. Nach Erhalt soll er die Tasche ungeöffnet lassen und sie sofort per Kurier nach Gibraltar schicken.

Die Kuriertasche Major Martins hat in der Zwischenzeit den Instanzenweg der spanischen Marinebehörden von der Kommandantur in Huelva über die Hauptkommandantur der spanischen Marine in San Fernando bei Cadix und danach die Marine-Kommandantur in Sevilla durchlaufen, von wo sie zum Marine-Ministerium in Madrid weitergegeben worden ist. Die in der Tasche befindlichen Briefe sind noch ungeöffnet; doch sind die Adressen so vielsagend, dass der Chef des Marinegeneralstabes, Alfonso Arriega, bereits einen seiner deutschen Freunde in Madrid, den Kapitän zur See *Wilhelm Lenz* alias *Leissner*, den Chef der deutschen Abwehr in Spanien, orientiert hat. Gleich nach ihrem Eintreffen in Madrid holt sich Lenz die Briefe in die deutsche Botschaft, wo sie mit grösster Sorgfalt geöffnet und fotokopiert werden. Während noch geschickte Spezialisten mit dem Verschiessen der Briefe beschäftigt sind und ihr Inhalt in Stichworten nach Berlin gefunkt wird, verlässt bereits – unauffällig in einer deutschen Passagiermaschine – ein Sonderkurier Madrid in Richtung Berlin, wo die Papiere auf ihre Glaubwürdigkeit überprüft werden.

In diesem Punkt hat Montagu die deutsche Gründlichkeit überschätzt; denn die Überprüfung beschränkt sich im Wesentlichen auf den Datenvergleich der Privatpapiere Major Martins und das Obduktionsergebnis des spanischen Arztes, wohingegen Montagu alle Bezugsadressen in England auf das Erscheinen deutscher Agenten hin vorbereitet hat. Sein Täuschungsmanöver wird in England noch fortgeführt, als Hitler in Berchtesgaden bereits die Übersetzungen der zwei aufschlussreichen Briefe studiert. Sie sind ihm übergeben worden mit einem Begleitschreiben, das Folgendes bezeugt:



Francis Haselden, britischer Vize-Konsul in Huelva



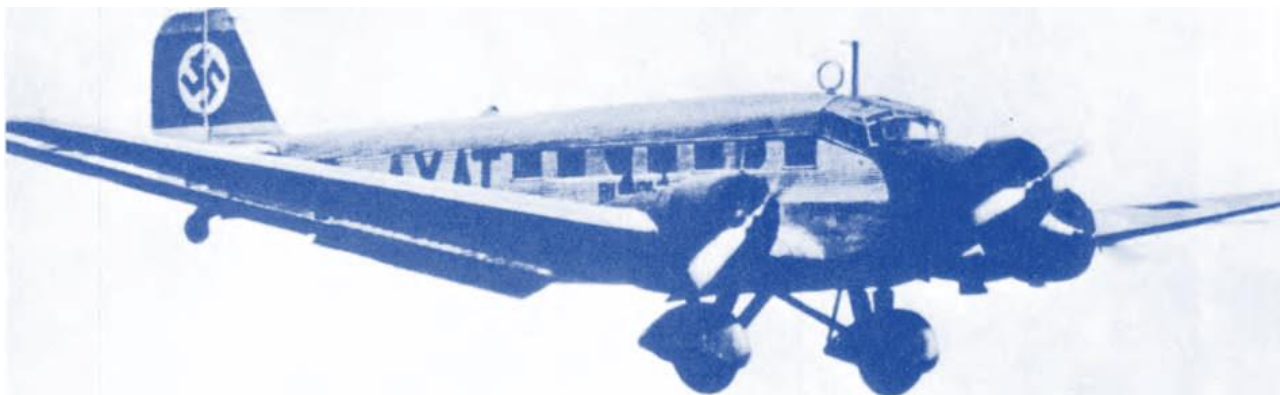
Sir Samuel Hoare, britisch Botschafter in Madrid



Salvador Moreno Fernande spanischer Marine-Minister



Alfonso Arriega, Chef des spanischen Marine-Generalstabes



Eine Ju 52 der Lufthansa

«Die Echtheit der erbeuteten Dokumente steht ausser Zweifel. Die Prüfung, ob sie uns absichtlich in die Hände gespielt sind – wofür nur geringe Wahrscheinlichkeit besteht – sowie die Frage, ob dem Feind die Erbeutung der Dokumente durch uns oder nur ihr einfacher Verlust über See bekanntgeworden ist, wird weiterverfolgt. Es ist möglich, dass der Gegner von der Erbeutung der Dokumente keine Kenntnis hat.»

Hätte die deutsche Abwehr in England weitere Forschungen angestellt, so wäre den deutschen Agenten auch die Meldung vom Tode Major Martins in der «Times» sicher nicht entgangen. Major Martins Tod wird überdies zusammen mit dem der Besatzung eines über See vermissten Catalina-Flugbootes bekanntgegeben.

Gebäude der deutschen Botschaft in Madrid 1943



Chef 3/Skl.

B. XIV. *Fm. H. 14. 1*
Berlin, den 14 Mai 1943

H. 18
Lu. 2

Chiepark

Nur zur persönlichen Unterrichtung!
Nicht über Registratur!

1.) über C Skl.
en/M (für G. d. M.)

2.) 1. Skl.

19. V. 1943 *19. V. 1943* *19. V. 1943* *an I*
Betr.: Feindliches Spionagedokument über geplante Mittelmeer-
Unternehmen.

Anliegend werden vorgelegt:

- a) Die Übersetzung des erbeuteten Schreibens des Empire-Generalstabes an General Alexander.
- b) Die Stellungnahme des Generalstabes hierzu (B.Nr. 1. Skl. 1420/43 Chefs.)

Der Inhalt weiterer erbeuteter Briefe ist unwichtig.
Eingehende Prüfung bei 3. Skl. ergab folgendes:

1.) Die Echtheit der erbeuteten Dokumente steht außer Zweifel. Die Prüfung, ob sie uns absichtlich in die Hände gespielt sind - wofür nur geringe Wahrscheinlichkeit besteht - sowie der Frage, ob dem Feind die Erbeutung der Dokumente durch uns oder nur ihr einfacher Verlust über See bekannt geworden ist, wird weiter verfolgt. Es ist möglich, daß der Gegner von der Erbeutung der Dokumente keine Kenntnis hat. Fest steht dagegen, daß ihm bekannt ist, daß sie ihre Bestimmung nicht erreichen.

2.) Ob der Gegner die beabsichtigten Operationen daraufhin ändert oder ihren Beginn zeitlich früher ansetzt, muß dahingestellt bleiben, bleibt aber unwahrscheinlich.

3.) Der Zeitpunkt des Unternehmens.

Die Sache wird ringlich behandelt; jedoch ist am 23. April noch genügend Zeit, den Vorschlag des Generals Wilson (Sizilien als Scheinunternehmen für den Angriff im Ostl. Mittelmeer) dem General Alexander durch Flugkurier zur Kenntnis zu bringen, wobei er, - falls er Wilsons Ansicht zustimmt - um baldige Nachricht gebeten wird, da "wir die

Sache



LONDON FRIDAY JUNE 4 1943

PERSONAL
 you'll never see THOU, O Lord, art a shield for me; my glory,
 and the lifting up of mine head. Ps. lii. 3.
 U-BOATS, AIRCRAFT, MINES, and other dangers
 face our Merchant Navy. DEATH OFTEN
 COMES TO THEM SUDDENLY. Since the war began

BUS
 REVERSIONS,
 GAGES as an
 FIELD (En. 1943)
 HIGH-CLASS
 N.S. T/Sub-Lt. (A) J. H.
 Sub-Lt. (A) K. R. Joff.
 J. Mack, D.S.O.; T/Lt.
 T/Lt. (A) G. Raynor,
 Wishart, R.N.V.R.,
 Capt (A/Major) W. Martin.
 NDS OR INJURIES
 N.V.R.: T/Lt. A. G. D.
 UMED KILLED

Die Steinmetzen der Firma Lopez in Huelva werden indessen von Vizekonsul F. Haselden zur Eile angetrieben, damit das Grab Major Martins mit dem Stein bedeckt werden kann, was eine Exhumierung und erneute Obduktion unmöglich machen soll.

Die Verlustliste der «Times» enthält am 4. Juni 1943 den Namen von Major W. Martin

Inzwischen sind die Originale von Major Martins Papieren den Spaniern zurückgegeben worden, und Sir Samuel Hoare hat die unversehrte Aktentasche samt vollzähligem Inhalt am nächsten Tag vom Marine-Ministerium abholen lassen. Als sie an einem der folgenden Tage in London eintrifft, werden die Briefe sofort daraufhin untersucht, ob sie geöffnet worden sind oder nicht. Nichts ausser dem Abdruck von Trockenklammern an den Briefbogen deutet darauf hin, dass sie in einem überaus komplizierten Verfahren, unter Verwendung von Salzwasser zum Aufweichen, geöffnet worden sind.

Die nächsten Unternehmungen der Deutschen zeigen, in welchem Masse der spanische Generalstab das Vertrauen rechtfertigt, das der Intelligence Service bezüglich der Weitergabe von Informationen an die Deutschen in ihn gesetzt hat.

Das Ziel, nicht nur die deutsche Abwehr, sondern darüber hinaus den deutschen Generalstab zu täuschen, wird in vollem Umfang erreicht. Bereits am 15. Mai 1943 ordnet das deutsche Oberkommando die Verlegung einer seiner besten Panzereinheiten, der 1. Panzerdivision, von Südfrankreich auf den Peloponnes an, des Weiteren am 20. Mai die Auslegung von drei Minenfeldern in den Gewässern der Ägäis sowie den Ausbau von Küstenverteidigungen auf dem Peloponnes.

Generalfeldmarschall Keitel persönlich befiehlt ferner die Verlegung starker Panzereinheiten nach Korsika sowie die Verstärkung der Verteidigung Sardiniens. All diese Bewegungen laufen auf eine Schwächung der Verteidigung Siziliens hinaus. Wieweit die Verteidigungsstrategie für die Insel in Mitleidenschaft gezogen wird, zeigt sich jedoch erst in den Tagen nach der Landung der Alliierten. Nach Kenntnisnahme der Papiere Major Martins sind die Verteidigungskräfte von der Südküste, wo die Landung tatsächlich stattfindet, verlegt worden zum westlichen Winkel des sizilianischen Dreiecks sowie an die Nordküste – dorthin, wo man, nachdem laut Angaben der Papiere Sardinien eingenommen sein würde, den Angriff der Alliierten erwartete.

Bild Seite 198:
 Die Stellungnahme der deutschen Abwehr



*Verlegung der
1. deutschen Panzerdivision*

*Bilder Seite 201.
Sardinien, Juni 1943*

Der alliierte Schlag gegen den Süden Siziliens ruft Verwirrung auf der ganzen Linie hervor; denn die Südküste Siziliens ist zu dieser Zeit nicht einmal mehr von den sonst üblichen Torpedo-Booten geschützt. Noch 14 Tage nach der alliierten Landung auf Sizilien begibt sich Generalfeldmarschall *Rommel* auf obersten Befehl hin nach Saloniki, um den Ausbau der Verteidigung Griechenlands zu überwachen und die Invasion in Südosteuropa zu verhindern, mit der nach Hitlers Ansicht jeden Augenblick gerechnet werden muss.



3x verschoben: die grösste Panzerschlacht

11. Juli 1943. Südlich von Kursk, nahe dem kleinen russischen Ort Prochorowka, tobt inmitten der von Mais und Sonnenblumen bewachsenen Felder die grösste Panzerschlacht aller Zeiten.

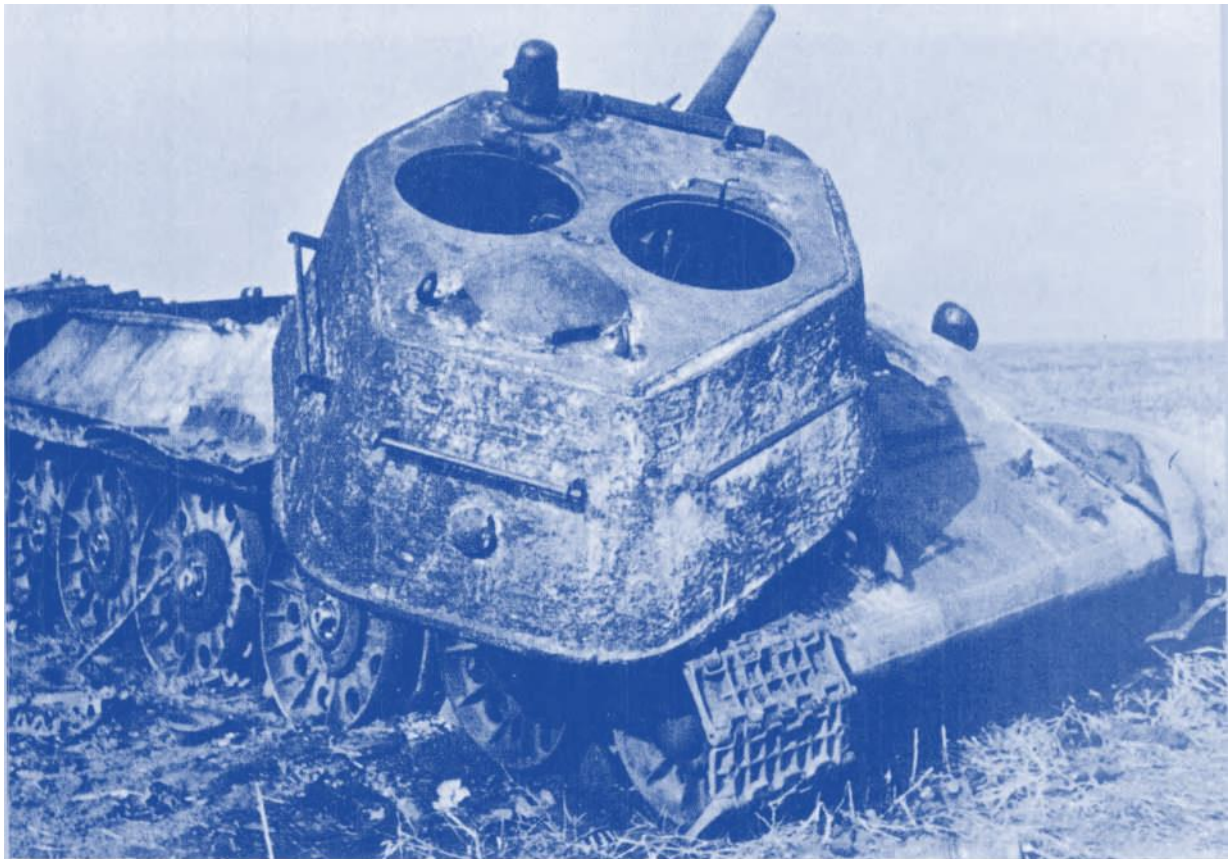
In Wölken von Staub und Rauch sind 1'300 Kolosse aus Stahl aufgefahren, die sich im Nahkampf stürmen, explodieren, in Flammen auf gehen.

Als die Sonne über den rauchenden Feldern sinkt, ist die Schlacht verloren und Hitlers letzter Versuch, in Russland die Initiative zu ergreifen, gescheitert.

Die mit ausgebrannten Panzerwracks übersäten Hügel von Prochorowka stellen den Wendepunkt des Ostfeldzuges dar.

Dies alles weiss Rudolf Roessler natürlich nicht, der unauffällige bescheidene deutsche Emigrant, der zur Stunde in fast 2'000 km Entfernung wie jeden Tag mit seinen Freunden in einem Café in Luzern sitzt.

*Nach der Schlacht
bei Prochorowka*





Rudolf Roessler
1953

Auf dem Friedhof des schweizerischen Städtchens Kriens, etwa 5 km von Luzern entfernt, liegt, fast vergessen, der Mann begraben, der eines der grössten, bis heute ungelösten Rätsel des II. Weltkrieges mit sich in dieses Grab genommen hat: *Rudolf Roessler*.

Geschätzt und verachtet, von der einen Seite als kleine Figur auf dem Schachbrett der internationalen Spionage abgewertet, von der anderen zur wichtigsten Gestalt hinter den Kulissen des Krieges hervorgehoben, ist Rudolf Roessler vergessen und einsam gestorben – ein unscheinbarer, kleiner Mann, dem es möglich gewesen ist, den Militärbefehlshabern des Dritten Reiches über die Schulter zu schauen.

Rudolf Roessler kommt im Jahre 1897 in Kaufbeuren zur Welt, wo sein Vater Forstmeister ist. Als Freiwilliger zieht Roessler im Jahre 1915 in den Krieg, kämpft an der Westfront und findet nach dem Kriege bei der «Augsburger Allgemeinen» eine Anstellung als Redakteur.

1928 geht er nach Berlin, wo er sich als Generalsekretär des Bühnenvolksbundes betätigt, einer Organisation zur Förderung der Theaterkultur.

Fünf Jahre später lernt Roessler *Xaver Schnieper*, den Sohn eines Luzerner Regierungsrats, kennen. Schnieper studiert in Deutschland und rät Roessler, dessen antinazistische Gefühle er teilt, nach Luzern zu übersiedeln.

1934 emigriert Roessler in die Schweiz und übernimmt die Leitung des Verlagshauses Vita Nova in Luzern. In einem Luzerner Vorort bezieht er mit seiner Frau Olga eine bescheidene Wohnung.

Als im Frühjahr 1939 die ersten Anzeichen für einen Krieg spürbar werden, organisiert der schweizerische Generalstab einen Nachrichtendienst.

Zu seinem Chef wird Oberstleutnant, später Oberstbrigadier, *Roger Masson* ernannt. Die Dienststelle, die die Bezeichnung NS 1 trägt, befasst sich zunächst mit dem Sammeln von Informationen aus Deutschland. Unter dem Namen «Büro Rigi» wird sie im Hotel «Schweizer Hof» in Luzern untergebracht. Das Büro untersteht dem Major *Dr. Max Wai-bel*, der während seines Studiums an der Berliner Kriegsakademie interessante Verbindungen geknüpft hat, die er nun spielen lässt.

Neben dem «Büro Rigi» besteht, ebenfalls in Luzern, das «Büro Pilatus» – ein halboffizieller Nachrichtendienst, den der Major der Reserve *Hans Hausamann*, ein wohlhabender Fotohändler und pflichtbewusster Eidgenosse, unterhält. Es sollte ihm im Verlauf des Krieges gelingen, von seinem Hauptquartier in der Villa Stutz in Kastanienbaum bei Luzern



Oberstbrigadier
Roger Masson

N° de référ. } de la Légation **R-E-71/36**
 du Consulat

Réf. de la Pol. féd. des Etranger: _____

Demande d'Entrée en Suisse⁽¹⁾

REF N° **772410**

1. Nom (en caractères d'imprimerie) : **RADO**
 Prénoms (indiquer l'usuel) : **Alexandre**

2. Etat Civil (Célibataire, marié, veuf, divorcé, séparé) : **marié**


3. Lieu et date de naissance : **Ujpest (Hongrie), 5 nov. 1893** Confession : **auc**

4. Pays d'origine : **Hongrie** 1893

5. Papiers d'identité : **passport hongrois délivré par la légation de Hongrie à Genève**
 valables jusqu'au **21 novembre 1933**

6. Domicile (adresse exacte) : **24 avenue de lausanne 11 novembre 1936 (Geneve + Pise)**

7. Profession : **géographe (avant guerre)**



Alexander Rados Einreiseantrag in die Schweiz aus dem Jahre 1936

aus ein Netz von 80 Informanten aufzubauen, das ihm aus fast allen europäischen Hauptstädten Nachrichten bringt – insgesamt kommen in der Villa Stutz 25'000 Berichte zusammen. Es ist Dr. Xaver Schnieper, der im Frühjahr 1939 eingezogen und dem Nachrichtendienst zugeteilt worden ist, der eine Verbindung zwischen seinem Freund Roessler und dem Büro Ha («Büro Pilatus») anbahnt. Über Schnieper lässt Roessler dem Büro Pilatus ab Juli 1939 regelmässig Informationen über die politische und militärische Situation in Deutschland, die weiteren Absichten Hitlers, den Termin des Überfalles auf Polen zukommen.

Doch auch das «Büro Rigi», die Dienststelle NS 1 von Dr. Max Waibel in Luzern, profitiert vom Wissen Roesslers. Major Dr. Bernhard Mayr von Baldegg, Mitarbeiter Dr. Waibels, kommt regelmässig mit dem Verleger Roessler zusammen. Und der schweizerische Nachrichtendienst wiederum verfügt über die verschiedensten Querverbindungen, die von der deutschen Abwehr des Admirals *Canaris*, dem britischen Intelligence Service, dem französischen Deuxième Bureau bis hin zum Nachrichtendienst der tschechoslowakischen Exilregierung in London reicht, der sich über seinen Militärattaché in der Schweiz, *J. Sedlacek* («Onkel Tom»), die neuesten Meldungen des Agenten Nr. 54, *Paul Thümmel*, direkt aus Prag übermitteln lässt.

Vom Sommer 1939 an arbeitet der aus Wiesbaden stammende Journalist *Dr. Christian Schneider* für den Vita Nova Verlag.

Dr. Schneider wohnt seit 1927 in Genf und ist bisher als Dolmetscher beim Internationalen Arbeitsamt tätig gewesen. Er hat sich dort mit einer Stenotypistin, der deutschen Kommunistin *Rachel Dübendorfer*, geschiedene Caspary, geb. Heppner, angefreundet, die aus Plock nördlich von Warschau stammt. Da Roessler und Schneider sich vom ersten Moment an sympathisch sind, fügt Roessler seinen Arbeitsanweisungen für Schneider bald regelmässig verschiedene Nachrichten über letzte politische und militärische Neuigkeiten aus Deutschland bei.

Nach Kriegsausbruch werden diese Informationen so interessant, dass Schneider im Mai 1941 nicht widerstehen kann, sie seiner Bekannten Dübendorfer zu zeigen, von der er annimmt, dass sie für den sowjetischen Geheimdienst arbeitet.

Nachdem Rachel Dübendorfer und ihr Lebensgefährte *Paul Boettcher*, ein deutscher Altkommunist aus Leipzig – er ist im Jahre 1923 Finanzminister der roten Regierung Sachsens gewesen und lebt seit 1936 illegal in der Schweiz – die Mitteilungen Roesslers gesehen haben, kommt Boettcher im Sommer 1941 mit dem Vorschlag der ständigen Zusammen-

arbeit mit der geheimnisvollen Nachrichtenquelle auf die Angelegenheit zurück. Schneider und dann auch Roessler stimmen zu. Die Decknamen werden verteilt. Roessler wird «Lucie», Schneider «Taylor» genannt. Rachel Dübendorf er gibt sich als «Sissy» zu erkennen. Für Roessler – hier nun «Lucie» – ändert sich nichts weiter; ausser dass Dr. Schneider in der Folge gelegentlich persönlich nach Luzern kommt, um seine «Arbeitsanweisungen» entgegenzunehmen. «Sissy» oder Paul Boettcher alias Monsieur Dübendorfer holen die von Roessler geschriebenen Berichte in der Wohnung Dr. Schneiders ab und «Sissy» schafft sie zu ihrem Chef, *Alexander Rado*, Inhaber der renommierten Presseagentur Geopress.

Rado (Deckname «Dora») ist gebürtiger Ungar. Sein richtiger Name ist *Alexander Radolfi*, doch nennt sich der Oberst der Roten Armee gelegentlich auch *Michael Weber*. Er ist verheiratet mit der deutschen Kommunistin Helene (Deckname «Maria»), geborene Jansen, aus Frankfurt am Main.

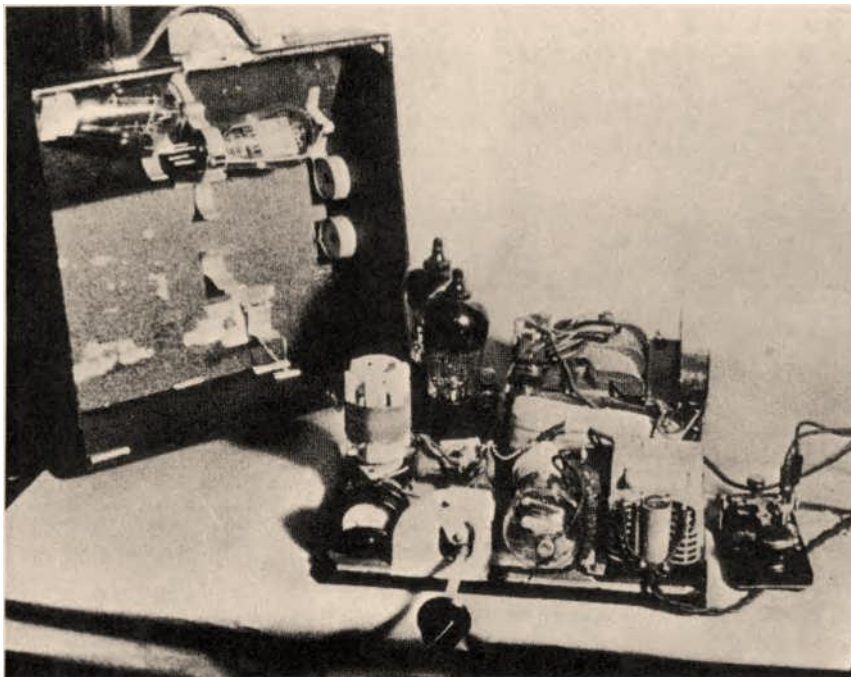
Nachdem er Anfang der 20er Jahre in Wien eine sowjetische Presseagentur eröffnet hat, geht Rado nach Berlin, studiert dort Geographie und siedelt 1933 nach Paris über. In der Rue du Faubourg de St.-Honoré lässt er sich noch im gleichen Jahr im Hause Nr. 56, dem Elysée-Building, mit einer Presseagentur namens Impress nieder. Rado alias Weber ist sogar korrespondierendes Mitglied der Royal Geographical Society of Great Britain. Er beherrscht sechs Sprachen perfekt.

Im Jahre 1936 wird Rado in die Schweiz befehligt. Er übersiedelt nach Genf, wo er alsbald die Firma Geneva-Geo-Press gründet, eine Presseagentur, die Zeitungsredaktionen mit kartographischem Material versorgt – sei es zum Konflikt in der Mandschurei, zum Abessinienkrieg, zum Spanischen Bürgerkrieg oder zur tschechoslowakischen Krise. Als der II. Weltkrieg ausbricht, ist die Firma Geopress von Monsieur Rado bereits das führende Unternehmen.

Durch Vermittlung der schweizerischen KP-Führung lernt Rado den Kaufmann *Edmond Hamel* kennen, der, nach dem Besuch der Pariser Ecole Centrale de Radio, seit 1933 in Genf ein Radiogeschäft besitzt. Der begabte Funktechniker stimmt sofort zu, als Rado ihn 1939 bittet, einen gutgetarnten, starken Kurzwellensender zu bauen. Der erste Sender Ha-



Alexander Foote



Der von Edmond Hamel gebaute Sender Alexander Footes, eingebaut in den Koffer einer Reiseschreibmaschine

mels wird jedoch 1941 von der schweizerischen Polizei ausgehoben – da eine technische Überprüfung ergibt, dass das Gerät eine Reichweite von höchstens 10 km hat, wird das Vergehen Hamels, der sich ausserdem glaubhaft als Bastler ausweist, mit einer kleinen Strafe geahndet und nicht weiterverfolgt.

Doch verfügt Rado zu dieser Zeit bereits über einen zweiten Sender. Hamel hat ihn in eine Reiseschreibmaschine eingebaut, und er dient dem Funker *Alexander Foote* (Deckname «*Jim*»). Foote – Mitglied der Internationalen Brigade während des Spanischen Bürgerkrieges und seit dessen Ende in der Schweiz ansässig – ist gebürtiger Engländer. Dass der als politisch uninteressiert geltende, finanziell allem Anschein nach gutgestellte Engländer stellvertretender Residenturleiter des sowjetischen Nachrichtendienstes in der Schweiz und Fachmann auf dem Gebiet der sowjetischen Sendetechnik ist, wissen nur ganz wenige Menschen.

Aus seiner Wohnung in der Rue Langerai in Lausanne setzt Alexander Foote unter dem Decknamen «*Jim*» am 30. März 1941 seinen ersten Funkspruch nach Moskau ab – es ist die erste von insgesamt mehr als 6'000 Meldungen, die er während des Krieges in den Äther schickt. Er gibt zeitweise täglich bis zu acht längere Funksprüche durch. Foote wird für seine Dienste – u.a. schult er die Funker der Gruppe – mit vier Auszeichnungen und dem Grad eines Hauptmannes der Roten Armee belohnt.

Neben Roessler, der ab Juni 1941 nahezu Tag für Tag Nachrichten übermitteln lässt, verfügt Rado über eine zweite ergiebige Informationsquelle, die von dem im Berner Bundeshaus tätigen sozialdemokratischen Journalisten *Otto Pünter* geleitete Organisation Pakbo. Pünter, der im Funkverkehr Rados den Decknamen «*Pakbo*» trägt, zeichnet sich Anfang Juni 1941 mit einer einzigen Meldung ganz besonders aus: er übermittelt den Angriffstermin für den «*Fall Barbarossa*», den deutschen Überfall auf die Sowjetunion. Es ist ebenfalls Pakbo, der im September 1942 als erster von der Zerschlagung der Roten Kapelle in Deutschland berichtet. Rados Funkspruch sieht so aus:

«An Direktor. Von Pakbo. Im September wurde in Berlin eine umfangreiche Organisation aufgedeckt, die Nachrichten an die Sowjetunion lieferte. Viele Verhaftungen sind bereits erfolgt, und weitere sollen bevorstehen. Gestapo hofft, die gesamte Organisation aufdecken zu können. Leiter der Organisation und Funker sind verhaftet worden. Aufdeckung erfolgte durch Funkpeilung. Dora.»

Die Meldungen Roesslers, die jedes nur wissenswerte Detail enthalten, die täglich über die Kriegslage, über Stärke und Zusammensetzung deutscher Einheiten bei Heer, Marine oder Luftwaffe, über sämtliche Waffen Auskunft geben, sind so exakt, dass Moskau zunächst argwöhnt, die deutsche Abwehr habe einen Agenten in das Schweizer Netz eingeschleust, der das Vertrauen der Zentrale gewinnen solle, um dann später umso besser Falschmeldungen an den Mann bringen zu können. Des Öfteren wird Rado deshalb auch dringend aufgefordert, die Quelle «*Lucie*» zu überprüfen und vor allem festzustellen, wer «*Lucies*» Informanten sind. Doch Roessler schweigt.

Das Ehepaar Edmond und Olga Hamel hat inzwischen an der Route de Florissant Nr. 192 ein ruhig gelegenes 12-Zimmer-Landhaus bezogen, das einem Exilrussen gehört.

Hinter einem Wandbrett im Esszimmer verborgen, steht hier der neue Sender der Hamels, die sich in seiner Bedienung ablösen. Nur nachts, kurz vor Sendebeginn, wird der Apparat hervorgeholt und in ein Zimmer im ersten Stock gebracht. Edmond Hamel gibt die Funksprüche zur Zentrale durch, anschliessend setzt sich seine Frau an das Gerät, um die Weisungen des Direktors entgegenzunehmen. Die Zentrale ist mit Hamel zufrieden, und im November 1942 zeigt sie sich durch Verleihung eines sowjetischen Ordens an Edmond Hamel erkenntlich.

Der dritte Sender des Netzes schliesslich – er ist ebenfalls ein Werk Hamels und in einem Plattenspieler untergebracht – steht im Appartement einer jungen Dame, die seit einiger

Zeit die Geliebte Rados ist. Die 22jährige *Margaret Bolli*, ehemals Kassiererin im Restaurant «Staffen» in Basel, kommt als «Studentin» nach Genf, wo Foote sie im Funken unterweist.

Vom Jahre 1942 an funkt Margaret Bolli jeweils dreimal wöchentlich nach Moskau. Im September des gleichen Jahres lernt sie einen gut aussehenden jungen Mann kennen, der sich ihr als *Hans Peters* aus Genf vorstellt. Er ist gebürtiger Deutscher und arbeitet als Friseur im Salon Paulette von Mme. Fröschle. Dass er nebenbei Agent der deutschen Abwehr ist, bei der er den beziehungsvollen Decknamen «*Romeo*» führt, sagt er ihr natürlich nicht.

Peters ist im Jahre 1929 aus Koblenz in die Schweiz umgezogen. 1938 wird er dem aus Köln stammenden *Hermann Henseler* unterstellt, einem Beamten des Internationalen Arbeitsamtes, der unter dem Decknamen «*Rhenanus*» als V-Mann der Abwehr in der Schweiz arbeitet. Rhenanus hat im Herbst 1942 auf Befehl Berlins eine Sonderaufgabe zu erfüllen: «Aufspüren der Komintern-Sender.» Er erteilt «*Romeo*» Auftrag, der nicht gerade hässlichen Margaret Bolli ihr Geheimnis zu entlocken. Bald ist es soweit. Ohne Kenntnis ihres Freundes Albert – wie sich Rado von ihr nennen lässt – führt sie dem hübschen Hans den Haushalt in der Rue Müller-Brun. Bald kennt Peters und mit ihm die deutsche Abwehr das Codebuch, das als Chiffrier-Unterlage für die Funkverbindung mit General *Fjodorow Kusnetsow*, dem «Direktor» in Moskau, dient. Es ist der Roman «Es begann im September» der deutschen Emigrantin Grete von Urbanitzky. Die deutschen Codebrecher machen sich an die Arbeit.

Die Funkabwehr ist dem Verkehr zwischen der Schweiz und Moskau schon seit längerer Zeit auf der Spur: am 6. September 1941 bereits sind kurz vor Mitternacht zwei eigenartige Funksprüche aufgezeichnet worden. Man hat sie zwar noch nicht entschlüsseln können, hat aber herausbekommen, dass sie mit Ordnungsnummern enden und zwar mit 207 und 208.

Deutscher Funkpeilwagen



Diese Anzahl Telegramme ist also bereits auf der Linie durchgegeben worden – sicherlich seit dem Beginn des deutsch-russischen Krieges.

Die Deutschen brauchen noch viele Monate, bis sie die genauen Standorte der Schweizer Sender erkennen, die regelmässig mit Moskau verkehren. Die Peilungen weisen zwar stets nach der Westschweiz, auf Grund der Bodenbeschaffenheit ist eine genaue Ortung jedoch nicht möglich.

Die Abwehr und der Sicherheitsdienst Himmlers, der von SS-Brigadeführer Schellenberg geleitet wird, richten 120 km von der Schweizer Grenze entfernt bei Stuttgart je eine Zweigstelle ein, die sich fast ausschliesslich mit dem «Fall Schweiz» beschäftigt. Mitte April 1942 gelingt es Schellenbergs Peilstelle, eine lange Reihe geheimnisvoller Funksprüche aufzunehmen. Der Inhalt der Depeschen ist noch völlig rätselhaft. Bald steht jedoch fest, dass drei Sender von der neutralen Schweiz aus regelmässig nach Moskau funken: einer steht in Genf selbst, der zweite unweit Genfs, dicht an der französischen Grenze, und der dritte in Lausanne.

Bei der deutschen Abwehr erhält der Fall das Kennwort «Rote Drei».

Obwohl im Besitz des zur Verschlüsselung dienenden Buches, gelingt es den Deutschen nicht, den Code der «Roten Drei» zu brechen – und gerade jetzt, im Frühjahr 1943, haben die von Roessler stammenden Meldungen dieser Gruppe ungeahnte Konsequenzen.

Seit März bereiten die deutschen Heeresgruppen Mitte und Süd sich in Russland auf eine Sommeroffensive vor, die die Entscheidung im Osten bringen soll.

Der Frontbogen von Kursk, den die Russen im letzten Winter nach Westen vorangetrieben haben, bietet nach Ansicht Hitlers die beste Möglichkeit, den Russen eine wirkungsvolle Niederlage zu bereiten.

Ein Aufmarschentwurf ist Ende März erarbeitet und wird dem Wehrmachtsführungsstab vorgelegt.

Zwei Tage später, am 1. April, gibt Rado den Inhalt dieser Weisung schon seinem Direktor durch – Quelle «Lucie».



SS-Brigadeführer Walter Schellenberg, Chef des Sicherheitsdienstes des Reichssicherheitshauptamtes

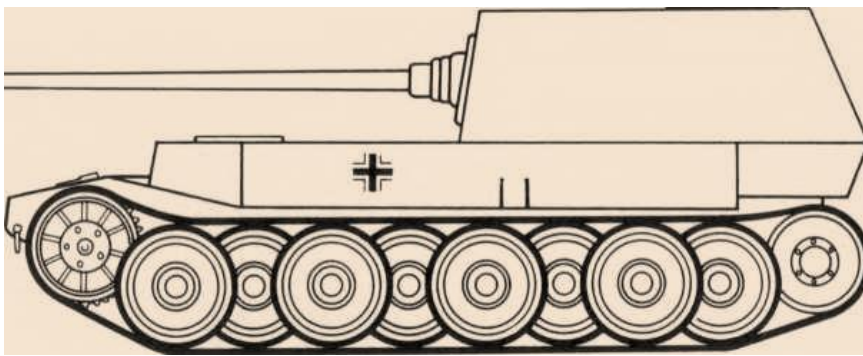


Die zur Abwehr der deutschen Offensive im Kursker Bogen ausgehobenen Schützengräben

Moskau handelt schnell. Innerhalb weniger Tage beginnt die Rote Armee, enorme Truppenmassen im Kursker Bogen zu konzentrieren. Zur Verteidigung des Gebietes werden den Generalen Konstantin Rokossowskij und Nikolaj F. Watutin die besten Einheiten der Roten Armee zur Verfügung gestellt – 40% der Infanterie und alle verfügbaren Panzerarmeen. Marschall Georgi K. Schukow und Marschall Alexander Wassilewskij, der Chef des sowjetischen Generalstabes, übernehmen den Oberbefehl. In kürzester Frist beginnen Soldaten der Roten Armee mit dem Ausheben mächtiger Feldstellungen längs der Nord- und Südflanke des Bogens. Die im deutschen Plan als Teilziele bezeichneten Städte Obojan und Malo Archangelsk werden zu starken Stützpunkten ausgebaut. Die Bevölkerung von Kursk, Orel, Woronesch und Umgebung wird zum Bau der Befestigungsanlagen herangezogen – etwa 300'000 Menschen, zumeist Kolchosbauern, Arbeiter und Frauen. Innerhalb von drei Monaten heben sie Tausende Kilometer Schützengräben aus; werden mit ihrer Hilfe mehr als 250 Brücken und 3'500 km Strassen und Eisenbahnlinien wieder benutzbar gemacht. Ein Labyrinth von Schützengräben, Minenfeldern und unterirdischen Bunkern entsteht. Die durchschnittliche Dichte der ausgelegten Minenfelder beträgt mehr als 5'000 Minen aller Art pro Quadratkilometer – sechsmal so viel wie während der Verteidigung Moskaus. Daneben werden ganze Reihen eingegrabener Panzer, Pak-Stellungen, Salvengeschütze, Artillerie- und MG-Nester, Flammen- und Minenwerfer über das Gelände verteilt.



Marschall
Georgi K. Schukow



Der überschwere Jagdpanzer «Ferdinand», eine Ferdinand-Porsche-Konstruktion

Am 15. April 1943 erlässt Hitler seinen Operationsbefehl Nr. 6 betreffend die «Operation Zitadelle»:

«Ich habe mich entschlossen, sobald die Wetterlage es zulässt, als ersten der diesjährigen Angriffsschläge den Angriff ‚Zitadelle‘ zu führen.

Diesem Angriff kommt daher ausschlaggebende Bedeutung zu . . . Deshalb sind alle Vorbereitungen mit grösster Umsicht und Tatkraft durchzuführen. Die besten Verbände, die besten Waffen, die besten Führer, grosse Munitionsmengen sind an den Schwerpunkten anzusetzen . . .

Der Sieg von Kursk muss für die Welt wie ein Fanal wirken . . . Es kommt darauf an, das Überraschungsmoment weitgehend zu wahren und den Gegner vor allem über den Zeitpunkt des Angriffs im Unklaren zu lassen . . .

Zur Geheimhaltung sind nur die unbedingt notwendigen Persönlichkeiten in die Absicht einzuweisen . . .

Es muss dieses Mal auf jeden Fall erreicht werden, dass nicht wieder durch Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit etwas von den Absichten verraten wird . . .

Zur Täuschung des Gegners . . . auffällige Erkundungen, Auftreten von Panzern, Bereitstellung von Übersetzmaterial, Funk, Agenten, Gerüchtebildung . . . , rückläufige und falsche Bewegungen sowie Transporte bei Tage, Ausstreuen falscher Nachrichten über Angriffstermine – erst im Juni oder Juli usw. . . .»



Schon fünf Tage später, am 20. April, meldet «Dora» an den Direktor: «Deutscher Angriffstermin gegen Kursk, der ursprünglich für die erste Maiwoche vorgesehen, ist verschoben.»

Es hat sich herausgestellt, dass der Termin Anfang Mai nicht einzuhalten ist – die Militärs hatten sowieso den 15. Mai als frühesten Angriffstermin vorgeschlagen. Als Hitler dann über das im Aufbau befindliche russische Verteidigungssystem informiert wird, entscheidet er, den Truppen möglichst viele neue Panzer zuzuführen, die den feindlichen Abwehrwaffen gewachsen zu sein scheinen, obschon sie teilweise noch gar nicht ausreichend erprobt sind. Die verspätete Fertigstellung der neuen Panzermodelle «Panther» und «Ferdinand» macht jedoch eine nochmalige Verschiebung des Angriffstermins bis Mitte Juni erforderlich.

Bild Seite 210:

Die neuen russischen Panzer treffen in den Bereitstellungen bei Kursk ein



Verlauf der Ostfront am Vorabend der Offensive



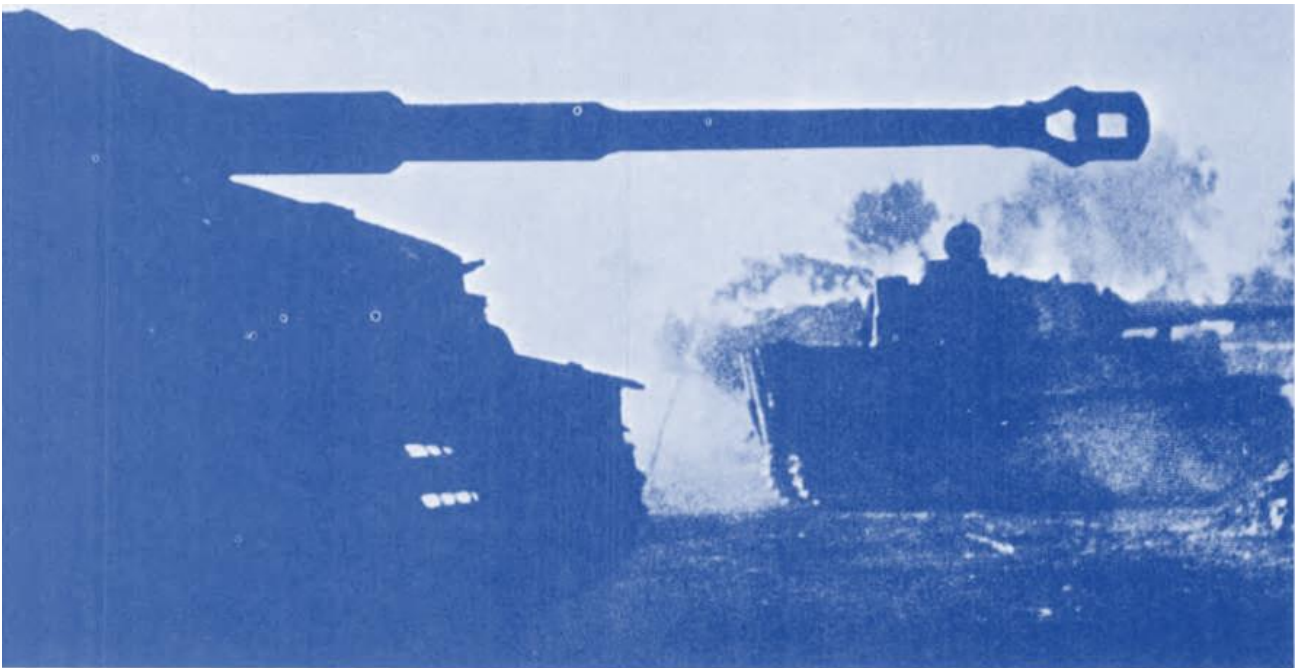
Nikita Chruschtschow während einer Truppeninspektion im Gespräch mit einem Überläufer. Frühjahr 1943

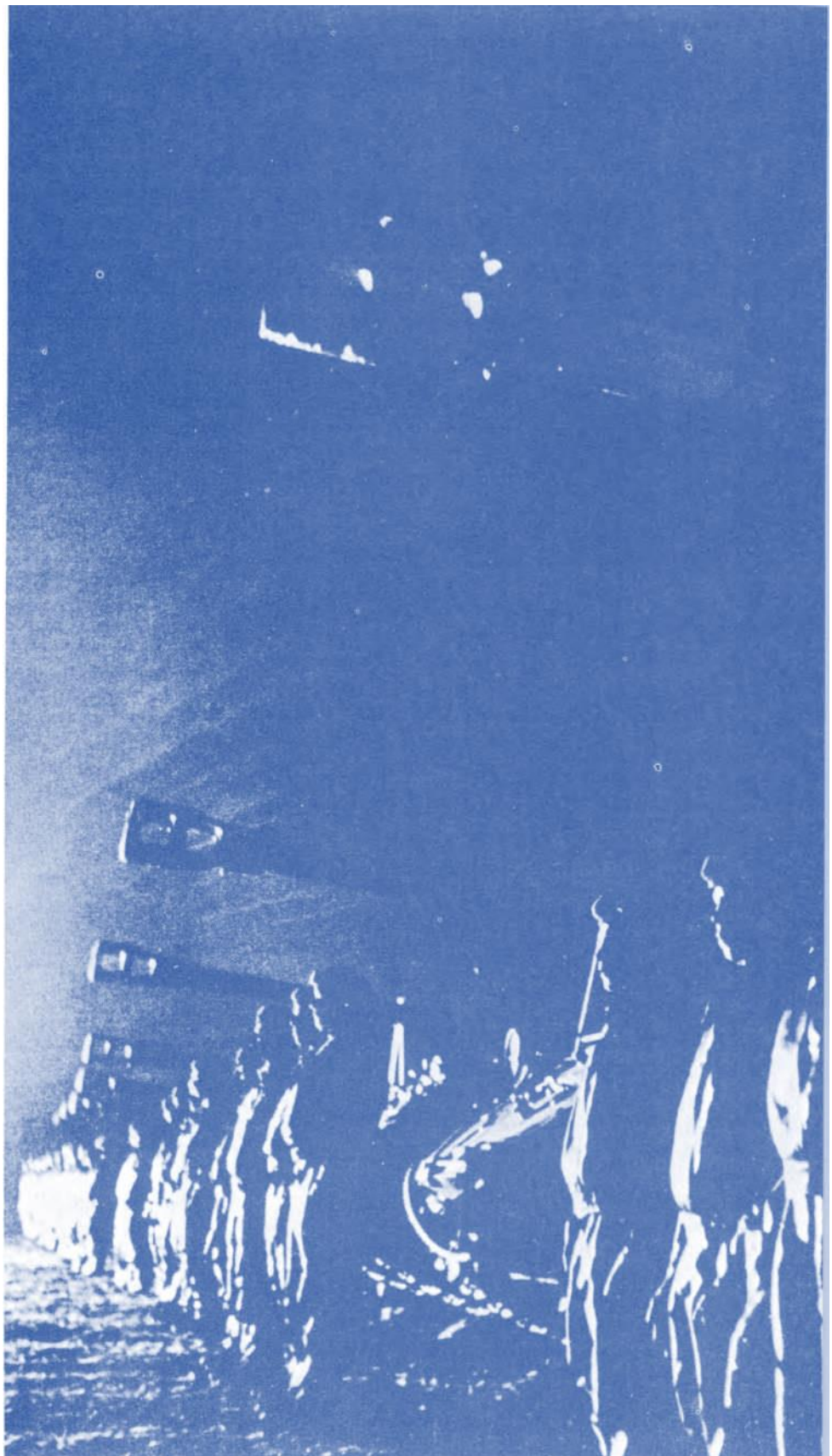
Am 11. Mai gibt Hitler den neuen Angriffstag bekannt: es soll der 12. Juni sein. Schon seit dem 29. April weiss der «Direktor» in Moskau, dass der Termin in die Junimitte verschoben worden ist. Am 9. Mai liefert Rado in nicht weniger als 120 Zahlengruppen weitere Einzelheiten. Wie präzisierte «Lucie» zu arbeiten hatte, zeigt die Anfrage Moskaus vom 30. Mai 1943:

«Direktor an Dora. Erteilen Sie dringend Auftrag an ‚Lucie‘, festzustellen:

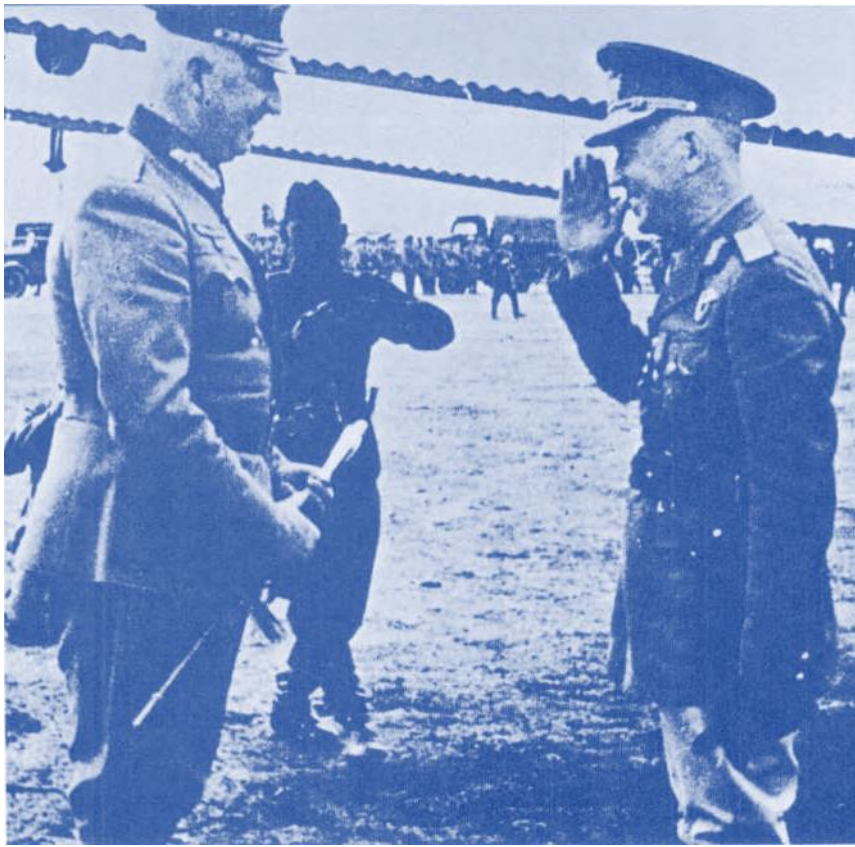
1. an welcher Stelle des Südsektors der Ostfront soll konkret die deutsche Offensive beginnen?
2. Mit welchen Kräften und in welcher Richtung soll der Stoss geführt werden?
3. Wo und wann ausser dem Südsektor wird eine deutsche Offensive an der Ostfront geplant?»

Deutsche Tiger-Panzer kurz vor dem Angriff





*Russische Panzerein-
heiten in Alarm-
bereitschaft*



*Generalfeldmarschall
von Manstein wird von
Marschall Antonescu
begriusst.
Bukarest, 4. Juli 1943*

Produktionstechnische Schwierigkeiten und z.T. auch eine seit Wochen andauernde Partisanenaktivität nicht dagewesenen Ausmasses machen eine erneute – die dritte – Verschiebung des Angriffstermines für «Zitadelle» erforderlich. Er wird schliesslich kurzfristig auf den 5. Juli festgesetzt.

Um sicherzugehen, wird sogar ein Täuschungsmanöver eingeplant. Feldmarschall *Erich von Manstein*, der Oberbefehlshaber der deutschen Heeresgruppe Süd, trifft am 4. Juli zu einem «mehrtägigen» Besuch in Bukarest ein, um Marschall *Antonescu* anlässlich des Jahrestages der Einnahme von Sewastopol mit dem Grossen Goldenen Krim-Schild, einer Sonderauszeichnung Hitlers, zu dekorieren.

Nur wenige Eingeweihte wissen, dass von Manstein schon einige Stunden nach dem Zusammentreffen mit Antonescu in seinen Befehlsstand zurückfliegen wird, um den Angriff «Zitadelle» zu führen.

Doch ist die Rote Armee voll abwehrbereit und erwartet den Angriff. Auf einem Abschnitt von 650 km (13% der gesamten Front) hat sie mehr als 20% ihrer Soldaten, mehr als 36% ihrer Panzerwaffen und über 27% ihrer Flugzeuge eingesetzt.

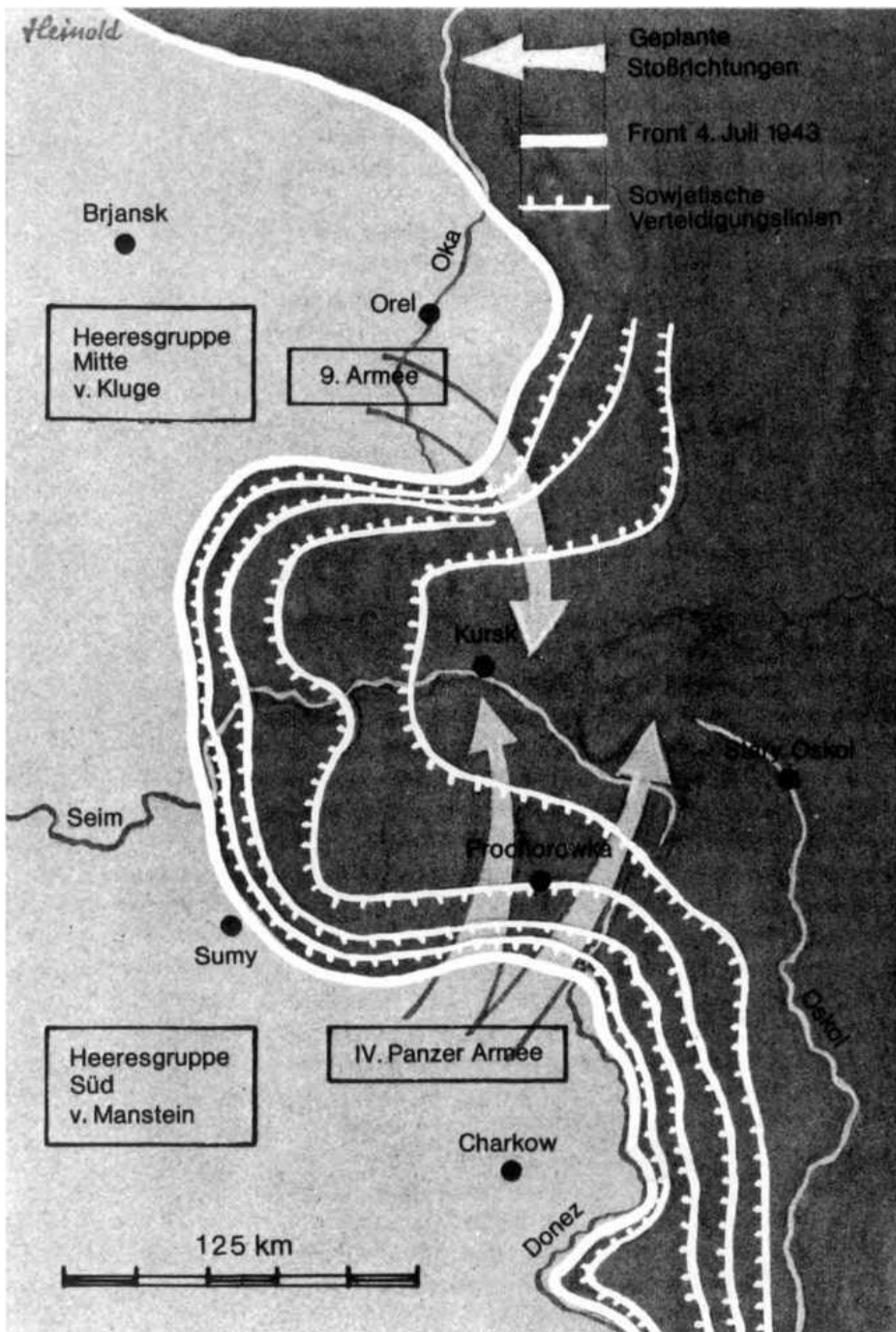
Eine Überraschung ist nur im Hinblick auf Tag und Stunde des Angriffsbeginns möglich. Schliesslich erfährt Moskau dann auch noch den genauen Angriffstermin: ein deutscher Überläufer meldet den Zeitpunkt der Stunde X.

Um 2.30 Uhr am 5. Juli eröffnen Tausende russischer Kanonen den Kampf mit einem Feuerhagel auf die Bereitschaftsstellungen der Deutschen, die ihren Angriff, der um 3.30 Uhr beginnen soll, noch vorbereiten. Es wird klar, dass ihr Plan bekannt, das Überraschungsmoment verloren ist, und dass die Russen bereitstehen. Die deutsche Offensive muss um fast 2 Stunden verschoben werden, damit die Einheiten wieder ordnungsgemäss aufgestellt werden können.

Während der ersten Tage beherrschen die deutschen Flieger mit neuen, ausgezeichneten Maschinen vom Typ HS 129 und den mit Pak 3,7 cm ausgestatteten Stukas die Szene.

Schon bald allerdings macht sich der Mangel an Betriebsstoff und Wartungsmöglichkeiten bemerkbar. Ausserdem vermehrt sich die Zahl der eingreifenden russischen Flugzeuge täglich – obwohl Hunderte von ihnen abgeschossen werden.

Das kilometerweit in die Tiefe reichende Stellungssystem der Roten Armee mit seinen Gräben, Stützpunkten und Panzerhindernissen, das von Hunderten eingegrabener Panzer T 34 wirkungsvoll unterstützt wird, zwingt die deutschen Panzerdivisionen zu verlustreichen Angriffen. Eingeeengt von Minenfeldern und natürlichen Hindernissen, sind die deutschen Panzer den starken russischen Pak-Stellungen ausgezeichnete Zielscheiben.



Der geplante Verlauf des Unternehmens «Zitadelle»

Es war Chruschtschows Idee, die Panzer einzugraben; Marschall Schukow hat diesen sinnwidrigen Einsatz der Panzer bereits tadelnd an Stalin gemeldet. Mit Unterstützung Marschall Wassilewskijs hat sich Chruschtschow jedoch durchsetzen können. Die eingegrabenen Panzer von General *Katukow* entscheiden die Schlacht. In ihrem Feuer bricht der deutsche Panzerangriff zusammen. Innerhalb von vier Tagen haben die Deutschen nur relativ geringe Erfolge erzielt. Sie sind auf einer Front von etwa 20 km Länge im Norden etwa 18 km tief und im südlichen Frontbereich etwa 50 km tief durchgebrochen. Fast 200 km sind sich die zwei Stosskeile noch entfernt, als sie endgültig gestoppt werden.

Am 10. Juli 1943 setzen die Deutschen fast ihre gesamte Kampfstärke ein; trotzdem gelingt es nicht mehr, die russische Front zu durchbrechen.

Am 11. Juli schliesslich geht die Rote Armee zum Gegenangriff über, der sich zur grössten Panzerschlacht der Geschichte entwickelt.

Am Morgen des 12. Juli 1943 ziehen Hunderte russischer Panzer in weiten Abständen quer durch die Felder bei Prochorowka. Die deutschen Panzerregimenter dröhnen ihnen entgegen, während am Himmel heftige Luftkämpfe toben und brennende Maschinen zur Erde fallen. 1'500 Panzer stossen aufeinander. Die mächtigen «Tiger» werden trotz ihrer starken Panzerung und Bewaffnung von den leichteren, wendigen russischen T 34 kampfunfähig gemacht.

Explodierende Panzer fliegen, von der eigenen Munition und dem Treibstoff zerrissen, in die Luft, andere brennen lichterloh – das Feuer der Geschütze ist ein einziger Donner, in dem die Schreie der in ihren brennenden Stahlkolossen eingeschlossenen Soldaten untergehen.

Nach kurzer Zeit schon ist auf dem Schlachtfeld nicht mehr zu erkennen, wer angreift oder wer sich verteidigt – ein Gemetzel wie diese auf kleinstem Raum ausgetragene Schlacht hat es noch nicht gegeben.

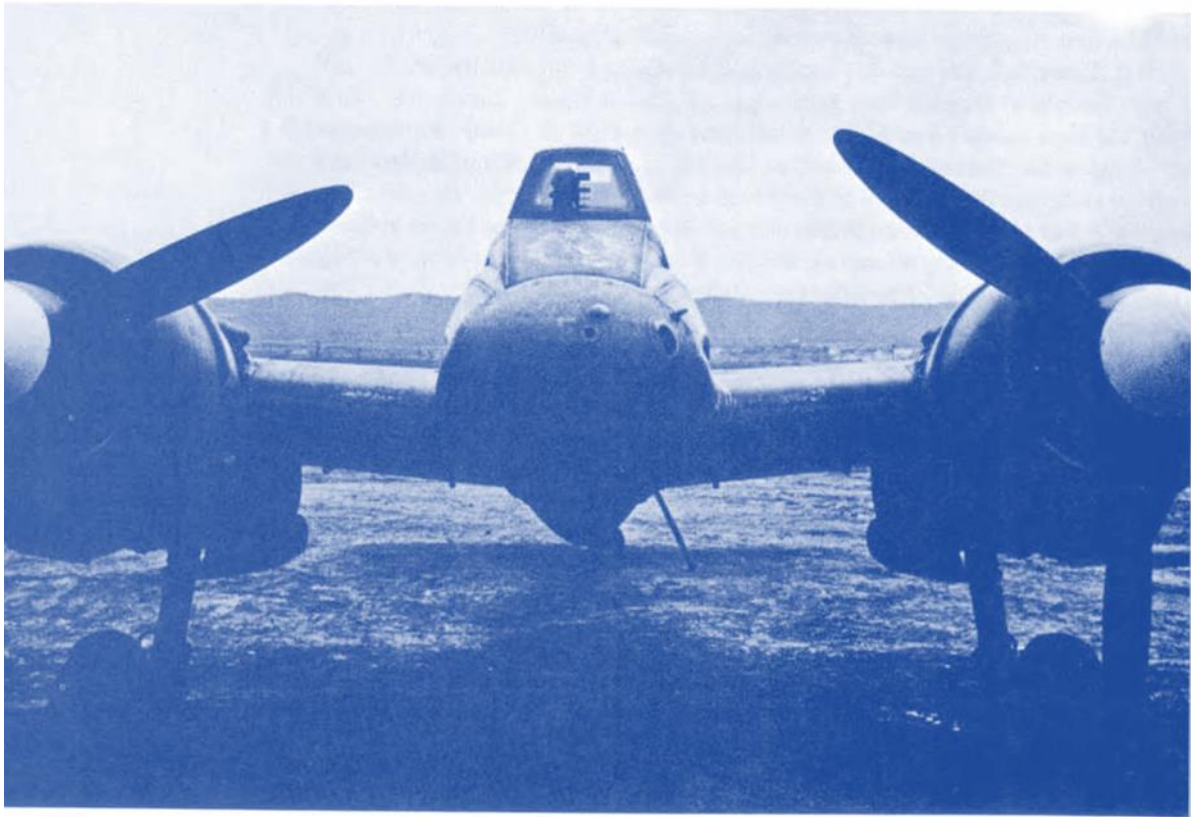
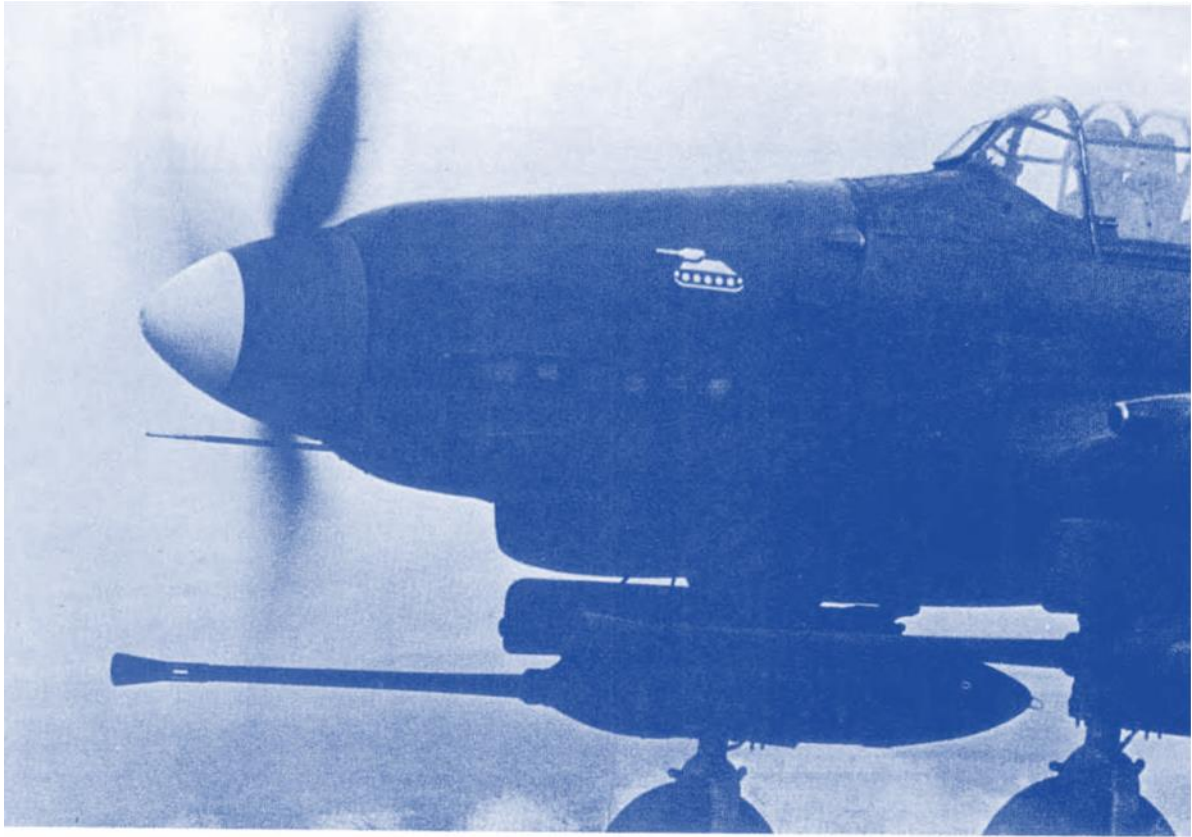
Bilder Seite 217.

*Oben: Ein mit Pak 3,7 cm
versehener Stuke*

*Unten
Deutsches Schlachtflugzeug
vom Typ HS 129*



*Einer der eingegrabenen
russischen Panzer*





«Deutschlands letzte Schlacht zum Sieg», wie sie genannt worden ist, geht am 12. Juli 1943 bereits verloren – die Rote Armee ergreift nun die strategische Initiative, die sie bis Kriegsende beibehalten sollte.

Am 13. Juli beordert Hitler die Befehlshaber der Operation «Zitadelle», die Feldmarschälle von Kluge und von Manstein, in sein Hauptquartier.

Er erklärt ihnen, dass sich mit der Landung der Alliierten auf Sizilien am 10. Juli eine neue Situation ergeben habe und sagt: «Vielleicht landet Eisenhower schon morgen auf dem italienischen Festland oder auf dem Balkan. Damit wäre unsere ganze europäische Südflanke unmittelbar bedroht. Das muss ich verhindern, und deshalb brauche ich Divisionen für Italien und den Balkan. Da ich sie nach Verlegung der 1. Panzerdivision von Frankreich auf den Peloponnes von keiner anderen Stelle mehr abziehen kann, müssen sie aus der Kursker Front herausgelöst werden. Ich bin daher gezwungen, ‚Zitadelle‘ einzustellen.»

So hat die Ende April 1943 bei dem spanischen Hafen Huelva gefundene Leiche des englischen Majors Martin mit ihren «geheimen» Dokumenten – ein raffiniertes Täuschungsmanöver – nicht nur Hitlers Strategie im Mittelmeerraum durcheinandergebracht, sondern ist auch eine der Hauptursachen für seinen Befehl der plötzlichen Einstellung des Unternehmens «Zitadelle» gewesen.

Einige Monate später, im Spätsommer 1943, beginnt der schweizerische Nachrichtendienst mit den Ermittlungen gegen die drei Sender Rados.

Der Kriminologe Marc Payot, Experte auf dem Gebiet der Code-Entschlüsselung, wird mit dem Fall betraut.

Marc Payot:

«Bei Kriegsausbruch wurde ich als ausgebildeter Kriminologe von der türkischen Regierung engagiert, um die Ausbildung der höheren Kader der türkischen Kriminalpolizei zu übernehmen. In dieser Position diente ich bis 1943. Während des Jahres 1942 hatte ich mich mit der Aufklärung des Attentats zu befassen, das gegen den deutschen Botschafter in Ankara, von Papen, verübt worden war. Da dabei russische Botschaftsangehörige verur-



Marc Payot, 1969



teilt werden mussten, begann meine Situation in der Türkei unbequem zu werden, und ich folgte daher im März 1943 gern dem Ruf von Oberstbrigadier Roger Masson, damals Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes, der mich bat, in die Schweiz zurückzukehren. Meine Aufgabe in der Schweiz war dann die eines Verbindungsoffiziers zwischen der Chiffrierabteilung des Armeekommandos und der Gegenspionageabteilung.

Im August 1943 hatte unser Generalstab unmittelbar nach dem Sturz Mussolinis eine verstärkte Bewachung der Südgrenzen der Schweiz angeordnet. Zu diesen Massnahmen gehörte der verstärkte Einsatz einer Spezialkompanie von Funkpeilern, die unter Leutnant Maurice Treyer schon zu Beginn des Krieges gegründet worden war, die die Tarnbezeichnung ‚groupe du lao (Gruppe vom See) trug, und die fortan den Äther nach verdächtigen Funksendungen absuchte. Die Kompanie Treyer arbeitete in Corsier bei Genf und in der Genfer Privatwohnung von Leutnant Treyer im 1. Stock des Hauses Nr. 65 an der Avenue Wendt.

Innerhalb der Stadt arbeiteten die Horchpeiler mit zumeist selbstgebauten Nahfeldpeilgeräten, die so klein waren, dass sie ganz unauffällig in kleinen Koffern versteckt werden konnten. Zur Gruppe Treyer gehörten 50-60 Mann, von denen 20-30 jeweils zusammen im Dienst waren.

Im Herbst 1943 trug die Arbeit der Gruppe in der Genfer Gegend Früchte. – Am 10. September hörte man erstmals einen Sender, der den Anschein erweckte, illegal zu sein, und der irgendwo in der Westschweiz stand, dann am nächsten Tag einen zweiten, und schliesslich am 27. September hörte man sogar einen dritten Sender. Alle drei funktionierten mit den gleichen Arbeitsmerkmalen. Ziemlich schnell fand man die Standorte der Sender, die beiden ersten in Genf, heraus. Der erste stand im Hause Nr. 192, Route de Florissante, der zweite in einem Mietshaus an der Rue Henri-Mussard. Man schlug allerdings nicht sofort zu, sondern versuchte, die Funker noch kurze Zeit zu überwachen, um möglichst das ganze Netz zu erfassen und die Hauptagenten vielleicht sogar in flagranti ertappen zu können.

Nachdem die Standorte ausgemacht worden waren, war man auf die Anschriften von zwei

*Sowjetische Infanterie
geht zum Angriff vor;
12. Juli 1943*

der kommunistischen Partei nahestehenden Personen gestossen, und glaubte anfangs, es könne sich um den normalen Parteifunkverkehr handeln. Deshalb wurde die Bundespolizei und nicht die Spionageabwehr mit der Aufklärung der Sache betraut. So wurde ich am 5. Oktober 1943 für diese Angelegenheit mobilisiert und mit dem Vorgang vertraut gemacht, den ich von nun an zusammen mit Bupo-Inspektor Charles Knecht führte.

Am 15. Oktober entschieden wir uns dafür, zu handeln. Um Mitternacht liessen wir die alte Villa des Ehepaares Hamel an der Route de Florissante in Genf von ungefähr 40 Gendarmen und Kriminalpolizeibeamten der Genfer Kantonspolizei unter Befehl des Genfer Polizeidirektors Francois Vibert umstellen. Dann sorgte der von uns mitgebrachte Schlosser für ein geräuschloses Öffnen der Haustür. Wie der Blitz sausten wir hinauf in den ersten Stock, wo wir Frau Olga Hamel in voller Aktion, die Hand noch auf der Funktaste, antrafen. Edmond Hamel, den wir offensichtlich geweckt hatten, erschien sehr bald im Nachthemd, und wir nahmen das Ehepaar sofort fest.

Während der erste Sender durch die Tatsache, dass er in einem freistehenden Hause untergebracht war, sehr leicht anzupeilen gewesen war, hatte sich die Ortung des zweiten, ebenfalls im Stadtgebiet von Genf stationierten Senders bedeutend problematischer gestaltet, da er in einem Block von Mietshäusern stand. Nach und nach hatten wir jedoch herausbekommen, in welchem Mietshaus sich der Sender befinden musste, was durch das zeitweise Ausschalten des Stromes während der Sendungen des Agenten möglich war. Innerhalb des in Frage kommenden Hauses ging dann mein Kollege Knecht mit Leutnant Treyer und dessen Peilschemel von Etage zu Etage die Treppe hinauf, bis das Hörgerät ihnen bestätigte, dass der Sender in dem Appartement einer Dame namens Bolli stand. Die Dame wurde fortan beobachtet und nur wenige Stunden später als das Ehepaar Hamel verhaftet; allerdings nicht in ihrem Appartement, sondern in der Wohnung ihres Freundes, eines deutschen Friseurs namens Hans Peters.

Bei der Festnahme des Ehepaares Hamel war uns eine Menge interessantes Material in die Hände gefallen – u.a. die Buchführung über die an Agenten gezahlten Beträge – es waren unzählige kleine Zettel mit Daten, Decknamen und Beträgen, die in einem Umschlag steckten. Unter dem beschlagnahmten Material fanden wir auch einige Stücke, die uns verstehen halfen, wie die Chiffriercodes der Sender konstruiert waren.

Die Russen arbeiteten damals mit Ziffern und Büchern. Nach einem Schlüsselwort, das bei Rado z. B. das Wort ‚Distanz‘ war, und einer Zahlentabelle wurden die Buchstaben des zu übermittelnden Textes in Zahlen übertragen. Dann wurde eine beliebige Passage des Textes einer Seite des Codebuches ebenfalls in Zahlen übertragen, dieses Mal jedoch nach einem Schlüsselwort der Buchseite, die für jedes Telegramm neu gewählt wurde. Beide Zahlenreihen, in Fünfergruppen angeordnet, waren dann übereinander abgeschrieben und addiert, was eine ‚Überchiffrierung‘ darstellte. Das Resultat der Addition, übertragen mittels eines Durchschlagpapiers, war das eigentliche Telegramm. War das Codebuch einmal festgelegt, konnte natürlich die Passage neu gewählt und die Angabe darüber sogar ohne Gefahr im Telegramm selbst – natürlich in getarnter Form – gemeldet werden.

05447 z.B. bedeutete, dass man auf Seite 47, auf der 5. Zeile von unten, rechts, das vierte Wort von rückwärts gelesen, benutzt hatte.

Die Code-Nummer war aber nicht nur übermittelt worden, sondern nochmals getarnt durch Addition mit zwei weiteren Gruppen des Telegramms und danach als 7. Gruppe des Gesamttelegramms gesendet worden.

Dies alles macht verständlich, dass es absolut unmöglich ist, einen solchen Code zu brechen, ohne über das Chiffrierbuch zu verfügen.

Erst nachdem es gelungen war, bei der Hausdurchsuchung in Route de Florissante, eine Kladde mit Klartexten einiger Funksprüche zu finden, kam uns die Bedeutung der Sender

zum Bewusstsein. Wir stiessen in der Folge dann auch auf den Namen eines der Hauptagenten des internationalen Netzes, den wir nach der Handschrift in dieser Kladde identifizieren konnten: Alexander Rado.

Wir waren dem Code schon ziemlich auf der Spur, jedoch fehlte uns noch immer das Codebuch – das wir dann wirklich per Zufall gefunden haben.

Nachdem wir nämlich Fräulein Bolli bei ihrem Freund verhaftet hatten, durchsuchten wir ihre Wohnung – und fanden auf dem Schreibtisch neben der Schreibmaschine, in die mehrere Blatt Papier eingespant waren, ein Buch.

Offensichtlich war Fräulein Bolli dabeigewesen, eine Seite des Buches für die übrigen Agenten abzuschreiben – und nicht, wie sie im Verhör behauptete, um sich im Maschineschreiben zu üben, da sie nicht weiter als Buffet-Dame arbeiten und sich eine Bürostelle suchen wollte. Jedenfalls hatten wir das Buch – sein Titel war: „Es begann im September“, und es war tatsächlich das gesuchte Codebuch.

Es dauerte allerdings noch einige Tage, bis es uns gelang, genau zu rekonstruieren, wie das Codebuch im Detail benutzt wurde.

Nach der Verhaftung der Hamels und der Bolli, und nachdem wir einsahen, dass wir es mit einer grossangelegten Spionageorganisation zu tun hatten, liessen wir den dritten Sender, dessen Standort wir inzwischen in Lausanne ausgemacht hatten, noch einige Zeit unter Horchaufsicht Weiterarbeiten. Dieser dritte Sender wurde von einem Funker namens Alexander Foote bedient, einem gebürtigen Engländer. Er arbeitete mit einem anderen Code als Rado, und wir waren nicht imstande, ihn zu entziffern. Doch begann Foote zu unserer grossen Überraschung einige Tage nach dem Stilllegen der Genfer Sender plötzlich auch Funksprüche im Code Rados zu übermitteln, die wir mitlesen konnten. Footes Sender war ja nun die letzte Möglichkeit für Rado, seine Verbindung zu Moskau aufrechtzuerhalten.

Die Nachrichten betrafen zum Teil die in Genf in Haft befindlichen Agenten und gaben darüber Aufschluss, dass Rado den Russen vorgeschlagen hatte, seine Tätigkeit im Schutze der britischen Botschaft in Bern weiterzuführen.

Doch dazu liessen wir es nicht mehr kommen – nicht nur, weil Moskau diesen Vorschlag ablehnte, sondern weil wir am 20. November 1943 nach einem vergeblichen Versuch das Glück hatten, auch Herrn Foote in flagranti zu überraschen.»

*Das Schlachtfeld
am 13. Juli 1943*



Es kommt nun darauf an, die in den dechiffrierten Funksprüchen immer wieder auftauchenden Informanten zu finden, d. h. herauszubekommen, wer sich hinter den Decknamen «Taylor», «Lucie» und «Sissy» verbirgt.

Lucie muss nach Lage der Dinge der beste Informant sein, da seine Berichte des Öfteren besonders hervorgehoben werden und er aufgrund der Unterlagen von Rado grössere Summen bezieht.

Bei weiteren Recherchen stösst man auf den Namen Schneider für den Decknamen Taylor. Dr. Christian Schneider, wohnhaft in Genf, 10, Rue Carteret, ist gebürtiger Deutscher.

Man beobachtet ihn, um seine Beziehungen festzustellen. Schon bald fällt auf, dass ein Mann ihn häufig besucht, der eigenartigerweise nie direkt die Strasse entlangkommt und zum Haus Nr. 10 geht, sondern jedesmal aus einer anderen Richtung, einer anderen Seitenstrasse kommt und dabei offensichtlich keinen Umweg scheut. Es wird festgestellt, dass dieser seltsame Besucher sich Dübendorfer nennt und in der Rue du 31 Décembre Nr. 15 wohnt. Angeblich ist Herr Dübendorfer Züricher. In Zürich ist tatsächlich ein Heinrich Dübendorfer gemeldet, doch sehen dessen Fotos gänzlich anders aus als Herr Dübendorfer in Genf.

Monatelang führt die Bundespolizei die Beobachtungen weiter – im April 1944 fasst sie zu. Als Inspektor Charles Knecht in die Wohnung Dübendorfers eindringt, bemerkt er, dass der Mann durch einen anderen Ausgang zu fliehen versucht. Er wird festgehalten, und nach mehreren Verhören stellt sich heraus, dass er ein gebürtiger Leipziger ist, der Journalist Paul Böttcher, und dass er schon seit 1936 illegal in der Schweiz lebt.

Nachdem auch Schneider festgenommen und verhört wird, kommt man auf «Lucie» – den Hauptinformanten, der in Luzern wohnt und Rudolf Roessler heisst. Er wird am 19. Mai verhaftet.

Schneider sagt während der Vernehmungen aus, er habe für die schweizerische Armee gearbeitet, die ihm Informationen gegeben habe, die er dann nur gegen die Informationen von Mme. Dübendorfer eingetauscht habe. Da dies kein Verlust für die Schweiz sei, habe er seine Tätigkeit auch nicht als Vergehen angesehen.

Pakbo, der Journalist Otto Pünter, und «Dora», Alexander Rado, werden nicht festgenommen. Beide können sich verborgen halten.

Rado hält sich bei dem Dirigenten *Hermann Scherchen*, einem Verwandten, in Neuchâtel auf.

Nach 111 Tagen Untersuchungshaft wird Roessler am 6. September 1944 auf freien Fuss gesetzt.

Zwei Tage später verlässt Foote das Gefängnis Bois-Mermet in Lausanne. Alle übrigen sind mittlerweile bereits wieder in Freiheit und warten auf ihren Prozess. Am 7. November trifft Rachel Dübendorfer mit Rado zusammen. Er sagt ihr, dass er noch am gleichen Tage nach Paris abreise, wo er sich mit der sowjetischen Militärmission in Verbindung setzen wolle, um Geld für den Wiederaufbau des Netzes zu besorgen.

Foote und Roessler treffen sich am 15. Dezember 1944 zum ersten und letzten Mal Rachel Dübendorfer ist dabei.

Die drei kommen überein, dass Foote, um Rado bei seinen Verhandlungen zu unterstützen, ebenfalls nach Paris fahren und bei den Sowjets vorstellig werden soll. Die Militärmission verschafft Rado und Foote Plätze in der ersten seit 1939 von Paris nach Moskau abgehenden Maschine, die am 6. Januar 1945 um 9 Uhr früh vom Flugplatz Le Bourget startet. Es ist das gleiche Flugzeug, in dem sich auch *Leopold Trepper* alias *Gilbert*, der ehemalige «Grand Chef» der Roten Kapelle, nach Moskau zum «Direktor» begibt.

Das Netz Rados mit seinen mehreren Dutzend stillen Mitarbeitern, das Moskau während der entscheidenden Kriegsjahre mit Informationen versorgte, kostete die Zentrale etwa 30'000 Dollar – soviel wie ein mittelschwerer Panzer.

Während eines Zwischenaufenthaltes in Kairo verschwindet Rado. Moskau interveniert bei der britischen Militärpolizei, Rado wird verhaftet und gegen seinen Willen an die Sowjets ausgeliefert. Der Pass, den man ihm in Paris «sicherheitshalber» ausgestellt hat, erweist sich als Handicap: Moskau hat nicht die Auslieferung des ungarischen Staatsangehörigen Alexander Radolfi, sondern des russischen Deserteurs *Alexander Wassilijewicz Kuliczew*, Oberst der Roten Armee, verlangt.

Rado trifft im Sommer 1945 in Moskau ein, wird verhaftet und in einem Prozess zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Stalins Tod wird er begnadigt und geht nach Budapest, wo er an der Universität Geologie lehrt – Prof. Alexander Radolfi, ein angesehener Wissenschaftler von internationalem Ruf.

Foote wird nach den verschiedensten Verhören schliesslich dank seiner Anpassungsfähigkeit wieder für die Übernahme eines Postens im Osten Deutschlands herangezogen. Er nutzt die erste Gelegenheit, die sich ihm bietet, um über Westberlin nach England zu fliehen.

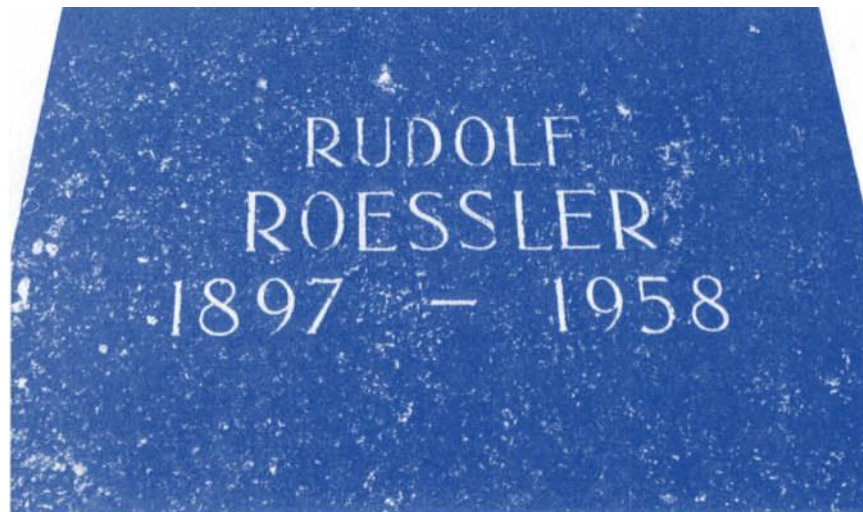
Schon im Jahre 1947 nimmt Rudolf Roessler seine Spionagetätigkeit wieder auf. Seine Nachrichten aus der Bundesrepublik gehen über seinen Freund Dr. Xaver Schnieper nun an «Onkel Tom», den Militärattaché der tschechoslowakischen Exilregierung, J. Sedlacek, der nunmehr für das sowjetfreundliche Prager Verteidigungsministerium arbeitet. Durch eine lächerliche Panne – ein Honigglas mit einem Film, auf dem militärische Objekte der Bundesrepublik und NATO-Flugplätze beschrieben sind, verfehlt seinen Adressaten in Düsseldorf, wird zurückgesandt und entlarvt den Absender – wird Roessler entdeckt. Das schweizerische Bundesstrafgericht verurteilt ihn am 5. November 1953 zu 12 Monaten, seinen Freund Dr. Schnieper zu 9 Monaten Gefängnis.

Vier Jahre nach seiner Freilassung, 1958, stirbt Roessler in Luzern.

Das Rätsel seines deutschen Informanten aus der Kriegszeit ist ungelöst geblieben.

Die Frage, wie Roessler imstande war, zeitweise innerhalb von Stunden informiert zu sein über Entscheidungen, die im deutschen Oberkommando der Wehrmacht fielen, hat er mit der Behauptung beantwortet, eine Funkverbindung gehabt zu haben.

Doch steht nicht nur fest, dass Roessler selbst weder morsen noch chiffrieren konnte und ihm auch kein Funker zugeteilt war, sondern auch, dass seitens der mehr als wachsamen deutschen Funkabwehr, die selbst die Standorte dreier Schweizer Sender auszumachen imstande war, nach der Zerschlagung des Netzes der «Roten Kapelle» in Brüssel, Berlin und Paris ab 1942 in Deutschland kein illegaler Funkverkehr mehr festgestellt worden ist.



Grabstein Rudolf Roesslers auf dem Friedhof von Kriens bei Luzern

Nach uns die Sintflut

Guy Gibsorr, Kommandeur des 617. Bombengeschwaders der Royal Air Force, hat königliche Visite.

Am 27. Mai 1943 besuchen König Georg VI. und Königin Elisabeth von England das 617. Bombengeschwader, das fortan den Beinamen «Dambusters-Squadron» – Dammbrecher-Geschwader – tragen wird.

Die Vernichtung der Staudämme des Ruhrgebietes ist einer der am besten vor bereiteten Luftangriffe gewesen und hat Gibson und sein Geschwader über Nacht zur populärsten Einheit der Royal Air Force werden lassen.

Der verheerende Angriff auf die deutschen Talsperren an Möhne, Eder und Sorpe liegt gerade 10 Tage zurück, und man ist in England der Hoffnung, die entscheidende Wende des Krieges herbeigeführt zu haben, da durch diesen Angriff die Kriegsindustrie des Ruhrgebietes ausgeschaltet sein würde.

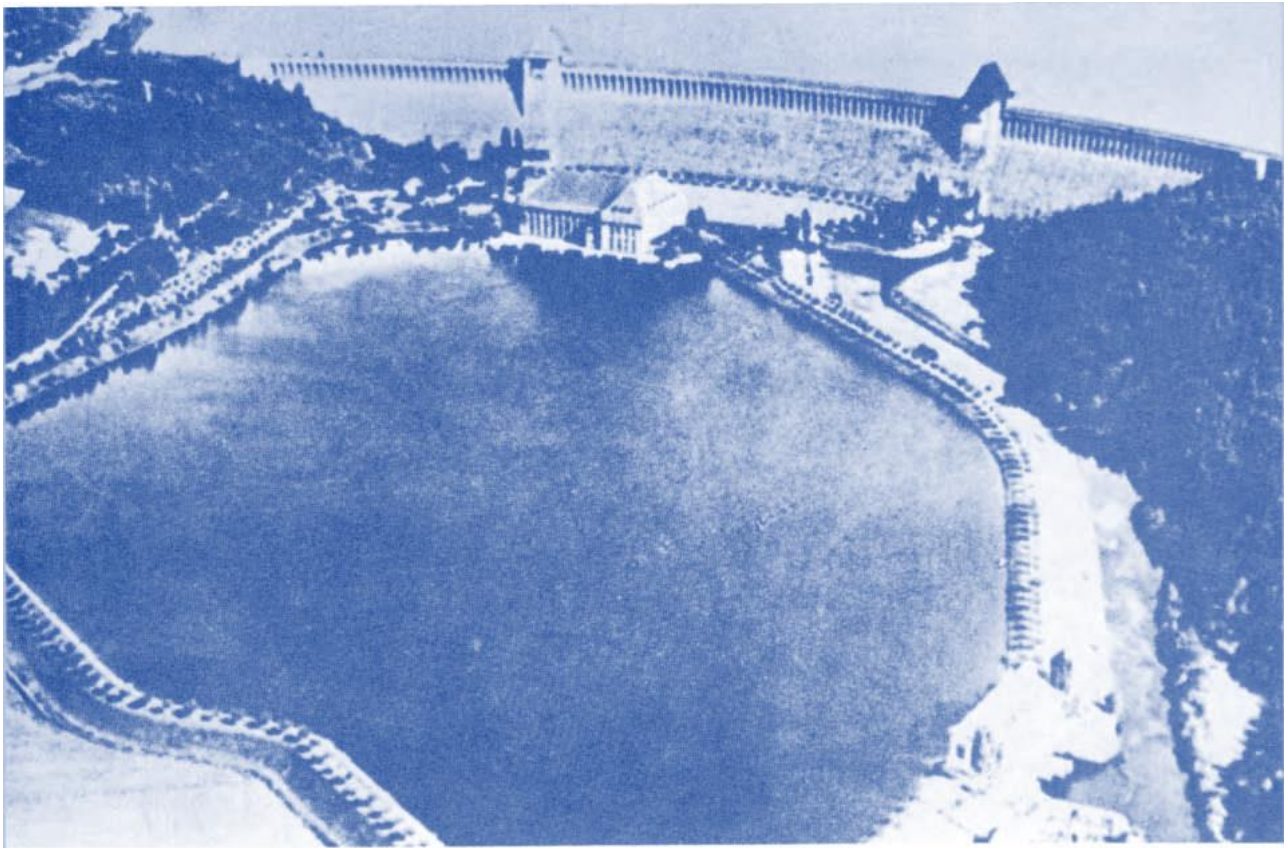
Das 617. Bombengeschwader erhält nach diesem Angriff ein Wappen, das als seinen Wahlspruch die Worte der Mme. Pompadour führt:

«Après moi le déluge» – Nach mir die Sintflut.



27. Mai 1943.
König Georg VI. (Mitte) und
Guy Gibson, Kommandeur
des 617. Bombengeschwader
(2. von links) am Modell der
Möhnetalsperre





Juli 1913. Der grösste Staudamm Europas, die Möhnetalsperre, wird eingeweiht. Der Bau des gigantischen Dammes (Höhe der Mauer 40 m, grösste Sohlenbreite 34 m, Länge 640 m) und der dazugehörigen Pump- und Kraftwerke hat 5 Jahre in Anspruch genommen. Aus einem Quelleneinzugsgebiet von 416 qkm wird hier Wasser bis zu einer Menge von 130 Millionen cbm gesammelt, das bei Bedarf abgelassen wird, um die Energieversorgung des Industriegebietes sicherzustellen und den Wasserstand der Ruhr für den Schiffsverkehr konstant zu halten.

Die 2 Jahre später fertiggestellte Edertalsperre, die in ähnlicher Weise für den Mittellandkanal genutzt wird und die das Industriegebiet um Kassel mit Energie versorgt, übertrifft in ihren Ausmassen die Möhnetalsperre noch um etwa ein Drittel.

Der Erbauer der Möhnetalsperre, *Dr.-Ing. Link*, bringt im Juli 1932 einen Artikel heraus, in dem er Einzelheiten über die Konstruktion der Talsperren und deren Bedeutsamkeit herausstellt.

Im Oktober 1939, einen Monat nach Ausbruch des II. Weltkrieges, zieht ein englischer Wissenschaftler gerade diesen Artikel zu Rate: *Prof. Dr. Barnes Wallis*, der sich seit Langem mit dem Problem der Zerstörung der deutschen Dämme beschäftigt. Prof. Dr. Wallis hat schon während des I. Weltkrieges Luftschiffe gebaut, und der Standard-Bomber Englands während des II. Weltkrieges, der Wellington-Bomber, ist von ihm konstruiert worden. Aufgrund des deutschen Artikels verfasst Wallis eine Studie, in der er die ausserordentliche Wichtigkeit der Talsperrenzerstörung bekräftigt und die dem Kriegsministerium wichtig genug erscheint, ihm ein Komitee zur Vorbereitung eines Luftangriffes auf die Dämme zur Seite zu stellen.

Dieses Komitee, dem neben Militärs auch namhafte Wissenschaftler angehören, ermöglicht Wallis den Bau eines Modelldammes, an dem er schon bald die ersten Versuche unternimmt.

Die Mauer der Möhnetalsperre mit dem Kraftwerk (Foto 1930)



Prof. Dr. Barnes Wallis

Über die Wasserversorgung an der Ruhr.

Von Baudirektor Dr.-Ing. E. H. Link, Essen.

Die Wassereutnahme aus der Ruhr. — Die Wassereutnahme aus der Ruhr, insbesondere der Verbrauch in fremden Niederoberschlaggebieten. — Die natürliche Leistungsfähigkeit der Ruhr (Fällbetrag). — Die Aufgabe des Ruhrtalesperrenvereins: Sicherstellung der Wasserbeschaffung ihrer Menge nach. — Das Mittel: Talesperrenbau. — Die Durchführung: a) geneigenschaftliche Talesperren, b) Mohnstalesperre, c) Listerstalesperre. — Das Aufreien von Doppeltrochanjahren. — Veränderung der Auffassung bezüglich des Verhältnisses des Talesperrenbetrages zur Wassereutnahme. — Die Sorptalesperre. — Die unzureichende Verostalesperre.

Der größte Teil des rheinisch-westfälischen Industriebezirks ist auf die Wasserversorgung aus der Ruhr angewiesen, wenn auch in neuerer Zeit die Versorgung einzelner Gebietsanteile vom Rhein oder vom Norden her an Bedeutung gewonnen hat. Dem Ruhrtalesperrenverein ist hierbei die Aufgabe zuzustellen, die Wasserversorgung ihrer Menge nach sicherzustellen. Es handelt sich um sehr bedeutende Zahlen. Im Jahre 1897, für das die erste vollständige Statistik vorliegt, betrug die Wassereutnahme aus der Ruhr etwa 175 Mio m³, 32 Jahre später, 1929, dem Jahr der bisherigen Höchstentnahme, war der Bedarf mit 658 Mio m³ auf fast das Vierfache gestiegen.

*) Vortrag auf der 71. ordentlichen Vereinsversammlung des Rheinischen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern a. V. am 20. Mai 1928 in Essen.

Die Sicherstellung der Wasserversorgung hängt weniger von der entnommenen, d. h. von der Gesamtheit der Pumpwerke geförderten Wassermenge ab, als vielmehr von der sog. Entziehung. Wir verstehen hierunter diejenige Wassermenge, die dem Fluß dauernd verlorengeht. Wie aus Abb. 1 hervorgeht, erfolgt der Verbrauch des Ruhrwassers keineswegs nur im Ruhrgebiet selbst sondern vor allem im Gebiet der Emscher, weiter in dem der Wupper, der Lippe und des Rheins. Von dem nach diesem Gebieten hinübergepumpten Wasser kommt nichts zur Ruhr zurück, während das im Ruhrgebiet selbst benutzte Wasser zum Teil wieder in den Fluß zurückgelangt. Dies gilt besonders von der in den beiden letzten Jahrzehnten bedeutend gewachsenen Kühlwasserentnahme der großen Dampfmaschinen-Elektrizitätswerke; von diesen wird nur ein geringes Wasserverlust hervorgerufen.

Die Wassereutziehung aus der Ruhr hat sich wie folgt entwickelt; 1897 wurden dem Ruhrgebiet 2,1 m³/s dauernd entzogen. Diese Zahl stieg in den folgenden Jahren mit einzelnen durch die wirtschaftliche Lage bedingten Schwankungen stark an und erreichte im letzten Kriegsjahr 1918 mit 10,5 m³ in der Sekunde ein erstes Maximum. Der dann folgende Rückschlag, vor allem im Inflationsjahr 1923, wurde in der Folge wieder ausgeglichen, und 1929 wurde mit 11,1 m³ in der Sekunde das bisherige Maximum erreicht. Damit war die Entziehung gegenüber 1897 in 32 Jahren auf das 5,6fache gewachsen, während die gepumpte Wassermenge, wie schon erwähnt, noch stärker, und zwar auf fast das Vierfache, gestiegen ist (Abb. 2).

Mit diesen Zahlen des Wasserbedarfs ist namentlich die Leistungsfähigkeit der Ruhr als Trinkwasserspender zu vergleichen. Das Fluß hat 4850 km² Mohnstalesperrenbetrag.



Abb. 1. Zusammen des Wassereutziehungs- und des Umpumpungsgebietes des Ruhrwasserwerks.

später 12,6 Mio m³ und die Hennetalsperre mit 11 Mio m³ (Abb 3 und 4).

Das Jahr 1904 brachte eine Trockenperiode von ungewöhnlicher Schärfe und Dauer, verbunden mit einer starken Steigerung des Wasserverbrauchs. Der Ruhrtalsperrenverein, der sich inzwischen eine eigene Verwaltung geschaffen hatte, erkannte, daß er mit dem Mittel der Subventionierung verhältnismäßig kleiner genossenschaftlicher Talsperren die Sicherstellung der Wasserversorgung nicht erreichen konnte, und entschloß sich 1905 zum Bau einer

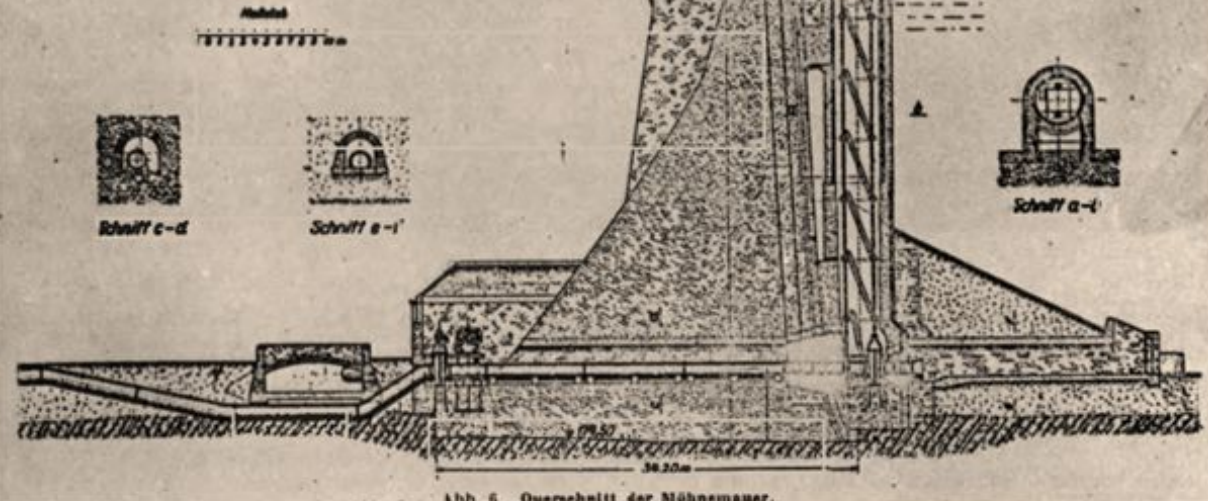
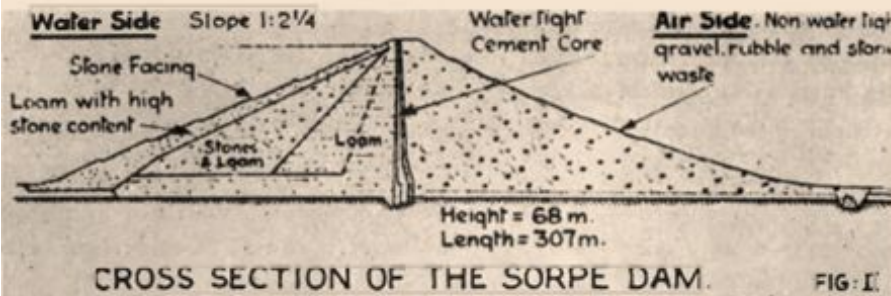
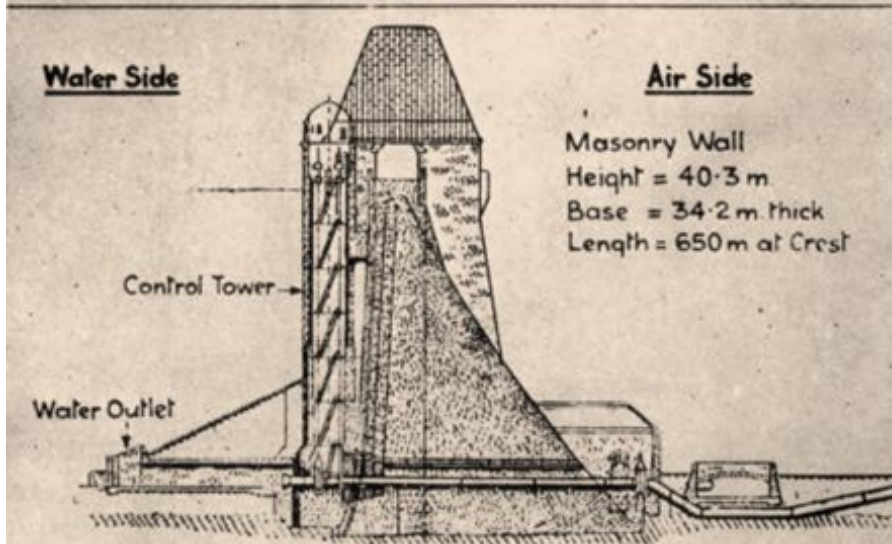


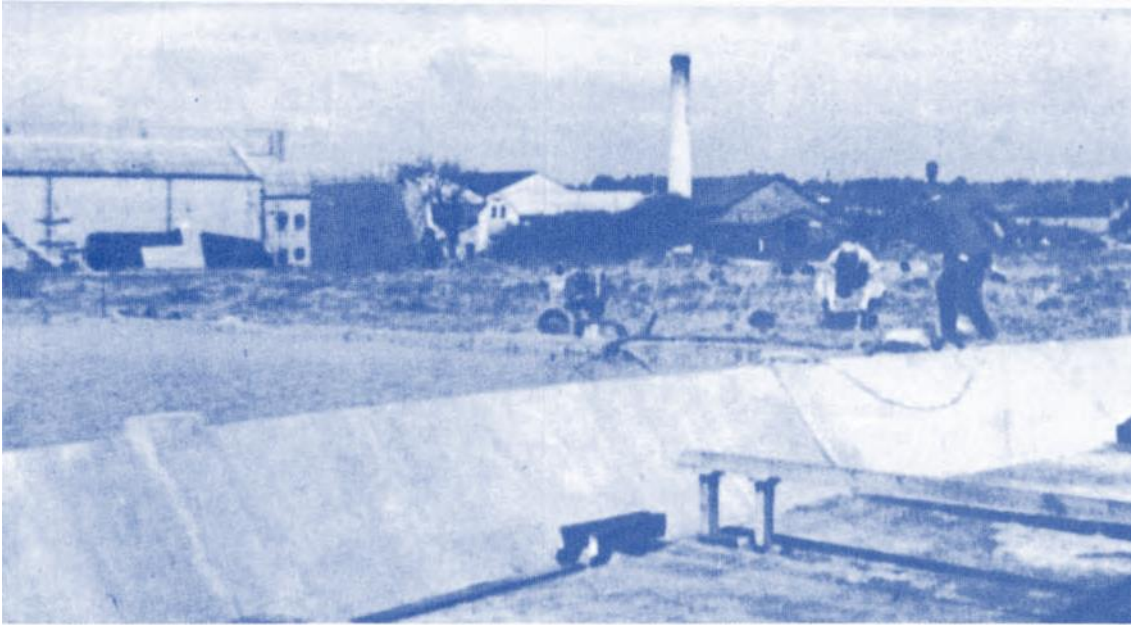
Abb. 6. Querschnitt der Mühlmauer.



CROSS SECTION OF THE SORPE DAM. FIG. I.



Der Artikel im «Gas- und Wasserfach» vom 23. 7. 1932, den Prof. Dr. Wallis für seine Planungen auswertete

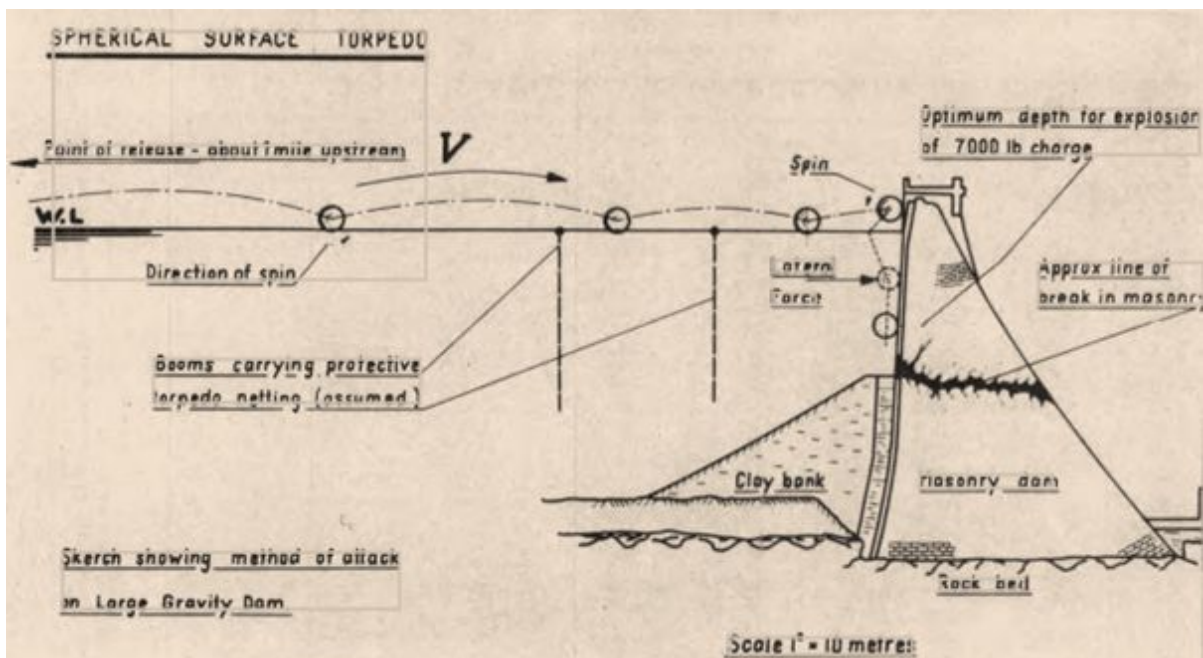


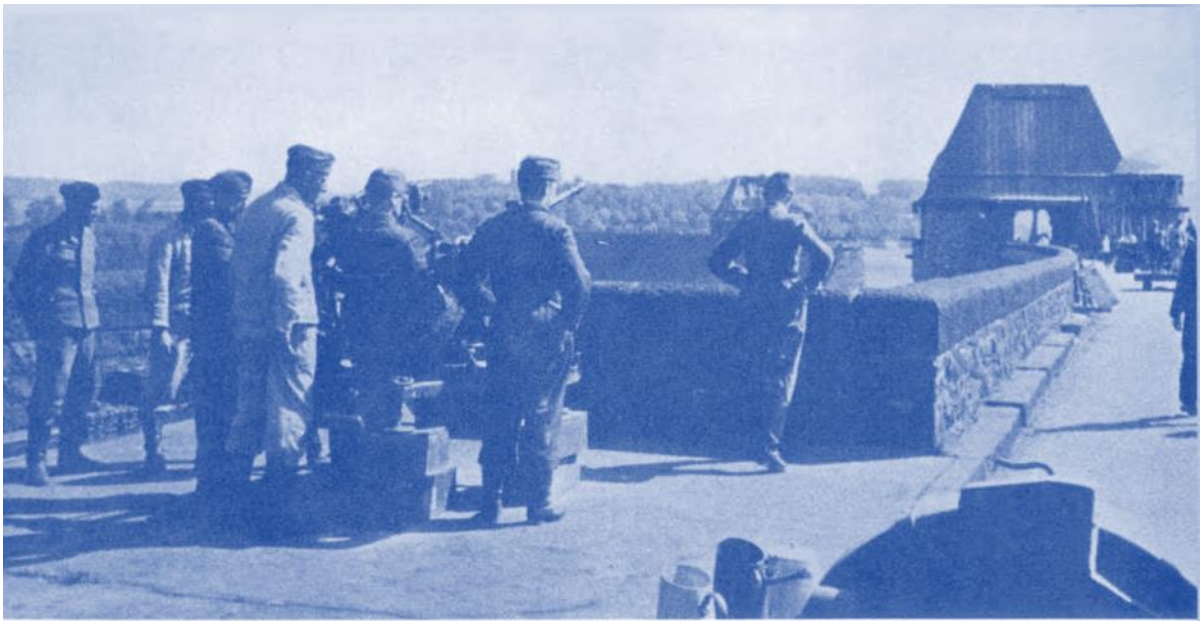
In langwierigen Proben am Modell des Möhnedammes stellt er zu seiner Enttäuschung fest, dass zu seiner Zerstörung eine Bombe von 40 Tonnen erforderlich ist. Der grösste britische Bomber, der zu dieser Zeit noch auf dem Papier existiert, wird ganze 10 Tonnen tragen können!

Die ersten Sprengversuche an einer im Massstab 1 : 4 nachgebauten Staumauer

Doch Prof. Wallis gibt nicht auf. Nach zahlreichen Versuchen mit Unterwasserexplosionen kommt er schliesslich zu dem Ergebnis, dass er sich die Wirkung der Schockwellen zunutze machen muss, die bei einer Explosion im Wasser viel grösser ist, als wenn eine Bombe auf dem Grund des Sees explodiert. Andererseits ist ihm bewusst, dass es unnütz ist, einen Torpedo gegen die Talsperrendämme abzuschliessen, da Torpedonetze die Mauern schützen. Und dann kommt ihm die Idee. Wenn man einen Kieselstein im richtigen Winkel aufs Wasser wirft, hüpfert er eine Weile über die Oberfläche hinweg, bevor er versinkt. In einem Riesentank der

Eine von Prof. Dr. Wallis zur Bestätigung seiner Theorie angefertigte Zeichnung





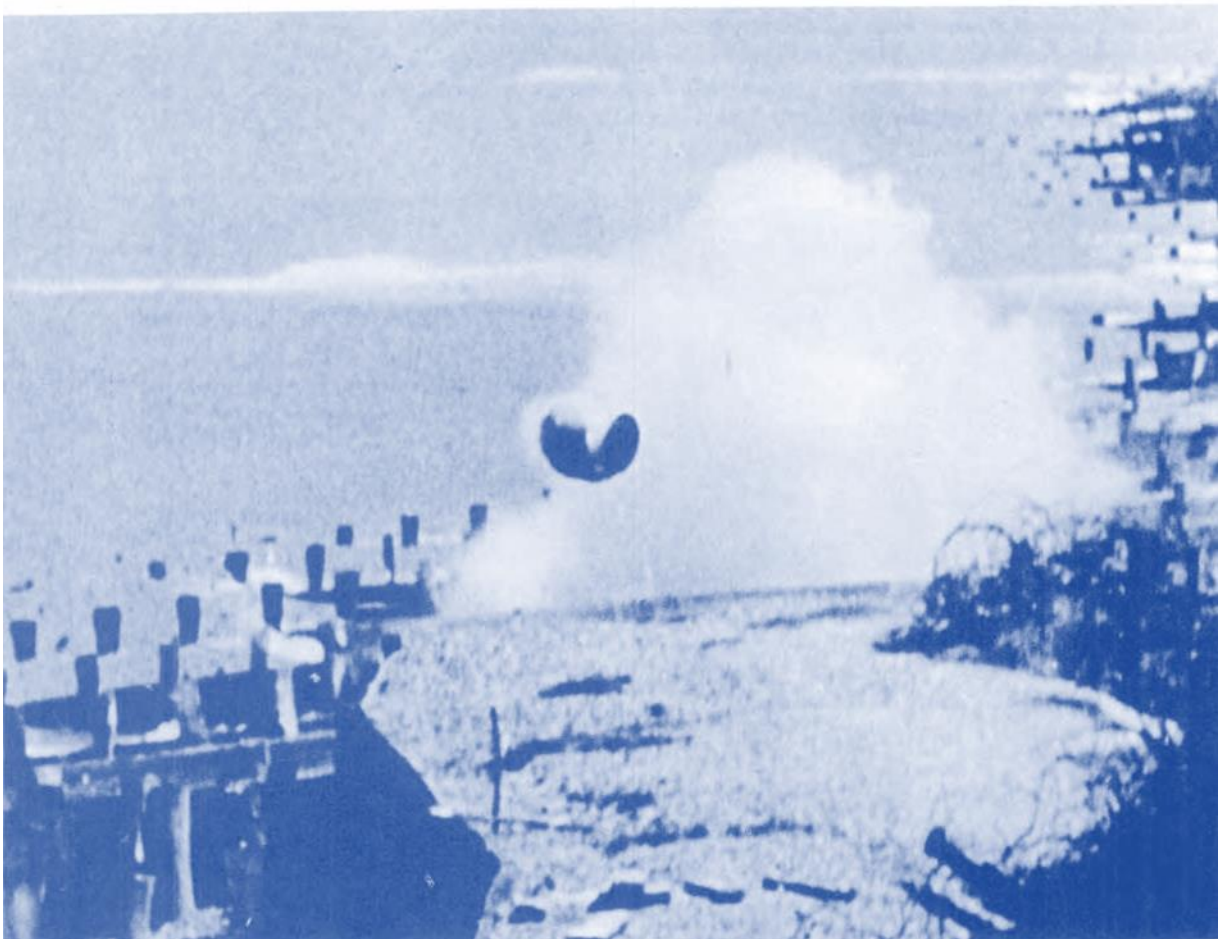
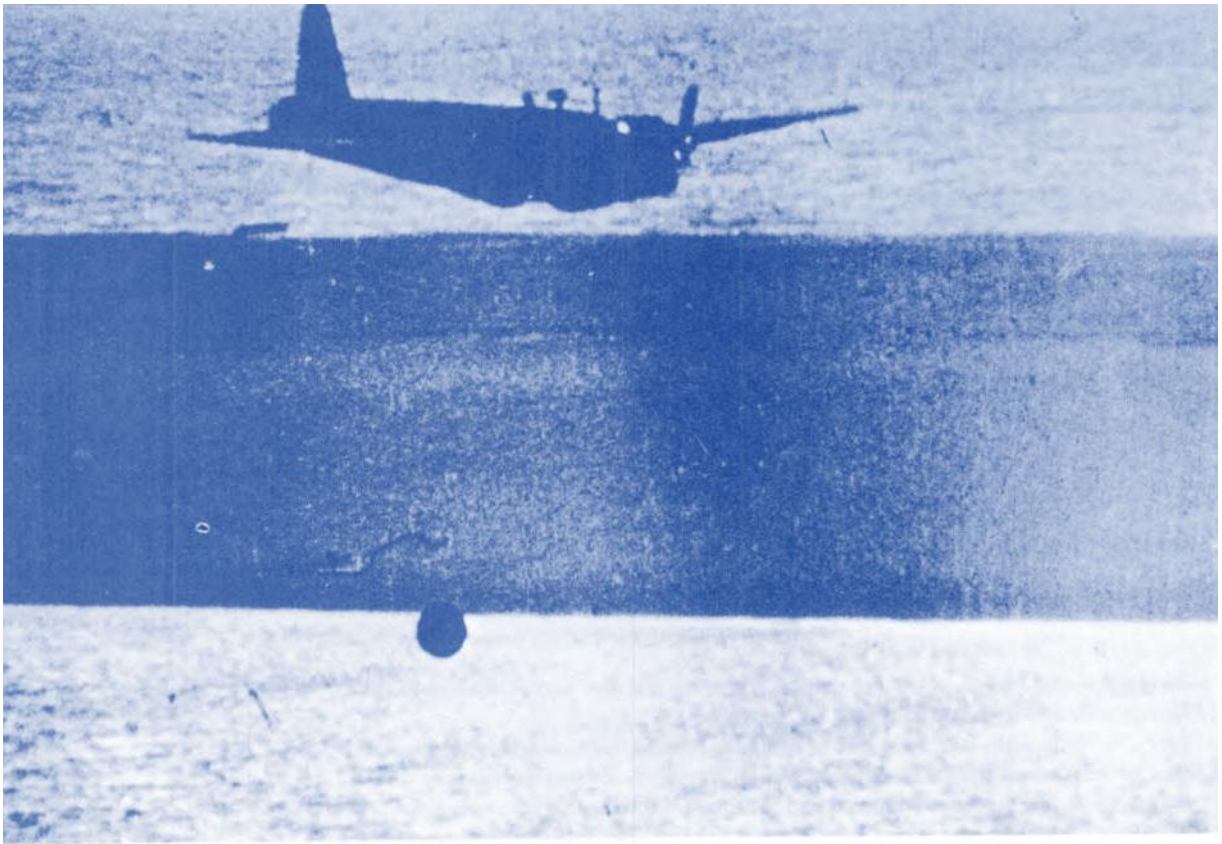
Marineversuchsanstalt Teddington beginnen nun die mühseligen Versuche, die das Verhalten einer kugelförmigen Bombe untersuchen sollen.

Prof. Dr. Wallis stellt fest, dass eine kugelförmige Bombe, wenn sie mit entsprechender Geschwindigkeit abgeworfen wird und sich entgegen ihrer Flugrichtung dreht, imstande ist, die auf dem Wasser befindlichen Hindernisse zu überspringen und, nachdem sie gegen die steile Mauer trifft, sich durch die Zentrifugalkraft daran schmiegend, langsam versinken wird. Stellt man den Zünder der Bombe so, dass er erst auf dem Dammsockel anspricht, kann sie bei entsprechender Grösse unter Ausnutzung der hervorgerufenen Schockwellen in die breiteste Dammwand eine Bresche schlagen. Doch sind diese Erkenntnisse so neu, dass man Wallis, selbst nachdem er seine Theorie der Unterstützung einer Detonation durch Schockwellen an einem nicht mehr

*Eine schnellfeuernde
2-cm-Flak auf der Staumauer
der Möhnetalsperre*

*löst die schwere Flak ab,
die sich als wenig wirksam
erwies . . .*





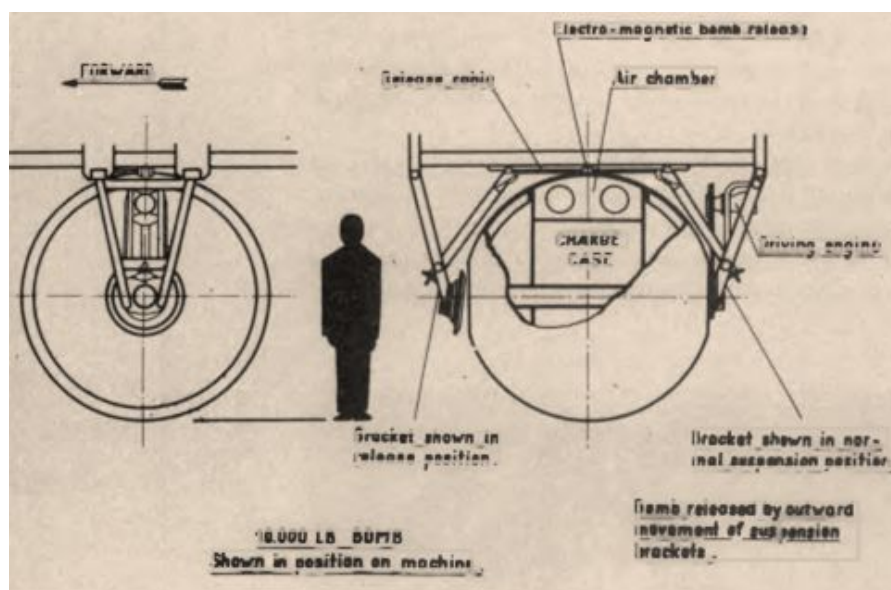
Auf ähnliches Unverständnis für diese neue Theorie trifft zu dieser Zeit ein Mann in Deutschland: *Justus Dillgardt*, der Oberbürgermeister von Essen. Seit 1939 kämpft Dillgardt gegen die Sturheit der Wehrmachtsbehörden in Münster an, die auf seine Warnungen lediglich reagieren, um ihn zu beruhigen.

Zwar werden im Frühjahr 1940 schwere Flak und Scheinwerfer an der Möhne- und Ederalsperre postiert und Torpedonetze um die Staudämme ausgelegt, doch schon nach wenigen Monaten wieder abgezogen. Es bleiben lediglich leichte Flak und die Torpedonetze da. Dillgardt ist der Meinung, dass mit einem Angriff im Mai gerechnet werden müsse, wenn die Stauseen bis an den Rand gefüllt sind, und nach seinen Überlegungen kann eine Bombe, die im Wasser explodiert, allein durch die Schockwellen eine Staumauer zum Einsturz bringen.

Am Nachmittag des 4. Dezember 1942 startet eine umgebaute Wellington mit der ersten Bombe an Bord und mit Prof. Wallis auf dem Sitz des Bombenschützen. Nach einem Jahr von Experimenten, Proben und Kampf mit den misstrauischen Behörden hat Wallis die Erlaubnis erhalten, sechs seiner Kugelbomben im Massstab 1:2 bauen zu lassen. Die Bombenschotten der Maschine mussten entfernt werden, um die seltsame Bombe anzubringen.



Justus Dillgardt, Oberbürgermeister von Essen



Einer der ersten Entwürfe der Bombe und ihrer Aufhängung

Unterwegs können selbst die Flakkanoniere der englischen Küstenwache die Wellington nicht wiedererkennen, und um Haaresbreite entgeht Wallis dem Abschuss. Über der See drückt Wallis auf den Knopf und beobachtet dann, wie seine Bombe auf das Wasser hinabfällt. Doch ist ihr Stahlmantel zu schwach, und sie zerplatzt nach einigen Aufschlägen.

Am 12. Dezember startet er wiederum, diesmal mit einer stabileren Bombe, und er macht einen grossen Bogen um die Flakposten. Die Bombe hüpfert in weitem, elegantem Schwung über die See, bis sie versinkt. Mit den Filmaufnahmen als klarem Beweis für die Tauglichkeit seiner Bombe überzeugt er mehrere misstrauische Herren des Scientific Tribunal des Ministry of Supply, die ihm nun soweit Glauben schenken, dass sie sich bereitfinden, einem Probeabwurf beizuwohnen, von dem es abhängen wird, ob ihm die Erlaubnis erteilt wird, mit der Konstruktion einer Bombe im richtigen Massstab zu beginnen und ob der Auftrag für den Umbau von Lancaster-Bombern für Proben erteilt werden kann.

Bilder Seite 230:

Oben: Erste Proben: Abwurf von einem Wellington-Bomber aus

Unten: Bei einem der Probeabwürfe gerät eine Bombe aus ihrer Bahn und hüpfert auf die wissenschaftliche Kommission zu

Die am Strand versammelte Kommission, von der auf den Wellen dahinhüpfenden Bombe sichtlich beeindruckt, entscheidet positiv. Selbst eine ausser Kontrolle geratene Bombe, die in wenigen Metern Entfernung an den Herren vorbeidonnert, beeinträchtigt deren Urteil nicht.

Berichte über die Versuche mit der Wallis-Bombe dringen bis zu Churchill, der dem Projekt enthusiastisch zustimmt.

Prof. Dr. Wallis:

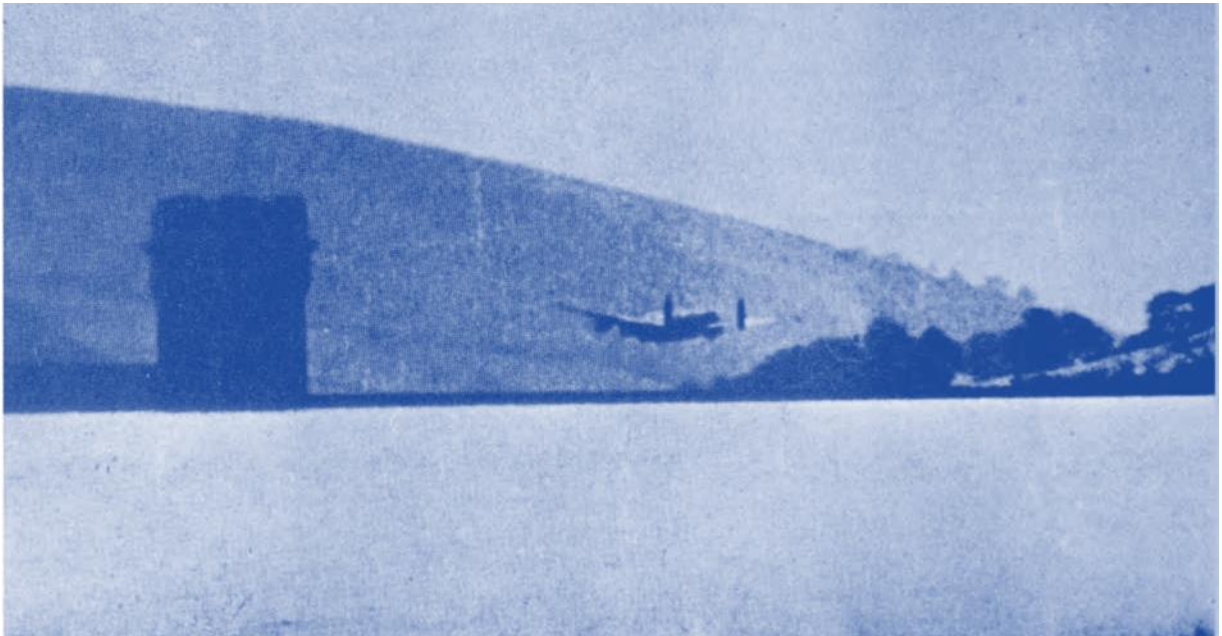
«Wir wussten, dass zur Herstellung von einer Tonne Stahl ungefähr 150 t Wasser nötig sind. Wir wussten auch, dass während des Krieges das Wasser im Ruhrgebiet sehr knapp war.

Es wurde in mehreren Talsperren, von denen die Möhne- und die Sorpetalsperre die grössten waren, gesammelt. So beschlossen wir, die Dämme zu sprengen. Uns war gesagt worden, dass es unmöglich sei, die Dämme mit gewöhnlichen Bomben zu zerstören. Sie wurden durch Sperren aus Stahltonnen geschützt, an denen dicke Stahldrahtnetze hingen, so dass sie durch keinen Torpedo, wie gross er auch gewesen sei, zu erreichen waren. Zahlreiche Experimente mit kleinen Dämmen, die nur 1 m hoch waren, hatten gezeigt, dass der Möhnedamm nur mit einer Sprengladung zerstört werden konnte, die dicht vor der Mauer und auf der Oberfläche des Sockels explodierte. Folglich mussten wir eine Bombe konstruieren, die die Stahlabsperrungen, die den Damm an der Oberfläche schützten, unterqueren und die über die Netze, die als Schutz unter der Oberfläche angebracht waren, springen musste. Dann sollte sie auf das, was wir den freien Rand des Dammes nennen, nämlich die über der Wasseroberfläche liegende Mauerkrone, treffen.

Experimente zeigten, dass eine hochexplosive Ladung von etwa 3'500 kg bei einer Tiefe von 30 Fuss unter der Oberfläche das Mauerwerk zerstören konnte. Am Anfang führten wir, wie gesagt, eine grosse Anzahl von Experimenten an 1 m hohen Dämmen durch. Dann entdeckten wir in den Bergen von Wales einen Damm, der ein Fünftel von der Grösse des Möhnedammes hatte. Dieser Damm war ausser Funktion. Wir erhielten daher von der Was-



Mitglieder der wissenschaftlichen Kommission während der Probeabwürfe



serverwaltung die Erlaubnis, den Damm für unsere Versuchsreihe zu sprengen. Der Versuch wurde erfolgreich durchgeführt, und nach vielen Diskussionen wurde beschlossen, dass wir das Unternehmen fortführen und einen Angriff grossen Stils gegen die Dämme an Möhne und Sorpe unternehmen würden; und um das Kanalsystem des grossen Mittellandkanals zu unterbrechen, beschlossen wir, auch den Ederdamm zu sprengen, der den Kanal über ein Pumpwerk an der Weser mit Wasser versorgt.

Wieder wurden zahlreiche Experimente mit der Bombe durchgeführt, und wir stellten fest, dass die Bombe über die Wasseroberfläche sprang, wenn wir sie mit einer Rückwärtsdrehung versahen.

Beim Auftreffen auf die Mauerkrone über dem Wasser sank die Bombe, drehte sich bis dahin jedoch immer. Bei einer Tiefe von 30 Fuss, 10 m, wurde die Bombe durch eine hydraulische Pistole zur Explosion gebracht, die durch einen bestimmten Wasserdruck exakt ausgelöst wird.

Das Resultat kennen Sie nur zu gut. Wir waren der Meinung, dass dies der schnellste und wirksamste Weg war, den Krieg zu beenden. Wir hatten keine Ahnung davon, dass jemand in Bunkern im Tal ertrinken könne; wir glaubten natürlich, dass die Luftschutzbunker ausserhalb des Wasserstromes gebaut waren, der bei der Zerstörung des Dammes das Tal überfluten würde.

Die Konstruktion der Bombe brachte viele Schwierigkeiten mit sich. Wir in England besaßen auch sehr wenig Stahl, und man sagte mir, dass es zwei Jahre dauern würde, bis ich den notwendigen Stahl geliefert bekommen könne, um die Bomben herzustellen. Wir hatten eine grosse Anzahl von Experimenten in der William-Flowd-Schiffstestanlage im Nationalen Physikalischen Labor in England durchgeführt, durch die bewiesen wurde, dass kugelförmige Bomben viel schneller und viel weiter flogen als jede andere Bombenform. Da ich jedoch keinen Stahl zur Herstellung von runden Bomben bekommen konnte, war ich gezwungen, aus verfügbaren Teilen zylinderförmige Bomben herzustellen, die nicht so weit fliegen und die, wenn das Flugzeug etwas schwankt, im Zickzack schwirren.

Als wir die endgültige Grösse der Bombe festgelegt hatten, stellte sich heraus, dass es in England nur ein einziges Flugzeug gab, das gross genug war, die Bombe bis zur Möhne- und Edertalsperre zu transportieren. Dies war die Lancaster, der grosse viermotorige Bomber, der eben erst in Betrieb genommen worden war. Unglücklicherweise war jedoch die

*Übungen
des 617. Bombengeschwaders
an einem schottischen
Staudamm*



Ein Holzvisier dient als Entfernungsmesser;

Bombenöffnung der Lancaster nicht gross genug, um die Bombe aufzunehmen. Wir mussten also die Bombentore vollständig entfernen und ersetzen sie durch zwei Greifer, zwischen denen die Bombe aufgehängt wurde.

Die Bombe selbst hatte einen Durchmesser von 1,5 m und war etwa 2,5 m lang. Die Greifer waren mit Rollenlagern versehen, so dass die Bombe durch einen Treibriemen angetrieben werden konnte, der die Rückwärtsdrehung der Bombe bewirkte, durch die sie auf der Wasseroberfläche vorwärtsflog. Der Treibriemen wurde durch einen hydraulischen Motor angetrieben, den wir von der Steuerung eines britischen U-Bootes nahmen. Dies war einer der wenigen Apparate, die wir nicht neu herstellen mussten.

Andererseits mussten wir alle Arbeiten innerhalb von 6 Wochen fertigstellen, und dies konnte nur geschehen, indem wir Tag und Nacht arbeiteten, während Wing Commander *Guy Gibson* sein Geschwader, dem die Nr. 617 gegeben wurde, formierte, um den Angriff durchzuführen.»

Wing Commander *Guy Gibson* ist zu dieser Zeit einer der erfolgreichsten jungen Bomberpiloten der Royal Air Force. Anfang März 1943 wird Gibson mit der Aufgabe betraut, für ein Spezialunternehmen ein neues Bombengeschwader zusammenzustellen.

Innerhalb von 2 Tagen hat er das Geschwader beisammen: die Elite des Bomberkommandos – 21 Mannschaften insgesamt. Keiner der Piloten ist älter als 23 Jahre. Es dauert einige Tage, bis sich die neue Einheit mit Flugzeugen, Bodenmannschaften und Werkstätten auf dem Flugplatz Scampton in Lincolnshire etabliert hat und ihr die Geschwadernummer 617 erteilt wird.

In einer ersten Ansprache erklärt Gibson den Piloten, dass die Operation, die sie durchführen sollen, vielleicht sogar den Krieg beenden werde. Er kenne zwar das Angriffsziel nicht, wisse nur, dass es in Deutschland liege und dass ganze 2 Monate zum Training zur Verfügung stünden. Er verlangt absolutes Stillschweigen gegenüber jedermann.

Während die Mannschaften mit dem Training des Tieffluges über Land beginnen, trifft Gibson mit Prof. Wallis zusammen. Wallis zeigt ihm seine Filme von den Versuchen und klärt ihn auf, dass der Angriff im Tiefflug über Wasser geflogen und dass die Bombe aus genau 18m Höhe abgeworfen werden müsse.

Für Gibson liegt das Problem jetzt klar auf der Hand. Man wird eine Bombe, von der noch nicht einmal ein Prototyp existiert, und von der man noch nicht weiss, wie sie sich beim Aufprall auf das Wasser verhalten wird, bei einer Geschwindigkeit von 355 km aus 18 m Höhe, und das bei Nacht an einer ganz bestimmten Stelle, abwerfen müssen.

Die Kanzelverglasung der Bomber wird blau bestrichen, und so kann man auch die Tage für das Nachtraining nutzen, da der Angriff in einer mondhellen Nacht geflogen werden soll. Es würden nur ganz wenige Trainingsstunden bleiben, wollte man ausschliesslich während der in England seltenen mondhellen Nächte trainieren. Die Schwierigkeiten beim Anvisieren des Zieles und des Abwurfs in der richtigen Entfernung werden behoben durch ein einfaches Holzvisier; ein kleines Sperrholz-Dreieck mit einem Loch an einem der Winkel und je einem Nagel an den zwei übrigen Ecken.

Sieht man durch das Loch die zwei Türme der Talsperre in einer Linie mit den Nägeln, so ist die richtige Entfernung für den Abwurf erreicht.

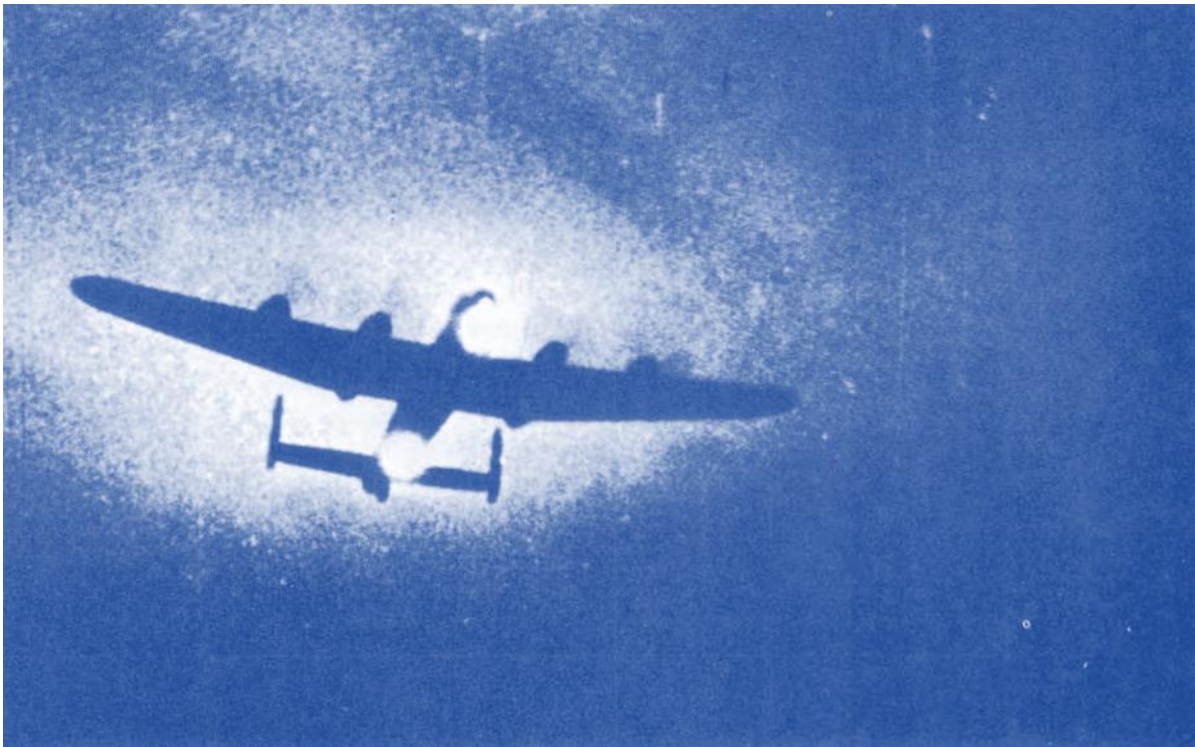
Für das weitere Training werden auf der Mauer eines schottischen Stausees zwei Türme aufgebaut, und jeder Bombenschütze erhält eines der Holzvisiere.

Schon nach wenigen Tagen sind die Bombenschützen in der Lage, die Exerzierbomben im richtigen Moment auszulösen.

Tag für Tag, Nacht für Nacht, 6 Wochen lang, donnern nun die schweren Bomber des 617. Geschwaders über die stillen Täler und Seen Schottlands.

Doch haben die Männer des 617. Geschwaders ein Problem zunächst noch immer nicht gelöst: die exakte Flughöhe abzumessen, die ja während des Angriffs eine ganze Weile konstant bleiben muss. Die üblichen Höhenmesser zeigen 50 m nicht mehr an, und die neuen elektrischen Höhenmesser arbeiten zwar auf offener See, nicht jedoch in einem von Bergen umschlossenen Tal.

*die Lichtkegel von zwei
Punktscheinwerfern zei-
gen die Flughöhe an*



Nicht wenige der Bomber kommen mit dem Wasser in Berührung. Dann aber ist eines Tages auch dieses Problem gelöst. Zwei Punkscheinwerfer werden an Bug und Heck unter der Maschine angebracht und zwar so, dass, wenn sie auf dem Wasser zu einer 8 zusammenlaufen, die Höhe von 18 m erreicht ist.

Die AVRO-Werke haben die ersten Lancaster-Bomber umgebaut, und inzwischen sind auch die ersten zwei Prototypen der Bombe fertiggestellt.

Wallis bittet Gibson, den Abwürfen, die bei Flut am Strand von Reculver stattfinden sollen, zuzusehen. Am Vormittag des 15. April 1943 wird die erste der Bomben aus der umgebauten Lancaster abgeworfen; doch ist die Höhe nicht ganz richtig, und der Stahlmantel platzt weg, während das Innere vorschriftsmässig weiterhüpft.

Bis zum Angriff bleiben noch 3 Wochen, und wenn die nächste Bombe, die erst 6 Tage später fertig sein kann, nicht gar aufgeben müssen. Am 29. April ist nun die Bombe fertig: 4,2 Tonnen Gewicht, Länge 2,5 m. Der letzte Probeabwurf vom 29. April, der mit einer scharfen Bombe, der gleichen wie sie für den Angriff bestimmt ist, durchgeführt wird, zeigt deutlich ihre ungeheure Kraft.

Seit Wochen fliegen fast täglich die Aufklärungsflugzeuge aus, um die Talsperren zu fotografieren. Es hat den Anschein, als ob zur Verteidigung der Dämme nicht viel getan ist – auch jetzt nicht, wo der Wasserspiegel stetig ansteigt. Auf Grund der Fotos hat man errechnet, dass die Stauseen zwischen dem 13. und 19. Mai die grösstmögliche Staumenge erreichen werden. In dieser Woche wird Vollmond herrschen, und sie wird die Woche des Angriffs sein.

Die ersten umgebauten Lancasters treffen beim Geschwader ein, doch fehlen noch immer die Bomben. Es ist Anfang Mai, der Wasserspiegel ist auf 3 m vom oberen Rand gestiegen, bei 1 m muss der Angriff unternommen werden.

Am 13. Mai 1943 ist es soweit. Ein Konvoi von Lastwagen fährt mit den nagelneuen Bomben nach Scampton. Wing Commander Gibson hat mit seinen Navigatoren bereits die Flugrouten zum Ziel ausgearbeitet.

Das Geschwader wird im Tiefflug nach Deutschland fliegen, um dem Radar und den Nachtjägern zu entgehen.

Aufgrund der Luftaufnahmen hat die Modellbau-Abteilung die Talsperren an Eder, Sorpe und Möhne massstabgerecht nachgebaut. Das Modell der Möhnetalsperre, anhand dessen die Mannschaften wenige Stunden vor dem Start mit ihrem Ziel vertraut gemacht werden, gibt noch einmal Gelegenheit, sich alle besonderen Merkmale einzuprägen.

Der Verlauf des Angriffs wird am Modell gezeigt: die Maschinen werden, von Nordosten kommend, zur Orientierung einmal um den See kreisen, Wing Commander Gibson wird danach die Landzunge ansteuern, über dem Wasser auf 18 m heruntergehen und als erster den Angriff ausführen. Die übrigen Maschinen sollen währenddessen um den See kreisen und sich für den Anflug bereithalten.

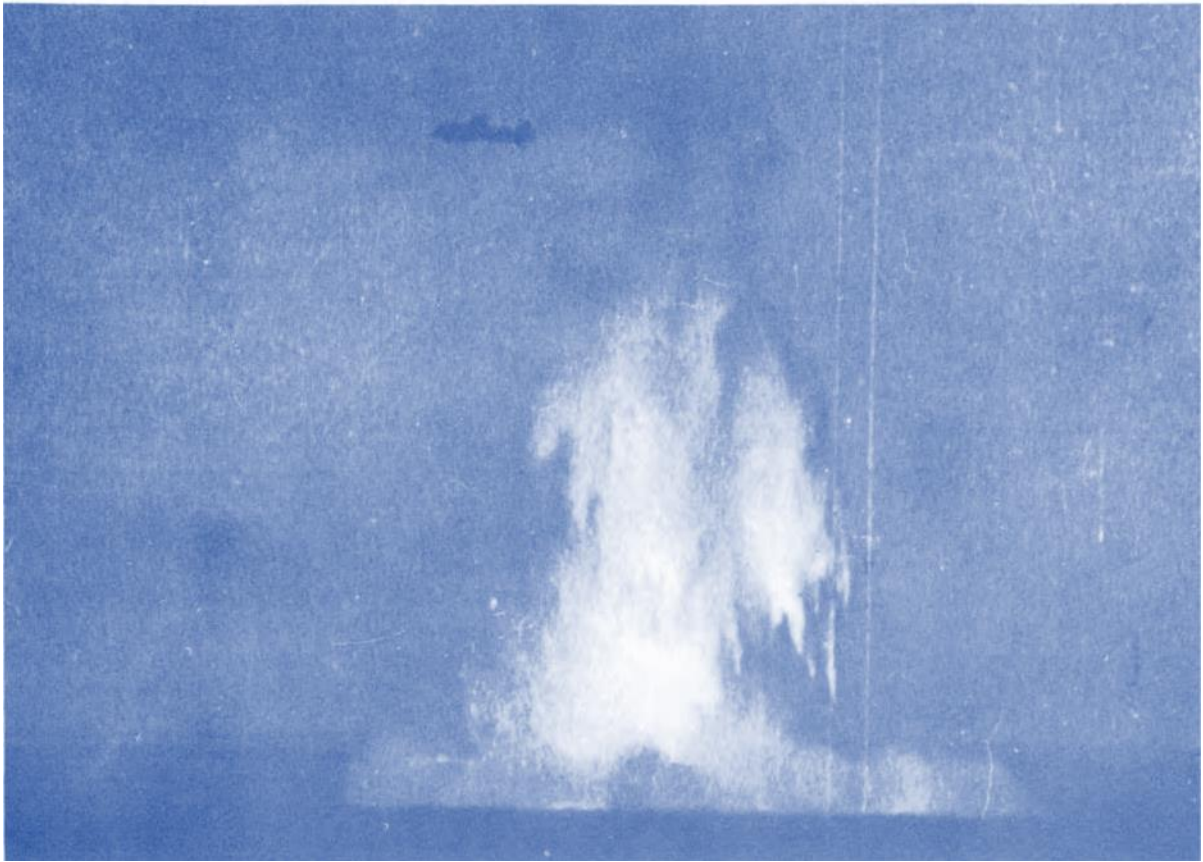
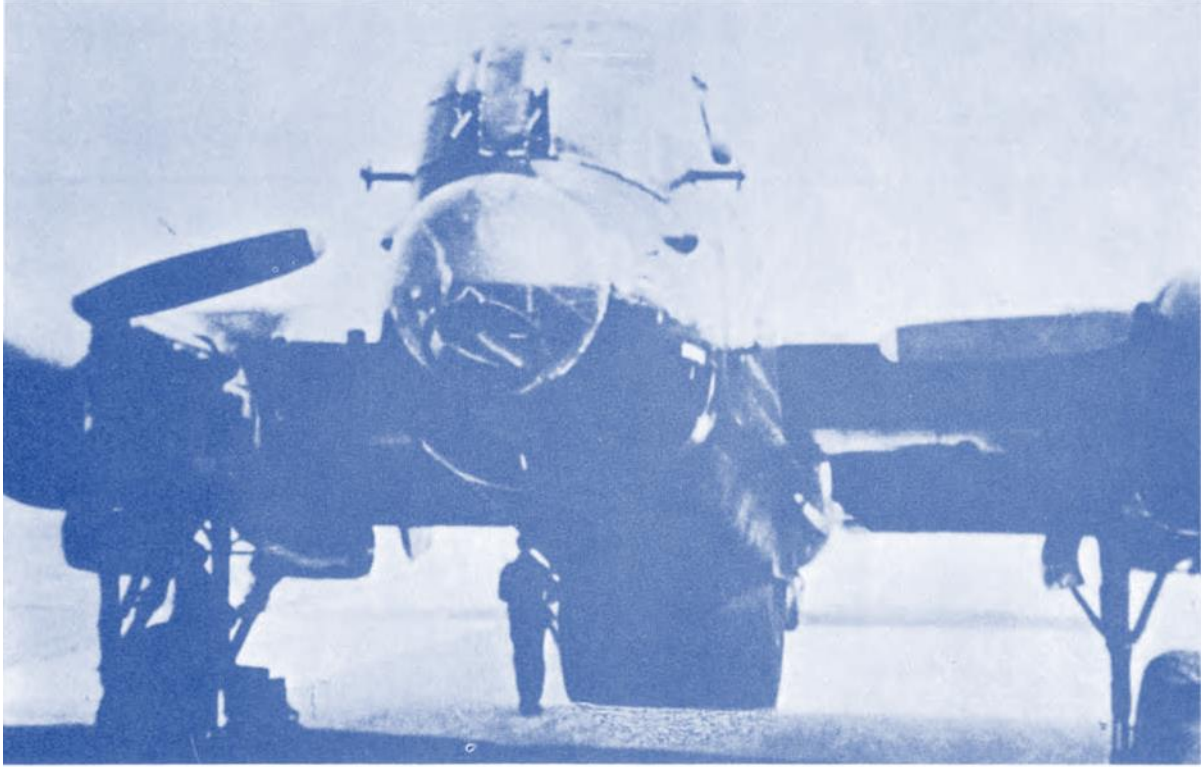
Früh am Morgen des 16. Mai wird mit dem Beladen der Maschinen begonnen. Das Geschwader von 19 Flugzeugen wird in 3 Formationen aufgeteilt, von denen eine, in der mit Wing Commander Gibson an der Spitze die besten Piloten vereinigt sind, mit 9 Maschinen den Möhnedamm und danach den Ederdamm zerstören soll, während die nächste Gruppe von 5 Maschinen die Sorpetalsperre angreifen wird. Die dritte Formation schliesslich, mit 5 Maschinen, ist als Reserve gedacht. Sie wird später starten als die übrigen und soll, wo notwendig, einspringen.

Zur Ablenkung der übrigen in Scampton liegenden Einheiten ist das Gerücht verbreitet worden, das 617. Geschwader werde für einen Angriff auf die Tirpitz trainiert, und heute solle ein wichtiger Übungsflug durchgeführt werden.

Um die deutschen Flakkanoniere auf den Dämmen einzuschüchtern, wird ausschliesslich Leuchtpurmunition für die Bordgeschütze verladen. Jede Maschine wird mit 5'000 l hochexplosivem Benzin betankt; mit grosser Behutsamkeit werden die riesigen Bomben unter den Flugzeugen angebracht.

zum letzten Probeabwurf

mit einer scharfen Bombe







Wing-Cdr. Guy Gibson und seine Mannschaft unmittelbar vor dem Start

Mittags landet ein Mosquito-Flugzeug mit den letzten Luftaufnahmen der Dämme. Die Verteidigung ist unverändert; das Wasser in der Möhne steht einen Meter unter dem Rand der Mauer.

Nachmittags wird Ausgangssperre verhängt; es dürfen weder Briefe abgesandt noch Telefongespräche angemeldet werden – für die Mannschaften ein Zeichen dafür, dass es jetzt losgeht.

Während Gibson und seine Mannschaft noch für ein Erinnerungsfoto posieren, startet am 16. Mai 1943 um 21 Uhr bereits die erste Gruppe mit 5 Maschinen. 10 Minuten später steigen die 9 Lancasters der Gruppe 2 vom Flughafen Scampton auf, während die 5 Reserveflugzeuge noch 2 Stunden auf ihren Start warten müssen. Schwer heben sich die Maschinen in die Luft – jede trägt eine Last von 10 Tonnen. Die Mannschaften haben vor diesem Kampfeinsatz 2'500 Übungsbomben abgeworfen. Die Schilderung der Ereignisse an der Möhnetalsperre entnehmen wir den persönlichen Erinnerungen von Wing Commander Gibson, V. C., der wenige Monate später bei einem Bombenangriff auf Rheydt gefallen ist:

«Zwischen Hamm und Soest drehten wir nach rechts, wo wir die Hügel der Ruhr liegen sahen. Während wir sie passierten, tauchte vor uns der Mönesee auf und dann der Damm selbst, mächtig und uneinnehmbar. Dennoch war er uns schon so vertraut, als schauten wir auf das Modell hinab.

Suchlichter waren nicht da, und wir konnten nicht feststellen, wie viele Flakkanonen aufgestellt waren.

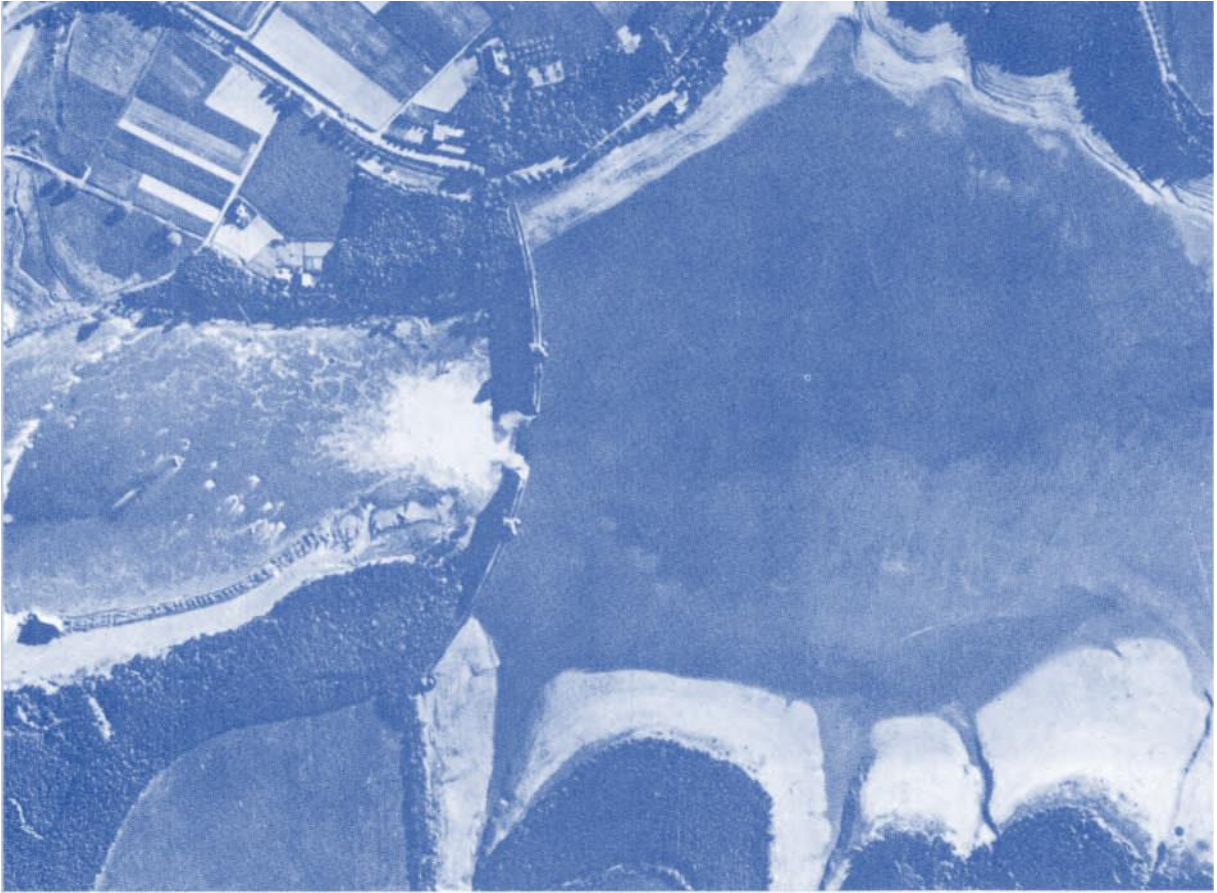
Während wir den See umkreisten, rief ich jedes Mitglied unserer Formation auf. Wir gingen in Position für den Anflug und kamen über die Hügel zum östlichen Rand des Sees.

Da war die Landzunge, die wir uns auf dem Modell ganz besonders eingepägt hatten. Im Sturzflug gingen wir auf das Wasser, dann hatten wir genau 18 m erreicht. Wir öffneten die Landeklappen, um auf die richtige Geschwindigkeit zu kommen. Wir konnten die Türme sehen, wir konnten alles ganz genau sehen.

Bilder Seite 238:

*Oben:
Modell der Möhnetalsperre*

*Unten:
Die letzte Luftaufnahme
vor dem Angriff*





Die Deutschen eröffneten das Feuer – es war ein schrecklicher Augenblick. Wir waren nur noch wenige hundert Meter vom Damm entfernt; ein besonderer Mechanismus an Bord hatte schon angefangen zu arbeiten, damit die Bombe rollend hinunterfallen würde. Es war etwas Unheimliches an der ganzen Operation. Mein Flugzeug war so winzig klein gegen den grossen Damm.

Ich spürte den Geruch von verbranntem Pulver und sah die Leuchtpurgeschosse an der Kanzel vorbeisausen; und dann hörte ich den Aufschrei: Bombe abgeworfen!

Während wir noch kreisten, sahen wir eine hohe Wasserfontäne von 100 m in der Luft hängen. Zuerst glaubten wir, der Damm sei gebrochen.

Dann brauste die nächste Maschine über die Bäume heran, sie kam näher. Als das Flugzeug nur noch 100 m entfernt war, rief jemand: ‚Mein Gott, es ist getroffen worden!‘

Ich sah, wie die Bombe abgeworfen wurde. Nahe beim Kraftwerk stürzte das Flugzeug ab. Ich befahl dem nächsten Piloten, anzugreifen. Seine Bombe traf das Wasser richtig. Wieder fand eine enorme Explosion statt, die die gesamte Oberfläche des Sees erschütterte.

Wenn Wallis' Theorie stimmte, hätte jetzt der Damm brechen müssen. Doch er brach erst nach der sechsten Explosion. Ich flog auf ihn zu und traute meinen Augen nicht.

*Im Möhnetal am
17. Mai 1943*

Bilder Seite 240

*Oben: Die Aufnahme eines
englischen Luftaufklärers . . .
und dieses deutsche Foto (un-
ten) wurden am frühen Morgen
des 17. Mai 1943 von der
Möhnetalsperre gemacht*

Er hatte einen grossen Riss von hundert Metern, und das Wasser ergoss sich in das Tal. Die Flak hatte aufgehört zu schiessen. Alles war still, man hörte nur das Dröhnen und Rauschen des Wassers.

Wir flogen weiter zur Edertalsperre. Die Mauer dort war schwer zu erkennen, da im Tal schon der Nebel aufstieg. Obwohl der Damm nicht verteidigt war, gelang es uns erst nach dem Verlust einer Maschine und mit grösster Mühe, ihn zum Einsturz zu bringen. Gewaltige Wassermengen ergossen sich ins Tal. Ich befahl den Leuten, sofort zurückzuzufiegen.

Wir verabredeten uns für später im Kasino.»

Acht der 19 Maschinen kehren nicht zurück – von den 56 Mann ihrer Besatzung überleben nur 2, die in Gefangenschaft geraten, und während die Mannschaften der 617. Staffel sich gemeinsam mit Prof. Wallis über das Gelingen der Operation «Downwood» freuen, beherrscht in den Tälern der Ruhr, der Möhne, der Eder und der Fulda das Grauen die Szene; reissen 330 Millionen Tonnen Wasser Brücken, Eisenbahnlinien, Fabriken, Menschen und Tiere mit sich. Da neben dem Mangel an Verteidigungsmitteln auch nicht einmal ein Warnsystem für den Fall eines Angriffs auf die Dämme existiert, ist das Chaos vollkommen.

Das Wasser überrascht die Menschen in Luftschutzkellern, in ihren Häusern. Es reisst ein ganzes Barackenlager mit sich, in dem fast 1'000 Fremdarbeiterinnen aus Russland und Polen untergebracht sind, von denen mehr als 750 in den eisigen Fluten den Tod finden. Etwa 1200 Leichen werden in den nächsten Tagen geborgen.

Von den Baustellen am Atlantikwall werden fast alle Baukolonnen der «Organisation Todt» abgezogen, um beim Wiederaufbau eingesetzt zu werden. Noch im Monat Mai 1943 laufen die ersten Kraftstationen wieder, und im Oktober stehen die Staumauern an Möhne und Eder wieder da – jetzt ganz den Vorstellungen des Oberbürgermeisters Justus Dillgardt entsprechend geschützt mit schwerer Flak, Nebelgeräten, Suchlichtern und Sperrballons über ihrem Wasser. An den Dämmen werden mächtige Abfangnetze angebracht, und die Dächer der zwei Turme der Möhnetalsperre werden beseitigt, damit sie nicht noch einmal Zielhilfe für einen Angriff sein können.



*Baukolonnen
der Organisation Todt
beginnen den Wiederaufbau*

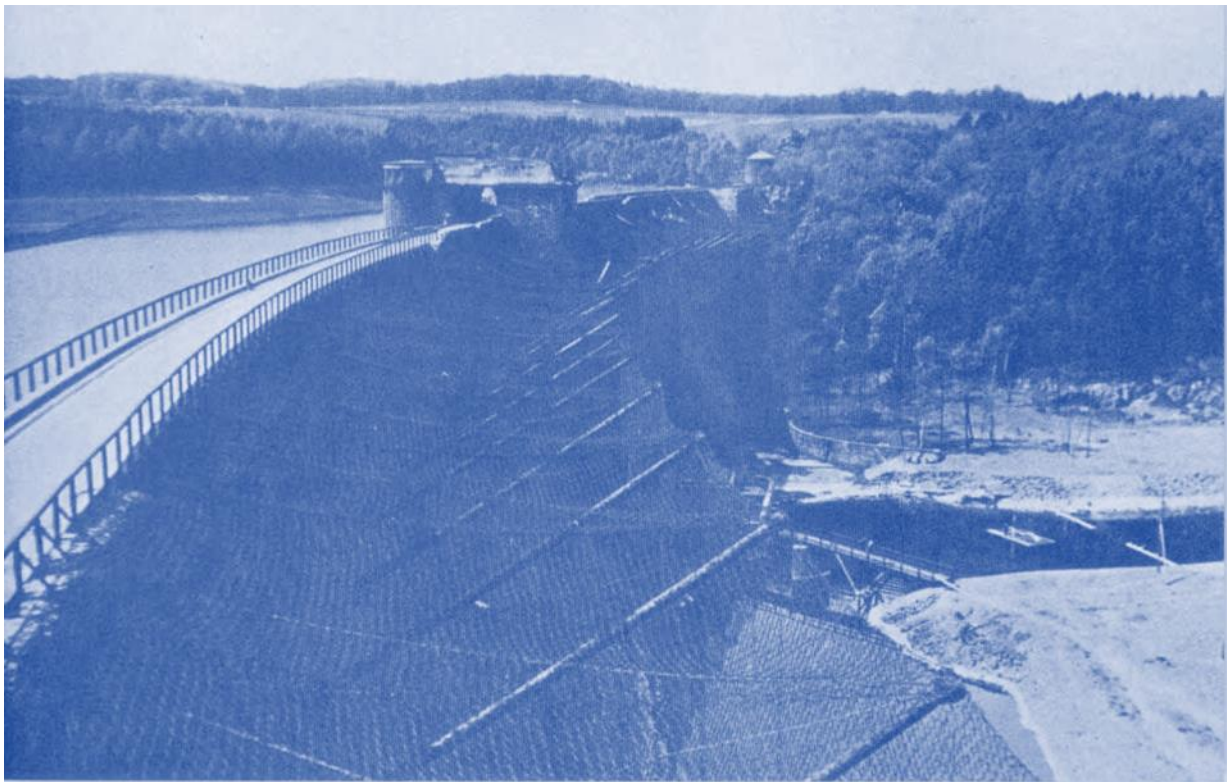


*Möhnetalsperre,
Sommer 1943:
Sperrballons . . .*



Nebelwerfer . . .

*und die Beseitigung
der Türme
sollen neue Angriffe
unmöglich machen*



Russlands Wald-Armee

In der endlosen Weite der russischen Wälder ist den deutschen Soldaten während des II. Weltkrieges ein erbarmungsloser Kampf auf Leben und Tod geliefert worden.

Bar aller menschlichen Rechte und Tag und Nacht verfolgt, brachten die russischen Partisanen beispiellose Beweise von Mut, von Vaterlandsliebe und Hass.

Die Geschichte ihrer für die moderne Kriegführung richtungweisenden Taktik ist das am wenigsten bekannte Kapitel des II. Weltkrieges, von denen keines von beiden Seiten so bewusst entstellt worden ist wie gerade dieses.

Es ist 4 Uhr morgens am 14. Juli 1941. Eine Gruppe von Soldaten eines deutschen Infanterie-Bataillons des XXVIII. Armeekorps verlässt ihr mehrere Kilometer hinter der Frontlinie am Rande des kleinen russischen Ortes Oposchka bei Pskow gelegenes Quartier, um Kaffeewasser zu holen. Der Morgen graut; über die Felder zieht ein dichter Nebel, als sich aus dem Hinterland ein merkwürdiges Geräusch nähert. Es hört sich an wie eine klappernde Nähmaschine oder eine Kaffeemühle. Das Geräusch kommt näher und näher, ein Schatten rauscht über die Köpfe der Soldaten hinweg, sich schnell dem Boden nähernd. Die Soldaten lassen ihre Wassereimer stehen, laufen ihm nach und sehen dann einen altertümlichen Doppeldecker mit rot leuchtendem Stern einige Male auf dem Feld hüpfen und schliesslich stehenbleiben. Es wird still. Aus der Pilotenluke zwängt sich eine Gestalt, läuft um die Tragflächen herum zum Motor und bemüht sich, den Propeller wieder anzuwerfen. Aus dem hinteren Luk klettert die zweite Gestalt und beginnt mit dem Zerreißen von Papierbündeln. Als die beiden die aus dem Nebel auftauchenden Soldaten wahrnehmen, heben

Nächtliche Partisanenjagd





sie die Hände hoch. Der Pilot der Kuriermaschine ist die 22jährige Nadja M. Linkowna – ihr Passagier der 55jährige Kurier, Major der NKWD *Timofej L. Sokolow*.

Nachdem wenige Stunden später die zerrissenen Papierbogen im Stab des XXVIII. Armeekorps zusammengeklebt und übersetzt worden sind, liegen den Deutschen Dokumente vor, wie sie ihnen noch nie in die Hände gefallen sind. Eines von ihnen ist ein Bericht über die Tätigkeit der Partisanen hinter ihren Linien.

Der Bericht ist für den Armeekommissar I. Ranges *Lew S. Mechlis*, Chef der Hauptverwaltung für politische Propaganda der Roten Armee in Moskau, bestimmt. Er ist streng geheim. Sein Verfasser, Brigade-Kommissar *Iwan K. Rjabski*, Chef der Verwaltung für die politische Propaganda der Nordwest-Front, berichtet seinem höchsten Chef über die Organisation von Partisaneneinheiten:

«Die Sondereinheit unter der Bezeichnung ‚Nr. 10‘ ist in Zusammenarbeit mit dem Stab der politischen Propaganda der Front gebildet worden.

Ihre Aufgabe ist die Führung der Partisanenbewegung im Rücken des Feindes. Sie leitet alle Arbeiten, die die Organisation, Bewaffnung und Führung der Aktivität der Partisaneneinheiten betreffen. Die Abteilung hält ständigen Kontakt zu den lokalen Partei-Organisationen und Partisaneneinheiten, was die Bewegungen der letzteren anbelangt.

Die Verwaltung für politische Propaganda der Front hat 52 Parteiaktivisten mit mittlerer und längerer Dienstzeit entsandt, die die Organisation und Führung der Partisanenbewegung vornehmen und im Rücken des Feindes arbeiten. Am 13. Juli 1941 sind 22 Partisaneneinheiten innerhalb der Operationsgebiete der Nordwest-Front (Luga, Welikije Luki-Bologoje) gegründet worden. Die Leiter der Einheiten sind sämtlich Kommunisten, hauptsächlich Parteifunktionäre mit dem Status von Mitgliedern der Roten Armee, die vom Stab der politischen Propaganda der Front ausgewählt worden sind.

Die Leiter von 6 Einheiten waren Aktivisten aus lokalen Parteiorganisationen oder Leiter von Kolchosen. Alle Führer von Partisaneneinheiten sind gründlich ausgebildet worden.

*Notgelandete
sowjetische Kuriermaschine
bei Oposchka*



Ein Partisanenspäher inmitten deutscher Soldaten

Jedem von ihnen wurde eine Direktive übergeben, die vom Stab der politischen Propaganda der Front ausgearbeitet wurde. Sie enthält detaillierte Anweisungen für die Aktivität der Einheiten und ihrer Abteilungen. Die Partisanen-Einheiten sind wie folgt organisiert worden: die Abteilung setzt sich aus 50-80 Männern zusammen und ist unterteilt in 5-6 Gruppen.

Eine Spezialeinheit besteht aus 300 Mann. Ihr Kommandeur, Genosse Krasawin, ist Funktionär des Gebietskomitees Ostrow; Genosse Jakuszew, Hauptmann der Grenztruppen, ist zum Stabschef ernannt worden. Zusätzlich sind dieser Einheit 11 Leiter im Range von Unterkommandeuren zugeteilt worden, die als Kompanieführer und Zugführer dienen. 6 Sabotage-Instrukteure des Pionierkorps sind der Einheit ebenfalls zugeteilt.

Die Ausrüstung der Einheit besteht aus 300 Gewehren, 14 leichten MG, 4'500 Geschossen, 1'000 Handgranaten, 300 Flaschen mit Brandmitteln, 300 Anti-Panzer-Minen und 100 kg Sprengstoff.

Diese Einheit operiert in der Umgebung von Ostrow-Staraja Russa. Am 12. Juli wurde sie im Gebiet von Dno vom Feind überrollt und marschierte dann in die vom Feind besetzten Gebiete ein.

Die anderen 21 Einheiten verfügen über weniger Männer (jeweils höchstens 50 Mann) und haben die verschiedensten Aufgaben im Hinterland, die sie in kleinen Gruppen durchführen. Alle diese Einheiten sind ausgerüstet mit Gewehren, Handgranaten und einem oder zwei leichten MGs und automatischen Gewehren. Diese Einheiten operieren in den folgenden Bezirken: Pskow-Luga, Ostrow-Staraja Russa, Oposchka-Cholm.

Zusätzlich zu diesen 22 Einheiten sind in jedem Bezirk vom NKWD Säuberungsbataillons aufgestellt worden. Es ist Aufgabe dieser Einheiten, feindliche Fallschirmspringer, die im Rücken unserer Truppen landen, zu bekämpfen.

Die Säuberungsbataillons der NKWD führen gegenwärtig ihre Aufgaben aus und ziehen sich normalerweise zurück mit der Roten Armee oder der evakuierten Zivilbevölkerung, sobald der Feind vorrückt. In jedem Bezirk sind 2 oder 3 Säuberungsbataillons der NKWD abkommandiert worden, um nach dem Rückzug der Roten Armee und der übrigen Säuberungseinheiten im Bezirk zu bleiben.

Die Verwaltung für politische Propaganda der Front hat Massnahmen getroffen, die sicherstellen, dass diese Säuberungs-Bataillons nach dem Vormarsch des Feindes in Partisanen-Einheiten umgewandelt werden, die dann im Rücken des Feindes operieren.



Sowjetisches Flugblatt vom Sommer 1941

Die Verwaltung für politische Propaganda der Front ist z. Z. damit beschäftigt, durch die Entsendung von Parteiaktivisten zu den Partisanen-Einheiten und lokalen Partei- und Sowjet-Organisationen die Partisanenbewegung im Rücken des Feindes auszuweiten.

Ich werde einen zusätzlichen Bericht über die Ergebnisse der Partisanenaktivitäten senden.

Der Chef der Verwaltung der politischen Propaganda der Nordwest-Front,
Brigade-Kommissar Iwan K. Rjabski (gez. Rjabski)»

Stalin, der seit dem Herbst 1940 manches Detail der deutschen Vorbereitungen zum Angriff auf die Sowjetunion genau kennt, hält zwar die Kommandeure der regulären Roten Armee bis zuletzt im ungewissen – auf sein ausdrückliches Verbot hin dürfen sie nicht einmal die in Sichtweite des Feindes entlang der deutsch-russischen Demarkationslinie gelegenen Garnisonen, die besonders gefährdet sind, inspizieren – um Hitler nicht von seinen Plänen abzuschrecken. Andererseits wird jedoch in aller Stille der Guerillakrieg, diese in Russland so traditionsreiche Kriegführung, von Partei und NKWD bis ins letzte Detail vorbereitet und auf Jahre hinaus geplant.

Am 29. Juni 1941, eine Woche nach dem Angriff Hitlers, richten das Zentralkomitee der Partei und die Sowjet-Regierung eine detaillierte Direktive zur Aufnahme des Partisanenkrieges an alle ihnen unterstellten Organe in West-Russland. In ihrer gekürzten Fassung wird die Direktive der gesamten Bevölkerung von Stalin persönlich bekanntgegeben, als er sich aus diesem Anlass erstmals nach dem deutschen Einmarsch öffentlich zeigt und am 3. Juli seine vielzitierte Rundfunkrede hält.

Jedoch bleibt die von Stalin erwartete spontane anti-deutsche Bewegung in den besetzten Gebieten aus, deren Förderung und Organisation, wie vorgesehen, von der Partei und der staatlichen Geheimpolizei, der NKWD, übernommen wird.

Am 18. Juli 1941 gibt das Zentralkomitee neue Bestimmungen zur Organisation des Kampfes in der Nachhut der deutschen Wehrmacht heraus. In den besetzten Gebieten sollen Untergrund-Partei Komitees errichtet werden, die die Aktivität von Partisanen in ihren Gebieten schnellstens zu melden haben.

Eine sofortige Auswahl der in Frage kommenden Personen, ihre Ausbildung, Versorgung mit Waffen, Fahrzeugen, Geld, Lebensmitteln und Druckmaschinen für Zeitungen und Flugblätter wird befohlen. Das Material soll nach Möglichkeit an Ort und Stelle geschafft werden.

Von Kiew und der Stadt Poltawa ist die Front in diesen Junitagen des Jahres 1941 noch weit entfernt, als der junge Ukrainer Aljosza Nikolajewicz Prokopjenko seinen Gestellungsbefehl erhält.

Aljosza Nikolajewicz Prokopjenko:

«Ich war damals 19 Jahre alt und arbeitete als Schlosser in der Lokomotivreparaturwerkstatt von Poltawa. Als die deutschen Faschisten unser Land überfielen, wurde ich mit fast allen meinen Kameraden zum 3. Jägerbataillon eingezogen.

Sofort nach der berühmten Rundfunkrede des Genossen Stalin am 5. Juli 1941 kamen fünf NKWD-Offiziere zu unserem Bataillon und begannen mit der Partisanenausbildung.

Zu allererst wurden wir in allgemeiner Taktik unterrichtet. Anhand des Beispiels der Kämpfe unserer Kosaken gegen die polnischen Könige, gegen Napoleon und während der Zeit der Oktoberrevolution wurde uns die Bedeutung unserer zukünftigen Aktionen erläutert. Dann kam die mehr spezielle Schulung – wie man zum Beispiel sogar im Wald Minen fabrizieren kann, wie man in deutschen Magazinen Feuer legt, Unterricht im Sprengen von Brücken, Eisenbahnlinien, im Lesen von Karten. Ein Offizier vom NKWD instruierte uns genauestens, wie wir uns hinter den deutschen Linien zu verhalten hatten. Er erklärte uns



*Sommer 1941: in einer
Kolchose kurz vor dem
Einmarsch der deutschen
Truppen*



*Aljosza Nikolajewicz
Prokopjenko, 1968*



Beispiele aus den Richtlinien der Roten Armee für die Einrichtung von Beobachtungsposten, die von den Partisanen befolgt und bis zur Perfektion ausgewertet wurden

auch, wie und woran wir in einem fremden Ort einen ehrlichen Genossen ausfindig machen könnten – der uns helfen würde. Wir hörten, wie man einem deutschen Offizier wichtige Papiere und Dokumente aus seinem Quartier stehlen könne, ohne dass er überhaupt etwas merkt. Und was man erzählen sollte, falls man doch einmal geschnappt werden würde.

Etwa nach einem Monat – Anfang August – wurde unser 3. Jägerbataillon aufgelöst und jeder von uns im Gebiet von Poltawa auf die Dörfer im Umkreis von etwa 100 km verschickt. Wir mussten uns in den Ortschaften, die wir noch nie gesehen hatten, und wo uns kein Mensch kannte, beim Vorsitzenden des Kolchos der Traktor-Stationen oder einfach bei den Dorfsowjets melden, die uns an Ort und Stelle Arbeit besorgen mussten. Ich selbst wurde als Mechaniker in der Traktor-Station im Kolchos ‚Oktjabrskaja Revoljucija‘ im Dorf Malinka eingestellt. Meine Aufgabe war es, die Komsomolzen aus dem Dorf zu einer Gruppe zu organisieren, sie mit Partisanenaufgaben vertraut zu machen, und zusammen mit der Unterstützung der Partei und Garnison von Poltawa Vorratslager und Verstecke in den naheliegenden Wäldern einzurichten. Genosse Nikolaj Wassiljewicz Krupkin aus unserem Obkom (d.h. Parteigebietskomitee), mit dem ich in Verbindung stand, hatte mir schon in Poltawa versprochen, an uns zu denken. Und tatsächlich – eines Morgens, so um 5 Uhr früh – ich schlief noch – stellte ein Hupkonzert unter meinem Fenster mich auf die Beine. Ich zog schnell die Hose an – ganz erschrocken, weil ich dachte, dass vielleicht die Deutschen schon da wären. Ich rannte barfuss und traute erst meinen Augen nicht – ich dachte, dass ich noch träume. Eine ganze Kolonne fabrikneuer, mattgrüner ZIS-Lastwagen stand vor mir – ganze 12 Wagen! Der Kommandeur des Transports kam auf mich zu, meldete sich und überreichte mir eine dicke Mappe mit Übergabeprotokollen, die ich schnell unterschrieb. Ich rief die Kolchos- und Dorfsowjets-Vorsitzenden, und nach etwa einer halben Stunde lag alles in der Kolchos-Scheune. Also, da kann ich Ihnen sagen, es gibt nichts, was es da nicht gab: Kisten mit Konserven – und was für welche –, sogar ganze Orangen in Sirup, Kaviar und Krimskij-Champagner, Senf, Machorka, Wodka, Schinken, geräucherter Speck, Schokolade – alles, was ich je im ‚Poltawa-Gastronom‘ gesehen hatte, lag jetzt in der Scheune.

Nähmaschinen, Decken, Zelte, Kochgeschirr, ein Strom-Aggregat, Verbands- und Werkzeugkästen, Schreibmaschinen, ganze Rollen Zeitungspapier, sogar ein Globus, Bücher, Schultafeln, ein Kino-Apparat mit Leinwand und ein paar schöne Porträts vom Genossen

Stalin – alles war da. Abends kamen die Autos wieder, jetzt nur mit dem Waffentransport. Ganze Stapel Gewehre, Pistolen, Maschinengewehre und Kisten Munition – sogar 5 kleine Mörser, ein Funkapparat, Telefon, und ein paar Feldstecher. Wir stellten sofort Posten auf, die mit den noch eingefetteten Gewehren Wache vor der jetzt so kostbaren Scheune hielten. Der Kolchos-Vorsitzende, Genosse Czernijak, rannte, obwohl er etwas hinkte, überall herum, um Helfer zu benachrichtigen, und als es dunkel wurde, kamen gut 50 Pferdefuhrwerke mit Leuten aus dem Kolchos. Wir packten alle unsere Schätze und fuhren die verschiedensten Umwege zu unserem Versteck – man hörte immer wieder von deutschen Diversanten, die wir damit zu verwirren und abzuschütteln gedachten. Nach ein paar Stunden war unsere Karawane am Ziel : dem Wald- und Sumpfgebiet von Malinka. Im Licht von Petroleumlampen wurde alles sehr schnell ausgeladen und unter Buschzweigen am Waldrand sorgfältig versteckt.

Ich blieb mit einem Dutzend Komsomolzen über Nacht bei unseren Sachen. Am Morgen wanderte ich mit einigen Kameraden, die den Wald gut kannten, einige Kilometer in den Wald hinein; denn wir suchten noch eine geeignete Stelle für unser Waldversteck. Wir hatten einen erfahrenen Brunnenmacher bei uns, und bald fanden wir mit seiner Hilfe im Wald ein gutes, trockenes Plätzchen ohne allzuviel Grundwasser. Ein Melder wurde zum Kolchos geschickt, und nachmittags kam eine ganze Komsomolzen-Abteilung mit Spaten, Sägen und Äxten. Sie brachten 5 vollbeladene Fuhrwerke mit Holz-Pfählen, Brettern und Teer mit. Gute zwei Tage brauchten wir, um eine genügend tiefe und breite Grube auszubuddeln und sie mit Holz zu verschalen, das wir vorher mit Teer gestrichen hatten. Die nächsten drei Tage benötigten wir, alles vom Waldrand zu der Grube zu schleppen, die Sachen sorgfältig zu verpacken und die Grube zu verschliessen. Ein weiterer ganzer Tag verging damit, dass wir nichts anderes taten, als die Spuren zu verwischen. Über der Grube pflanzten wir einen ganzen Wald junger Tannen, die wir aus der Kolchos-Baumschule heranholteten. Dann wurde die Erde glattgestampft, mit alten Blättern und Nadeln bedeckt, und schliesslich mussten wir den gewaltigen Haufen Erde, den wir ausgehoben haben, in Säcke füllen und

*Ausbildung von Minen-
legern in einem
Partisanenlager*



viele hundert Meter wegtragen zu einem kleinen Bach, in dem wir die frische Erde verteilten. Schliesslich deuteten dann ausser einem unauffälligen Haufen Feldsteine und einigen zufälligen Kerben am höchsten Baumstamm keine Spuren mehr darauf hin, dass 3 m tief unter der Erde ein Versorgungslager für Hunderte Partisanen lag.

Wie ich später erfuhr, hat jeder meiner Kameraden aus dem 3. Jägerbataillon für seine Komsomolzen-Gruppe vom Genossen Krupkin aus dem Obkom ähnliche Geschenke erhalten.

Zwei Wochen lang habe ich dann jeden Tag nach der Arbeit mit meinen Komsomolzen im Dorf den Umgang mit Sprengstoff, die Herstellung von Minen und die Regeln des Partisanenkampfes geübt.

Neben der Ausbildung an den Waffen hatten wir, wie es für jede der Gruppen Vorschrift war, einen theoretischen Kursus, der einmal zur Bestärkung der Moral meiner Komsomolzen und zum anderen ihrer Weiterbildung dienen sollte.

Partisan zu sein ist ein ausfüllender Beruf, und die Komsomolzen, die sich einmal in unseren Reihen befanden, waren für immer Partisanen – jedenfalls so lange, wie wir den Feind nicht aus unserem Lande vertrieben hatten.

Unsere Disziplin war streng; desertieren wurde mit dem Tode bestraft. Jeder von uns hatte seinen Partisaneneid abgelegt, von dem ich hier nur die letzten Worte zitieren will:

'Sollte ich aus Schwäche, Feigheit oder bösem Willen diesen Eid nicht halten und Verrat an den Interessen des Volkes üben, so will ich eines verfluchten Todes von den Händen meiner Kameraden sterben.»

Und dann ging es los. Zuerst flogen fast einen ganzen Tag lang deutsche Flugzeuge herum, der Kanonendonner kam immer näher – und dann kam ein Lastwagen mit einigen Verwundeten und Soldaten in staubigen Uniformen in unser Dorf gefahren – sie sprengten alle Brücken in der Umgebung und das Kolchos-E-Werk und setzten die Getreidesilos in Brand. Für mich und meine Abteilung war es Zeit, zu verschwinden. Noch während der nächsten Nacht gingen wir in den Wald, und früh am nächsten Morgen waren die Deutschen schon da. Es war der 18. September 1941. Eine ganze Woche lang sassen wir im Wald und bauten uns aus Tannenzweigen und Baumstämmen Laubhütten. Wir waren in den Sümpfen so gut versteckt, dass wir für einen Fremden praktisch unauffindbar waren.

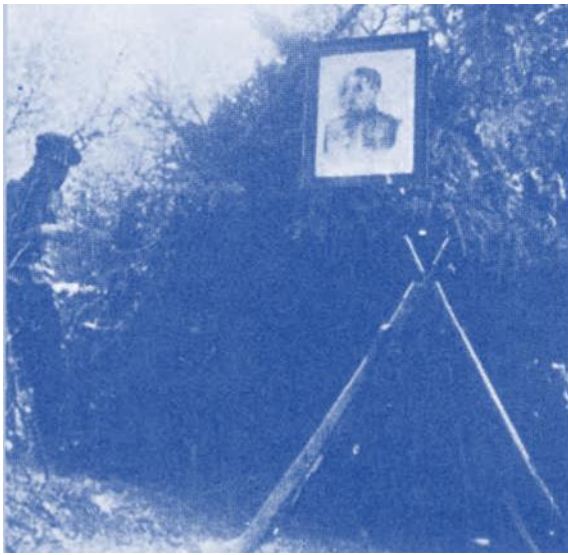
Nach ein paar Tagen entschied ich mich dafür, einmal ins Dorf zu gehen, um mich über die Lage in der Umgebung zu informieren. Ich sass gerade am Fenster, als ich zum ersten Mal in meinem Leben deutsche Soldaten zu sehen bekam. Drei Wagen ohne Dach fuhren langsam an unserem Haus vorbei – die Deutschen sassen darauf, hatten ihre Gewehre zwischen den Beinen und hielten Ausschau in alle Richtungen. Sie hatten tiefsitzende Helme auf und, was mir besonders auffiel – sie waren ganz bleich. Im Übrigen waren sie ganz so, wie ich sie schon im Kino gesehen hatte.

Abends ging ich zu meiner Gruppe zurück, und dann begann unser Partisanenleben, das für mich bis zum Mai 1944, fast ganze drei Jahre, dauern sollte.

Wie alle übrigen Partisanenabteilungen hatten auch wir uns zwei Untergruppen geschaffen, die nun durch versprengte Soldaten der Armee noch Verstärkung bekamen. Diese Abteilungen wurden von uns Anwerber- und Späher-Abteilungen genannt. Die Anwerber hatten allerdings nicht nur die Aufgabe, uns neue Mitglieder zuzuführen, sondern mussten uns daneben mit neuen Lebensmitteln, neuer Munition, Papieren usw. versorgen. Sie mussten ausserdem, wo immer es möglich war, Agitation gegen die Besatzer betreiben. Die Späher-Abteilungen bestanden aus zuverlässigen Leuten, die ihre normale Beschäftigung in Dörfern und Städten hatten und die uns wertvolle Nachrichten über alle Bewegungen der Deutschen, ihre Bewaffnung, Zahl der Mannschaften und alles andere Wissenswerte überbrachten. Bei der Eisenbahn, in den Lazaretten, in den Büros der Deutschen – überall hatten wir Leute, die für uns arbeiteten.



Ein toter Beobachtungsposten der Partisanen



In unserem Waldlager hatten wir alsbald eine regelrechte Rüstungsindustrie aufgestellt. Zuerst haben wir in den Tischlereien der umliegenden Kolchosen eine Menge kleiner Holzkisten, etwa 30 x 40 cm gross, bestellt. Dann durchstreiften wir auf der Suche nach Blindgängern mit den Kindern aus den Kolchosen, die die ganze Umgebung ja bestens kannten, die Felder und Wälder. Von jedem Blindgänger mussten wir sehr vorsichtig den Zünder abschrauben und konnten ihn dann ins Lager schleppen. Nachdem wir dann einen ganzen Stapel davon hatten, holten wir uns aus der Kolchosmolkerei alte Milchkannen, schnitten ihnen die Hälse ab, legten zwei Holzstücke hinein und füllten die Kannen mit Wasser. Dann stellten wir sie aufs Feuer, packten ein Geschoss hinein und kochten das Ganze etwa eine halbe Stunde lang. Das Pulver verflüssigte sich dann und floss auf den Boden der Kanne. Dann gossen wir die zähe Flüssigkeit vorsichtig aus der Kanne in leere Konservendosen und liessen sie trocknen. Die erhärtete Masse wurde zerkleinert und in die Holzkästen gestampft, zum Schluss bauten wir einen Zünder ein und hatten erstklassige, hausgemachte Minen, die sogar von den deutschen Minensuchgeräten nicht aufzuspüren waren.

*Im Waldlager der Partisanen:
Gewinnung des Pulvers von
Blindgängern;
Fertigung von Minen;
Verminen einer Strasse*

Da wir für die Sprengung einer wichtigen Eisenbahnlinie den ungefähren Fahrplan kennen mussten, und es nicht immer möglich war, ihn von unseren Verbindungsleuten in der Stadt zu erfahren, mussten wir uns selbst zu helfen wissen. Übrigens wurde uns die Beobachtung vorbeifahrender Züge immer wieder befohlen, was allerdings nicht so einfach war. Wurde nämlich einer von uns in der sogenannten ‚Sperrzone‘ geschnappt, so wurde er, wenn er Glück hatte, gleich erschossen – es konnte ihm aber auch passieren, dass ihm vorher noch ein qualvolles Verhör bereitet wurde. So suchten wir uns denn eine passende Beobachtungsstelle. Ein besonders dicker Baumstumpf samt Wurzeln wurde vorsichtig von unten her ausgehöhlt, und ringsum wurden kleine Schlitzlöcher ausgestochen. Dann schleppten wir ihn während der Nacht an unsere Beobachtungsstelle, wo ein tiefes rundes Loch gegraben wurde, in dem wir eine kleine Sitzbank unterbrachten. Dann zwängte sich der Beobachter mit seinem Proviantstapel voll Brot, Speck und mit einigen Flaschen Wasser hinein, und der ausgehöhlte Baumstumpf wurde über ihn gestülpt. So konnte er einige Tage lang unbehelligt seine Beobachtungen durchführen.

Nachdem wir auf diese Weise wussten, wann die Züge durchkamen, konnten genaue Pläne zum Auslegen der Minen gemacht werden.

Bevor wir den Minenleger ausschickten, wurde die Farbe und Art des Bodens an Ort und Stelle erkundet; ein Säckchen Erde in gleicher Farbe, entsprechend feucht oder trocken, wurde besorgt – ausserdem eine Flasche Wasser, und, wo nötig, eine Harke. Die zum Eingraben der Mine benutzten Spaten fertigten wir aus Holz, damit es leiser ging. Der Minenleger musste, nachdem er die Mine eingebuddelt hatte, den Boden wieder so herrichten, wie er vorher gewesen war, indem er die mitgebrachte Erde entsprechend verteilte, glattstrich oder -harkte und durch Anfeuchten mit dem Erdreich rundherum verband.

Allerdings wurde das Auslegen der Minen mit der Zeit immer problematischer. Die Erde entlang den Schienen war entweder ganz glatt gewalzt oder in Mustern geharkt. Ausserdem wurden Suchlichter aufgestellt, und so konnten die Kameraden der Sprengabteilung nur an die Schienen heranrollen, sie konnten nicht einmal robben. Es ist klar, dass sie dadurch unweigerlich breite Spuren hinterliessen, die sie restlos beseitigen mussten. Allein das Herankommen an die Schienen und das Verlassen des Platzes ohne Hinterlassung jeder Spur war, abgesehen vom Minenlegen selbst, eine Spezialaufgabe, die das Letzte von den Männern erforderte.

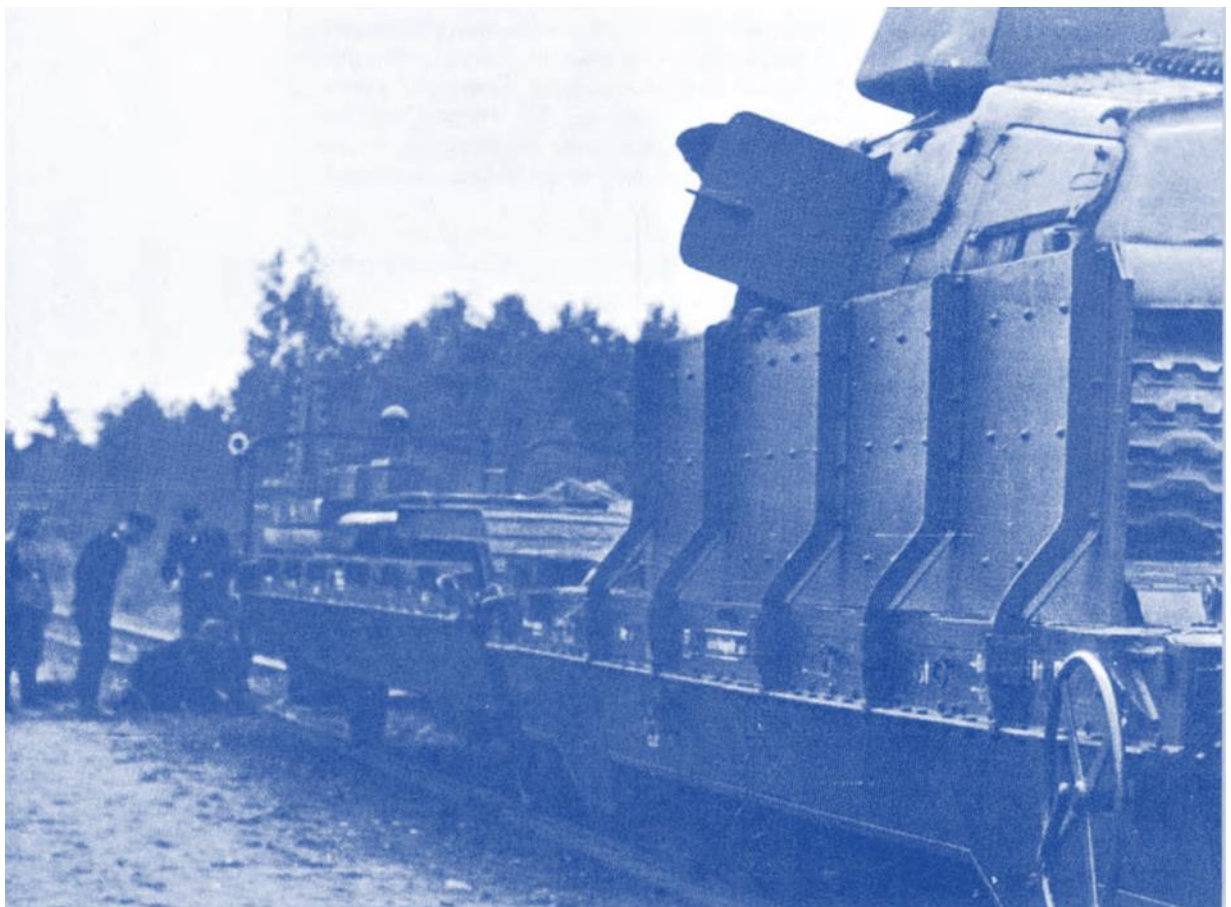
Und dann kamen die Deutschen dahinter, dass unsere Minen, die wegen ihrer Holzverpackung mit Minensuchgeräten ja nicht zu finden waren, Trinitrotoluol (TOL) enthielten. Sie richteten ihre Spürhunde auf den Geruch von TOL ab und hatten anfangs grosse Erfolge damit. Doch wir hatten auch bald ein Gegenmittel. Die Öffnungen der Minen wurden mit zerriebenem Machorka, mit Schnupftabak, zugestopft. Doch reichte der Machorka-Geruch leider oft nicht aus, und wir kamen schliesslich auf die richtige Lösung: in immer wechselndem Abstand von der Mine entfernt vergruben wir mehrere winzige Stücke TOL. Das half. Die Hunde waren vollkommen durcheinander – sie schnüffelten und kläfften wie wild, rannten mal hierhin, mal dorthin, wühlten die Erde auf – und fanden nichts.

Die armen Hunde bekamen die Peitsche zu spüren – die Soldaten haben sicher geglaubt, dass sie verrückt geworden seien. Sie konnten ja auch nichts sehen und schon gar nicht riechen. TOL ist gelb – und kleine gelbe Krümel in der aufgewühlten Erde zu finden, ist nicht jedermanns Sache.

Bei der Sprengung von Eisenbahnlinien mussten wir immer darauf achten, dass der dafür gewählte Platz so weit wie möglich vom nächsten Bahnhof oder der nächsten deutschen Garnison entfernt lag. In der Morgendämmerung zogen wir dann zu unserer Ausgangsstellung an der Eisenbahnlinie. Als erstes schnitten wir die Telefon- und Telegrafendrähte durch. Ein Teil der Abteilung, die besten Schützen, versteckten sich im Busch, gegenüber der Stelle, wo vermutlich die Mitte des entgleisten Zuges liegen würde – etwa 100-150 Schritte von der Minenladung entfernt.

*Russland 1942:
Gesprengter
deutscher Munitionszug*

*Die Besetzung
eines Sicherungszug
beim Entschärfen
einer Mine*





*Modell
der Sicherungsanlagen
für die Bahnstrecken*

Andere Kameraden versteckten sich mit Maschinengewehren zu beiden Seiten des Bahndammes gegenüber der vermuteten Stelle, so dass sie den ganzen Abschnitt bequem unter Feuer nehmen konnten. Zwei kleine Gruppen – etwa 10-15 Kameraden – gingen etwa einen halben Kilometer nach vorn und nach hinten, wo sie Fallen bereitlegten, die die zu Hilfe gerufenen Deutschen stoppen würden. Dann mussten wir geduldig warten. Das Schlimmste waren in solchen Stunden die Mücken, die in Nase, Mund und Augen drangen. Keine Minute lang konnte man es aushalten. Selbst Teer, das altbewährte Mittel, mit dem wir uns die Gesichter und Hände eingerieben hatten, half nicht mehr. Die Mücken schienen sich auf die Dauer daran gewöhnt zu haben. Inzwischen musste ich mich mit meinen zwei Minenlegern am Bahndamm emporschleichen, zur nächstliegenden Schienen-Nahtstelle hin, und darunter die Mine anbringen. Oft habe ich es erlebt, dass unser Wachposten gerade in dem Augenblick, wenn wir anfangen wollten, meldete, dass deutsche Streckenläufer kämen. Wir schlichen dann schleunigst zurück in die Büsche und liessen sie unbemerkt an uns vorbeilaufen, damit sie nicht auf unsere Arbeit aufmerksam würden.

Wenn natürlich die Mine schon angelegt war, blieb uns meistens nichts anderes übrig, als die Streckenläufer-Trupps schnell zu liquidieren und, ohne auf den Zug zu warten, die Schienen zu sprengen und zu verschwinden.

Als wir schon mehr Erfahrung gesammelt hatten, bauten wir dann auch ganz spezielle Minen, die nicht nur auf den Druck der Lokomotiven oder Waggons reagierten, sondern auch einen sogenannten Zug-Zünder hatten, der bei der Entschärfung explodierte. Eine einmal angebrachte solche Mine konnte selbst der Teufel nicht mehr wegräumen.

Für die Munitionszüge brachten uns unsere Flugzeuge besondere Verzögerungszünder, die die Loks über die Minen rollen liessen und die erst Bruchteile von Sekunden später unter der Mitte des Zuges explodierten. Hatten wir Glück und ging die Mine unter einem Waggon mit Munition hoch, so mussten wir allerdings schleunigst das Weite suchen.

Die Deutschen versuchten, uns immer wieder zu überlisten. Sie spannten vor und hinter die Loks Waggons, die sie mit Sand oder Steinen beladen hatten, und versuchten so, die wertvollen Loks zu schützen. Deshalb legten wir meistens zwei Minen in einer Entfernung von etwa etwa 100 m voneinander aus, und zwar mit zwei verschiedenen Zeitzündern, die so abgestimmt waren, dass einer unter den Waggons und der andere unter der Lokomotive explodierte.

Die Deutschen waren so im Laufe der Zeit gezwungen, die Eisenbahnstrecken ‚festungsartig‘ auszubauen. Die Bevölkerung wurde dazu herangezogen, entlang der Schienen wurden Sperrgebiete, besser gesagt, Todesstreifen angelegt.

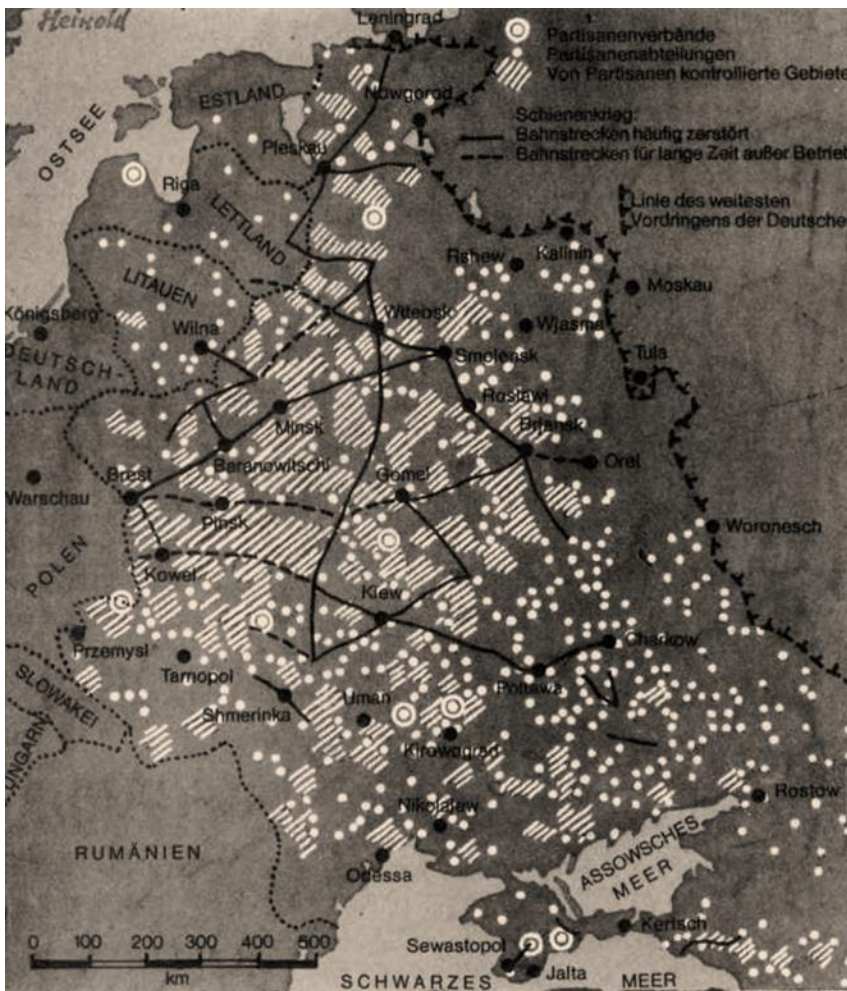
Die Strecken wurden nun Tag und Nacht strengstens bewacht und zum grössten Teil mit Hilfe gewaltiger Scheinwerfer erhellt. In bestimmten Abständen wurden Betontürme errichtet, von denen aus die Strecke ständig beobachtet war und auf denen eine ganze Mannschaft festsass, um im Alarmfalle eingreifen zu können.

Doch bevor sich all diese aufwendigen Schutzmassnahmen auswirken konnten, hatten die Offensiven unserer Armeen schon das Blatt gewendet.»

Bis zum Dezember 1941 haben die deutschen Truppen in Russland ein Gebiet besetzt, das 65 Millionen Einwohner zählt, von denen zu dieser Zeit nur etwa 30'000 als Partisanen tätig sind. Doch wächst ihre Zahl schnell, und schon am 1. Juli 1942 sind es etwa 100'000 Männer und Frauen, die ihren Heckenschützenkrieg gegen die deutschen Soldaten führen. Die erste deutsche Niederlage vor Moskau im Winter 1941/42 hat in ihnen die fast schon geschwundene Hoffnung auf den Sieg wieder geweckt, und die harte Besatzungspolitik der Deutschen spornt sie zum Widerstand an. Am 30. Mai 1942 wird in Moskau der Zentrale Stab der Partisanenbewegung gegründet; Marschall *Kliment J. Woroschilow* ist sein Oberkommandierender. Chef des Generalstabes wird *Pantalejmon K. Ponomarenko*, Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Belorussland.



Marschall
Kliment J. Woroschilow



*Pantalejmon
K. Ponomarenko*

*Das deutschbesetzte Russland
und die Aktivität der
Partisanen*

Der Guerillakrieg ist keine Sache, die durch ein Dekret, einen Aufruf oder Befehl plötzlich aus dem Boden gestampft werden kann. Schon Lenin, der die Bedeutung von Kämpfen im Rücken des Feindes klar einschätzte, hat 1920, drei Jahre nach der Oktoberrevolution, die Gesellschaft für Wehrkunde als ein Organ zur vormilitärischen Ausbildung der Bevölkerung gegründet. Im Jahre 1927 entsteht die Ossoaviachim – der Verein zur Förderung der Luftverteidigung –, eine nach dem Muster der Partei in 350'000 Zellen gegliederte paramilitärische Organisation.

Zwei Jahrzehnte lang haben die Führer der Partei selbst Frauen und Schulkinder in der Taktik des Heckenschützenkrieges ausgebildet. In Kultur- und Erholungsparks, die auch in der kleinsten Stadt zu finden sind, stehen dem Volk zur Freizeitbeschäftigung die Schiessstände und Fallschirmspringertürme zur Verfügung. Das ganze Jahr 1940 über und bis zum Juni 1941 werden grossangelegte Partisanen-Kriegsspiele abgehalten, an denen auch Arbeiter und Bauern teilnehmen, von denen die meisten in der westlichen Ukraine, in der Umgebung von Minsk, Kiew und Moskau stattfinden. Zweimal täglich sendet Radio Moskau in seinem Morgen- und Abendprogramm, ähnlich einem Kochkurs, interessante und nützliche Tips für die zukünftigen Guerillas. Während der ersten Phase des Kampfes von Juni 1941 bis Anfang 1942 führen die Partisanen im Allgemeinen lediglich Störaktionen durch, da es ihnen für grössere Unternehmungen noch an Mitteln und Bewaffnung fehlt. Während dieser Zeit beschränken sich ihre Störaktionen auf gar nicht oder nur schwach bewachte Objekte, Eisenbahneinrichtungen und Strassenbrücken.

Während der bis etwa Herbst 1942 dauernden 2. Phase werden dann grössere Partisanenlager in den Wäldern, Feldflugplätze sowie starke Funkstationen eingerichtet, wird der Einsatz von Bezirks- und Fernspähern sowie die Verbindung zum Zentralen Stab der Partisanenbewegung organisiert.

Neue Kampfmittel werden beschafft, grössere Partisanenverbände planmässig gestaffelt und tiefer in das Hinterland beordert. Im Frühjahr 1942 bereits gelingt es den Partisanen, in den ausgedehnten Wäldern Weissrusslands und der Nordukraine grössere Räume von deutschen Stützpunkten freizukämpfen und völlig unter ihre Kontrolle zu bringen. Hier ent-

*Partisanen-
Beobachtungsposten*





stehen die ersten Partisanengebiete, von denen einige später ein Ausmass von 100 und mehr Kilometer im Durchmesser erreichen. In diesen Gegenden wird wieder sowjetische Verwaltung errichtet, nehmen Sägewerke, Mühlen, Molkereien, Gerbereien und zahlreiche Werkstätten ihre Arbeit wieder auf. Es werden Zeitungen gedruckt, und Kinos und Schulen öffnen wieder ihre Tore.

Gegen Ende 1942 findet die Partisanenbewegung ihre endgültige Gestalt. Die Partisanen sind jetzt fast wie eine reguläre Armee organisiert, und da sie, obwohl auf der anderen Seite der Front kämpfend, in immer engere Verbindung zur Roten Armee kommen, laufen die Befehle vom Zentralen Stab zu den Partisanenstäben jetzt über die höheren Kommandos der Armee und von dort über die Front zu den Partisanen-Abteilungen im Rücken des Gegners.

Jeder Partisanen-Einheit sind Nachrichten-Offiziere des NKWD zugeteilt, und praktisch alle grösseren Abteilungen haben mittlerweile Funkgeräte erhalten. Die zahlenmässige Stärke der Partisanen-Einheiten ist sehr verschieden. Manche Brigaden verfügen über berittene Meldetrupps, Skitrupps und Propagandatrupps. Es gibt Brigaden, die bis zu 2'000 Mann stark sind, während andere Abteilungen wiederum nur über 10-20 Mann verfügen. Insgesamt sind 1131 «registrierte» Einheiten im Kampf. Die Rote Luftwaffe versorgt sie mit Sprengstoff, Waffen, Lebensmitteln und Medikamenten. In Leningrad und Moskau wird eine Spezialausgabe der «Prawda» gedruckt, die die Partisanen täglich erhalten. Die Luftbrücke führt daneben Sanitätsdienst- und Urlauberflüge durch.

Diese ständige Verbindung verbessert die Kampfmoral der Partisanen erheblich. Während des zweiten Halbjahres 1942 setzt das Partei-Zentralkomitee führende Partei- und Komsomol-Kader hinter der Front ein. Fortan ist es nicht mehr ungewöhnlich, wenn ein bedeutender Partisanenführer aus Moskau im Flugzeug zu den Partisanen kommt. Um diese Zeit entstehen allein in der Umgebung von Woronesch 16 Partisanen-Ausbildungszentren für Instrukteure. Die Ausbildung der Kader wird vorangetrieben, und praktisch in jeder grösseren Stadt gibt es nun Schulungs- und Trainingslager. Die Kurse dauern zwischen 3 und 6 Wochen, und innerhalb jedes Lehrgangs sind bis zu 250 Männer und Frauen zusammengefasst.

In Tiflis wird ein der BBC ähnlicher Sender der NKWD eingerichtet, der wie sein englisches Vorbild sein Programm in allen Sprachen ausstrahlt.

Ebenfalls in Tiflis befindet sich ein NKWD-Sonderausbildungslager, das die berüchtigten «OO»-Einheiten heranbildet, deren Angehörige jeder Partisanen-Einheit als Instrukteure bzw. Kontrolleure zugeteilt werden.

Sonderausbildungslager der NKWD bei Tiflis, 1942



*Im Kampf gegen Partisanen
gefallene deutsche Soldaten*

Die Vielseitigkeit der Ausbildung im Lager von Tiflis steht derjenigen der englischen S.O.E., der Special Operations Executive, in nichts nach. Lediglich die Rekrutierung geht hier andere Wege; alle Rekruten sind Offiziere der NKWD im Rang vom Leutnant bis zum Oberst.

Um eine Unterwanderung durch deutsche Agenten oder V-Leute des Feindes von vornherein auszuschliessen, wird die Rekrutierung von Partisanen mit grösster Vorsicht durchgeführt. Das NKWD entwirft einen Fragebogen, dessen in 20 Gruppen aufgeteilte, gut 200 Fragen jeder Bewerber beantworten muss. Hierbei entpuppen deutsche V-Leute oder Agenten sich fast immer. Besonders geschulte Funktionäre der NKWD aus den berühmten «OO»-Einheiten führen die Befragungen durch. Dank dieser Technik der Rekrutierung ist es unmöglich, dass feindliche Agenten in den Reihen der Partisanen Fuss fassen können, wie es z.B. bei verschiedenen von der SOE geleiteten Widerstandsgruppen in Westeuropa der Fall war, wo es Gestapo- und Abwehr-Leuten fast immer gelang, einzudringen. Ein neu rekrutierter Partisan erhält während einer sogenannten Probezeit von etwa 3 Monaten keine Waffen, wird sorgfältig überwacht, und es werden ihm nur zweitrangige Aufgaben erteilt. Am 1. Mai 1942 erscheint ein fast 500 Seiten starkes Werk unter dem Titel «Sputnik Partisana» (Der Partisanenbegleiter), das in Massen hinter den deutschen Linien abgeworfen wird. In Form eines Taschenbuches, wie ein Lehrgang für Bastler und Pfadfinder, zeigt es sowohl die Minenherstellung, die Möglichkeiten der Übernachtung auf offenen, schneebedeckten kahlen Steppen, Kochrezepte für schmackhafte Gerichte aus Pilzen, Heidelbeeren und Igel. Mit Zeichnungen versehene Instruktionen befassen sich mit allen möglichen Problemen des Partisanendaseins. Gebrauchsanweisungen für deutsche Beutewaffen und Fahrzeuge, Hinweise zur Tarnung und Feinderkundung, Angriffsmethoden sowie die Vernichtung deutscher Eisenbahnlinsen, Panzer, Flugzeuge, Autokolonnen, die Herstellung verschiedenster Fallen sowohl für einzelne Kradmelder als auch für Militärkonvois. Alles, was dem Partisanen nützlich sein könnte, ist in diesem Buch zusammengefasst: von der Kräuterheilkunde über die Konservierung von Fleischvorräten, der Sternenkunde als Hilfsmittel beim Richtungslesen, Wettervorhersagen für Planung von Operationen, Verhaltenspsychologie zum Überstehen von Gestapo-Verhören, den Kennzeichen der deutschen Uniformen, einer Rangtafel, den taktischen Zeichen, Silhouetten und Beschreibung deutscher



Рис. 15. Сюрприз ВМЛ.

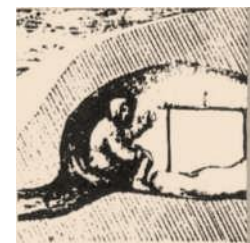


Рис. 16. СбМВМ неучпи.

*Eine Seite
aus dem «Sputnik Partisan»*



Waffen, Hinweise für Redaktion und Graphik von Wandzeitungen und Plakaten, bis zu Winken für Radiobastler und Hinweisen zum Bau von Waldbunkern und Lagern. Zum Schluss ein Kalender mit allen deutschen Kirchen- und Nationalfeiertagen, ein Wörterbuch mit den notwendigen Sätzen und Ausdrücken.

*Auf einer Strasse, die in
«Partisanen-bedrohtes»
Gebiet führt*

Niemand weiss, wieviel Partisanen es gegeben hat. Eine sowjetische Schätzung für die zweite Hälfte des Krieges, die von 700'000 Partisanen spricht, kann zutreffend sein. Auch gibt es keine genauen Angaben über die Resultate der Partisanenkämpfe in der Sowjetunion, da die Meldungen der einzelnen Kommandanten des Öfteren übertrieben sind oder sich gelegentlich in den Berichten mehrerer Abteilungsführer wiederholen.

Auf Grund dieser Angaben erklärt der Chef des Zentralen Stabes der Partisanenbewegung, Ponomarenko, dass während der ersten zwei Jahre des deutsch-sowjetischen Krieges die Partisanen von Weissrussland allein über 300'000 Deutsche getötet hätten, mehr als 3'000 Eisenbahnunfälle verursacht und 3'263 Brücken, 1'191 Panzer, 4'097 Lastwagen und 895 Vorratslager verschiedener Art zerstört hätten.

Obwohl diese Angaben übertrieben sein mögen, bleibt die Tatsache bestehen, dass die Partisanen ziemlichen Einfluss auf den Verlauf des Krieges gehabt haben.

Die Naturverbundenheit des Partisanen, seine Vertrautheit mit der Umgebung, seine Bedürfnislosigkeit und Ausdauer sowie die Möglichkeit, jederzeit als harmloser Bauer im nächsten Dorf untertauchen zu können, haben sich den deutschen Soldaten gegenüber als unschlagbare Vorteile erwiesen.

Die Partisanengefahr überhaupt nicht beachtend, hatte Hitler seine Truppen gegen Osten marschieren lassen, als hätte es nie einen Napoleon Bonaparte gegeben, dessen unbesiegbare Grande Armee auf derselben Marschroute von russischen Bauern geschlagen worden war; und trotz der Gründlichkeit, mit der man den «Fall Barbarossa» ausarbeitete, haben sich weder der deutsche Generalstab noch Hitler selbst näher mit dem Gedanken befasst, was eigentlich unter Partisanenkrieg zu verstehen ist. .

«Freischärler sind von der Truppe im Kampf oder auf der Flucht schonungslos zu erledigen», heisst es im Plan «Barbarossa».

Die Sicherheit des gesamten russischen Hinterlandes hat man einem halben Dutzend sogenannter «Sicherheitsdivisionen» anvertraut, die aus älteren, schlecht bewaffneten Männern



des Landsturmes gebildet worden sind. Der SD, der Himmlers SS unterstellt ist, hat seine gefährlichen Terror-Spezialisten zur Partisanenbekämpfung abgestellt, doch ist deren militärischer Wert recht bescheiden: vier Einsatzgruppen mit insgesamt etwa 4'000 Mann. Niemand hat sich vorstellen können, dass der Kampf gegen die Partisanen Form und Ausmass von wahren Kriegsoperationen annehmen könnte.

Laut Anweisung Himmlers wird am 21. Juni 1943 der Zentralstab zur Bekämpfung von Partisanen gebildet, und SS-Obergruppenführer *Erich von dem Bach-Zelewski* wird zum Chef der Bandenkampfverbände ernannt.

Ausser zahlreichen Polizei- und SS-Einheiten wird ihm auch die sogenannte «Wilderer-Brigade» unterstellt. Ihr Chef ist der Oberführer der Waffen-SS *Dr. Oskar Dirlewanger*. Sein SSr und Polizeiregiment besteht zum grössten Teil aus Sträflingen, ehemaligen Wilderern, Walddieben und einfachen Kriminellen, deren grösster Vorteil der ist, dass sie mit dem Walde vertraut sind und schnell und gut schiessen können. Die Brigade ist zeitweise der deutschen Heeresgruppe Mitte angegliedert. Ihre Verluste – jedes Vierteljahr etwa 100% der Kampfstärke – sind zumeist Tote.

*Exekution eines Partisanen
Winter 1942*

Den grössten Erfolg der Partisanenbekämpfung allerdings können die sogenannten «Fremdvölkischen» Einheiten für sich verbuchen. Aus ehemaligen Soldaten der Roten Armee zusammengestellt, ergänzt von jungen Jahrgängen der mit den Deutschen sympathisierenden Einheimischen, gleichen sie in ihrer Mentalität und mit der Kenntnis der Umgebung den Partisanen am meisten. Die grösste dieser Einheiten ist die südlich von Briansk in Lokot stationierte Brigade Kamiński.

Mieczyslaw Kamiński – von Beruf Lehrer, Pole der Abstammung nach – führt zu Anfang während des Winters 1941/42 mit einigen Männern auf eigene Faust einen Privatkrieg gegen die Partisanen. Himmler interessiert sich sofort für den kleinen, schwächtigen, etwa 35 Jahre alten Mann, als er von dessen grausamen Methoden der Partisanenbekämpfung hört. Kamiński gewinnt schnell seine Gunst und macht bei Himmler eine einmalige Karriere. Als Nichtgermane steigt er innerhalb weniger Monate zum Brigadeführer-SS auf. Ausgestattet mit Vollmachten, denen selbst die Wehrmacht nichts entgegensetzen kann, gründet Brigadeführer Kamiński eine regelrechte Republik im Gebiet von Lokot und träumt davon, eines Tages eine dem Nationalsozialismus nahestehende russische Partei zu gründen. Seine mit russischen Beutewaffen ausgestatteten Streitkräfte zählen etwa 4'000 Mann, sie sind auf gegliedert in sechs Bataillone, eine Panzereinheit mit 12 leichten russischen Panzern und eine Artillerie-Abteilung mit 20 Geschützen. Zum Erstaunen der deutschen Verwaltung und Militärs gelingt es Kamiński mit seiner Brigade, die Umgebung von Lokot einigermaßen «partisanenfrei» über den Sommer 1942 hinwegzubringen. Doch muss auch Kamiński und seine Brigade im Frühjahr 1943 zusammen mit den deutschen Truppen den Rückzug antreten.

In den ersten Augusttagen 1944 beordert Himmler die Brigaden Dirlwanger und Kamiński unter dem Kommando von SS-Obergruppenführer von dem Bach-Zelewski zur Niederschlagung des Aufstandes nach Warschau. Sie sollten dort traurige Berühmtheit erlangen. Am 6. Mai 1944 schliesslich – fünf Jahre nach Kriegsbeginn –, als die deutsche Armee im Begriff steht, den Rückzug aus der Sowjetunion zu vollenden, gibt der deutsche Generalstab ein Ausbildungsbuch heraus, das die Methoden der Partisanenbekämpfung enthält. Doch schon einige Monate später, als die Truppe von den Richtlinien Gebrauch machen kann, kündigt die Wehrmacht nicht mehr auf russischem Boden.



*SS-Brigadeführer
Mieczyslaw Kamiński,
Frühjahr 1942*

*Treibjagd auf Partisanen,
Frühjahr 1942*



Angriffsziel Norsk-Hydro

Bilder Seite 2

Oben: Das Hardangervida

Unten:

Das Norsk-Hydro-Werk in Vemork bei Rjukan (Aufnahme 1940)
Rohrleitung mit Tarnnetz

April 1940. Hitler greift Norwegen an. Nach dem Zusammenbruch des norwegischen Widerstandes besetzen deutsche Truppen das Land. In der südnorwegischen Provinz Telemarken fällt ihnen die einzige Schwerwasser-Fabrik der Welt in die Hände – das «Norsk-Hydro»-Werk in Vemork bei Rjukan.

Als dann die Alliierten an die Experimente zur Herstellung einer Atombombe gehen, müssen sie befürchten, dass die Deutschen durch den Besitz dieser Anlage vielleicht vor ihnen zum Ziel kommen.

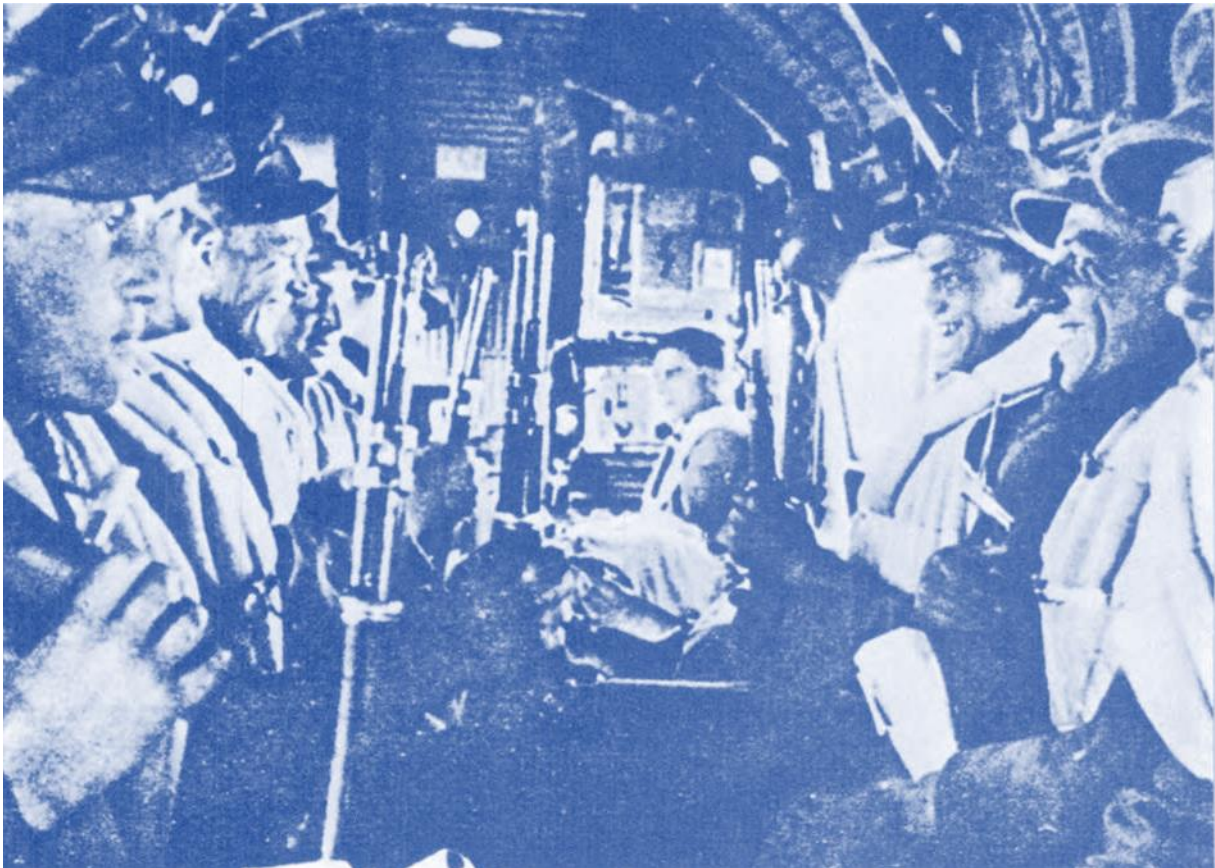
Der Wettlauf um die Herstellung der Atombombe hat begonnen.

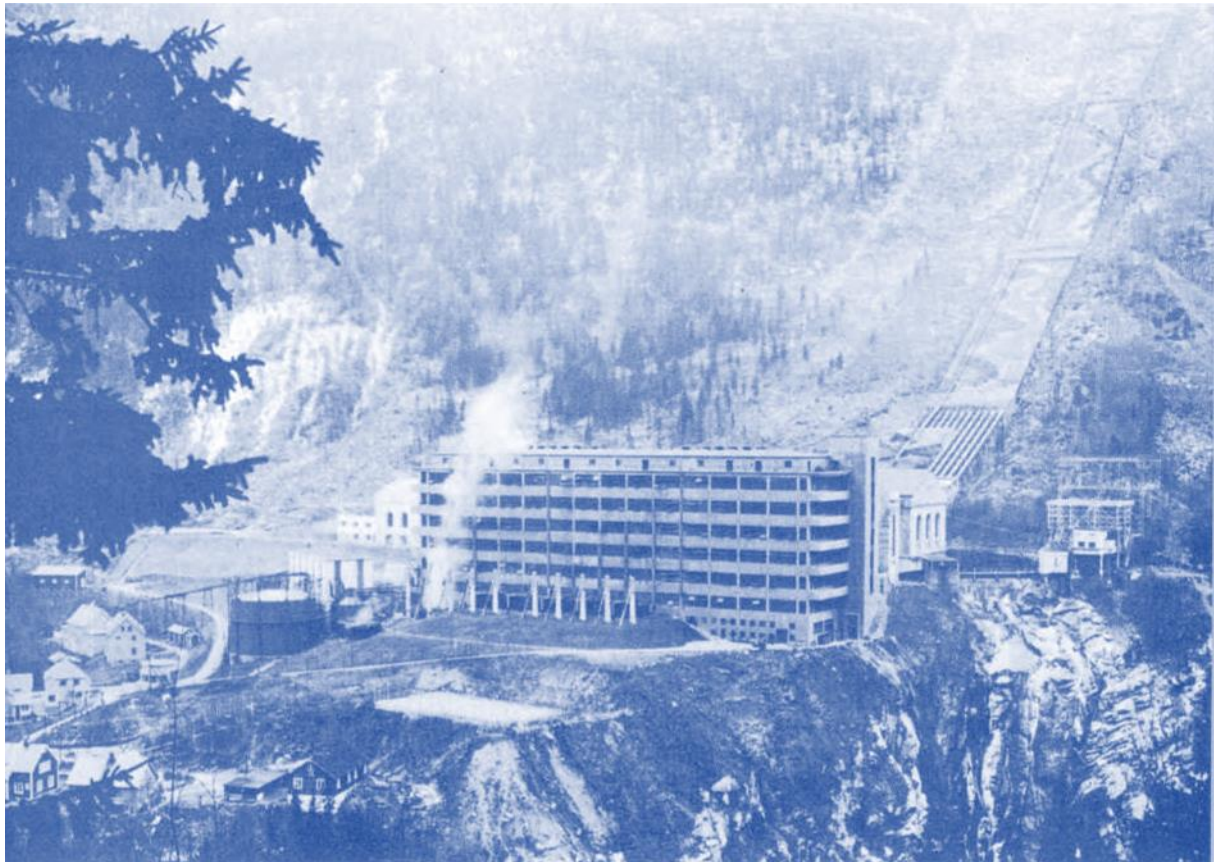
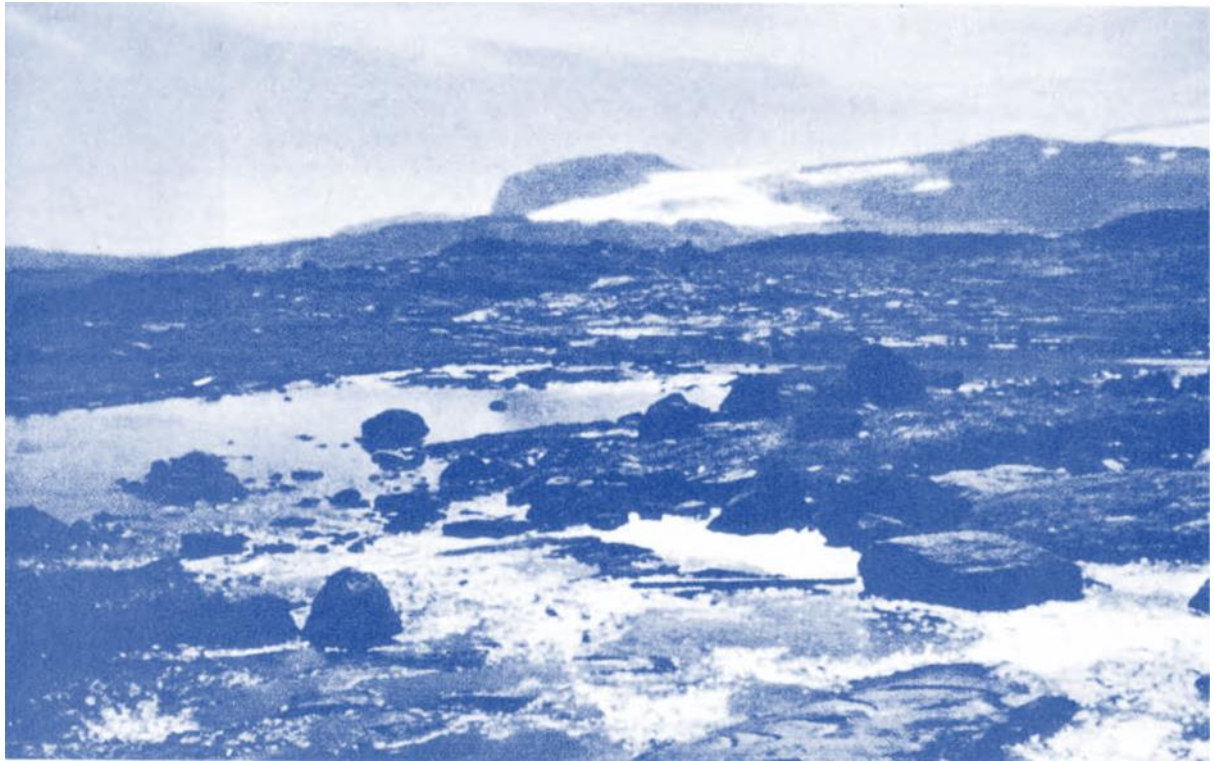
Das tausend Meter hoch gelegene Plateau Hardangervidda im südlichen Norwegen ist im II. Weltkrieg Schauplatz des wohl erbittertsten Kampfes in der Vorbereitung der Atombombe geworden.

Das Hardangervidda-Hochplateau ist das grösste seiner Art in Nordeuropa und einer der urtümlichsten Ödlandstriche – seine Vegetation besteht aus verkümmertem Wacholdergestrüpp, und es wird lediglich von wandernden Rentierherden belebt. Die Schneestürme des Winters erreichen auf der Hochfläche gefährliche Stärken, die für den Menschen fast untrüglich sind.

Am Rande dieser unwirtlichen Gegend, in Vemork, liegt versteckt zwischen den Bergen die Schwerwasser-Anlage «Norsk-Hydro».

April 1940.
Deutsche Gebirgsjäger auf dem Wege nach Norwegen





In den Anfangszeiten der Kernforschung ist schweres Wasser unentbehrlich. Der Besitz des Norsk-Hydro-Werkes bedeutet für die Deutschen einen Vorsprung in der Entwicklung der Atombombe. Gleich nach der Besetzung übernimmt deshalb ein deutsches Team von 500 Mann das Werk. Schon wenige Wochen später wird die Produktion beschleunigt; sie soll bis 1942 von bisher 500 kg auf das Zehnfache, 5'000 kg schweres Wasser pro Jahr, gesteigert werden.

Erst im Sommer 1941 erfährt der britische Intelligence Service von diesen Vorgängen, und man beschäftigt sich eingehend mit dem Norsk-Hydro-Werk. Der Vernichtung der Schwerewasser-Anlage und der Zerstörung seiner Vorräte wird allerhöchster Vorrang eingeräumt. Churchill befiehlt der Royal Air Force, eine Serie von Bombenangriffen auf das Norsk-Hydro-Werk zu fliegen.

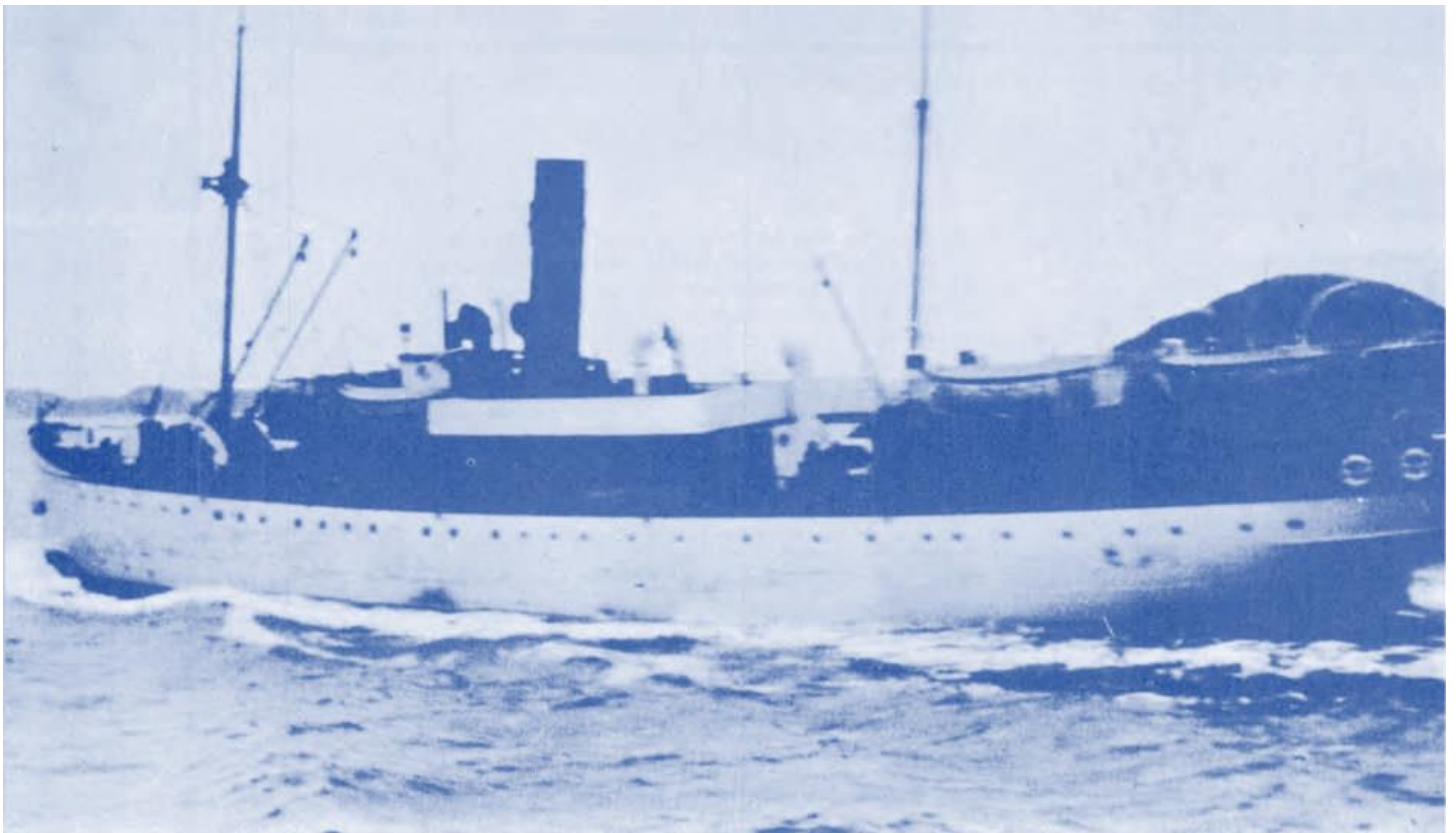
Die R.A.F. meldet, dass ein Bombenangriff auf dieses versteckt und von hohen Bergen umsäumt liegende Ziel mit den zur Verfügung stehenden Flugzeugen undurchführbar sei. Auch die norwegische Exilregierung in London meldet Bedenken gegen eine Bombardierung des Werkes an. Wissenschaftler meinen, dass die Explosion der Ammoniak tanks für die Zivilbevölkerung der Umgebung grösste Gefahr brächte. Die Zerstörung der Norsk-Hydro-Werke ist also, wenn überhaupt, nur durch eine Kommando-Unternehmung durchführbar. Und dieses Unternehmen soll der Stab Combined Operations zusammen mit der norwegischen Sektion der SOE durchführen.

Anfang März 1942 bringen norwegische Zeitungen Nachrichten über den Verlust des Küstenpassagierdampfers «Galtesund». Sie ahnen nicht, dass die «Galtesund» von einer Gruppe norwegischer Widerstandskämpfer gekapert wurde und sich zu dieser Zeit, nach einer abenteuerlichen Fahrt, im schottischen Hafen Aberdeen befindet. Einer ihrer Entführer ist der Ingenieur *Einar Skinnarland*. Er ist nach England gekommen für eine Spezialausbildung und um Instruktionen für seine weitere Arbeit für die SOE entgegenzunehmen. Skinnarland ist bei Rjukan mit dem Bau eines zum Norsk-Hydro-Werk gehörenden Damm



Einar Skinnarland

Der norwegische Küstendampfer «Galtesund»





beschäftigt. Nach einigen Tagen landet er mit einem Fallschirm in der Nähe von Rjukan und begibt sich zu der Arbeit am Damm, als sei nichts geschehen.

Die Funksprüche, die Skinnarland nun durchgibt, alarmieren die Zentrale in London. Es wird klar, dass Norsk-Hydro schweres Wasser in Massen produziert und dass bereits gewaltige Vorräte bereitliegen für die Verschiffung nach Deutschland. Das Kriegskabinett fordert eine sofortige Aktion. Churchill befiehlt dem Stab Combined Operations, für eine möglichst umgehende Vernichtung des Werkes zu sorgen.

Die SOE stellt einen Vortrupp mit vier in England ausgebildeten norwegischen Soldaten zusammen. Führer der Gruppe ist Leutnant *Jens-Anton Poulsson*, ein guter Bergsteiger. Sie werden sich in Norwegen mit Ingenieur Einar Skinnarland treffen. Die Gruppe soll die Vorhut für britische Luftlandtruppen bilden, die mit Gleitflugzeugen in der Umgebung von Rjukan landen und in einem überraschenden Kommando-Überfall das Werk angreifen werden.

Drei Versuche, die norwegische Vorhut-Gruppe bereits im September 1942 landen zu lassen, schlagen wegen schlechten Wetters fehl. Die Gruppe – sie trägt den Decknamen «Swallow» – landet schliesslich, obwohl das Wetter wieder ungünstig ist, am 19. Oktober 1942 auf einem Hügel östlich von Fjarjefitt im Sognetal, viele Kilometer entfernt von ihrem Ziel. Zwischen dem Absprungplatz und Rjukan liegen mehrere Gletscher und Seen.

Die nächsten zwei Tage verbringen die Männer mit der Suche nach den verstreuten Containern und setzen sich dann in Marsch in Richtung des vorgesehenen Operationsgebietes bei Sandvatn.

Um die gesamte, fast 5 Zentner schwere Ausrüstung mitzubekommen, muss jeder

Die im Schnee verborgene Hütte der Gruppe «Swallow», von der nur der Antennenmast sichtbar ist



Ltnt. Jens-Anton Poulsson



meistens nur wenige Kilometer pro Tag vorwärts. Erst am 6. November, 3 Wochen nach dem Absprung, erreichen sie ihr Operationsgebiet.

Sie richten sich in einer verlassen Sommerhütte ein und versuchen, Funkverbindung mit London zu bekommen – vergeblich. Am 6. November 1942 gelingt es ihnen dann endlich, SOE von ihrer Ankunft zu unterrichten und die Anordnungen, die die Landung der Kommandotruppen betreffen, entgegenzunehmen.

In England läuft inzwischen das Training der Luftlandetruppen. Sie sollen in zwei Gleitflugzeugen – in jedem befinden sich 17 Mann – in der Nähe von Rjukan landen, die Norsk-Hydro-Werke in die Luft sprengen und dann versuchen, über die Berge nach Schweden zu entkommen. Das Ganze wird den Codenamen «Operation Freshman» erhalten. Es soll der erste englische Einsatz von Luftlandetruppen sein. Die 43 Kommandoteile sind meistens englische Pioniere – alle sind Freiwillige.

Am 17. November 1942 um 17 Uhr starten vom Flugplatz Wick in Nord-Schottland zwei Bomber – jeder mit einem Gleitflugzeug im Schlepp. Um Mitternacht fängt die Heimatstation das schwache Signal eines der Bomber auf. Er bittet, man solle ihm die Richtung zurück zur Basis angeben. Weiter hört man nichts mehr von ihm und er kommt auch nicht zurück. Einige Minuten später meldet sich die zweite Maschine: «Mein Gleitflugzeug ist an einem Berg zerschellt.»

Der weitere Bericht über die «Operation Freshman» stammt aus einem Fernschreibtext, den der SS- und Polizeiführer in Norwegen, *Rediess*, nach Berlin schickt:

«Am 20.11., morgens gegen 3 Uhr, sind in der Nähe von Egersund ein englisches Flugzeug und ein Segelflugzeug im Schlepp abgestürzt. Unfallursache zunächst noch unbekannt. Die Besatzung der Zugmaschine – soweit bisher bekannt: Militärbesatzung, darunter ein Neger – ist tot. In der Schleppmaschine befanden sich 17 Personen, wahrscheinlich Agenten. Von ihnen waren drei tot, sechs schwer verletzt. Die Besatzung der Schleppmaschine war im



Der Berg Mostvan, an dem eines der englischen Flugzeuge mit dem Segler im Schlepp zerschellte



Bilder Seite 266:

Oben: Gleitflugzeug vom Typ Hörsa Mk. II

Unten: Englische Luftlandetruppen vor dem Start



*Die Soldaten
der zwei Flugzeuge fanden
nach dem Krieg nahe Oslo
ihre letzte Ruhe*

Besitz grösserer Mengen norwegischen Geldes. Wehrmacht hat leider die Überlebenden exekutiert, so dass Erklärung kaum mehr möglich ist.»

Die Kommandosoldaten ruhen heute auf einem Friedhof im Westen von Oslo. Am nächsten Tag finden die Deutschen Überlebende vom zweiten Gleitflugzeug. Die Soldaten werden vernommen und dann gleichfalls erschossen.

General *von Falkenhorst* berichtet nach Berlin, dass die Vernehmungen wertvolle Erkenntnisse über die Absichten des Feindes erbracht haben, und begibt sich zusammen mit Reichskommissar *Terboven* nach Rjukan, wo alsbald die Garnison weiter verstärkt und die Umgebung des Werkes vermint wird.

Doch in London gibt man sich nicht geschlagen. Der Stab Combined Operations übergibt den Befehl zur Zerstörung des Norsk-Hydro-Werkes der SOE. Die norwegische Abteilung



*Generaloberst
Nikolaus von Falkenhorst
(rechts)*

Telegraphen-Telefonamt

Telegraphen-Telefonamt

70 ¹²	1042	
	Telegramm - Funknachricht - Sonstige Nachrichten	<i>Dringlich</i>
N.-B. Nr.		

BERLIN NUE 213 147 21.11.42¹²¹⁰ - KR -

AN RFSSUCHEFDDPOLZ. -

FELDKOMMANDOSTELLE

-- DRINGEND. --

BDS. IN OSLO BERICHTET:

AM 20.11. MORGENS GEGEN 3 UHR, SIND IN DEN NAEME VON
EGERSUND EIN ENGLISCHES FLUGZEUG UND EIN SEGELFLUGZEUG IM
SCHLEPP ABGESTUERZT. UNFALLURSACHE ZUNAECHST NOCH
UNBEKANNT. DIE BESATZUNG DER ZUGMASCHINE
SOWEIT BISHER BEKANNT MILITAERBESATZUNG, DARUNTER EIN
NEGER IST TOT. IN DER SCHLEPPMASCHINE BEFANDEN SICH
17 PERSONEN, WAHRSCHEINLICH AGENTEN. VON IHMEN SIND 3 TOT,
6 SCHWERVERLETZT. DIE BESATZUNG DER SCHLEPPMASCHINE WAR IM
BESITZ GROSSER MENGEN NORWEGISCHEN GELDES
WEHRMACHT HAT LEIDER DIE UEBERLEBENDEN SOFORT EXEKUTIERT,
SODASS ERKLAERUNG KAUM MEHR MOEGLICH.

• RSHA ROEN. 4 I. V. GEZ. MUELLER •

der SOE hat in der Londoner Baker Street ihren Sitz und ist auf Anforderung des Kriegskabinetts bereits im Januar 1942 gegründet worden.

Eines der Hauptziele dieser Abteilung wird die Zerstörung der Norsk-Hydro-Werke sein. Oberst *Jack Wilson*, vor dem Krieg Polizeichef von Kalkutta und Führer der englischen Boy Scouts-Bewegung, wird zum Chef der norwegischen Abteilung der SOE ernannt. Er bildet nun junge Norweger für Sabotageaufträge in ihrer Heimat aus.

Inzwischen ist *Dr. Jomar Brun*, ehemaliger Chef-Ingenieur des Norsk-Hydro-Werkes, in London eingetroffen. Dr. Brun bringt Fotos der gesamten Anlage und ihrer Umgebung mit und weist vor allen Dingen auf besonders leicht verletzbare Punkte des Werkes hin.

Neben Dr. Brun steht der SOE-Norwegen noch ein weiterer Kenner des Norsk-Hydro-Werkes zur Verfügung: der norwegische Physiker *Prof. Leif Tronstad*, seinerzeit technischer Berater beim Bau des Werkes.

Nach Angaben und Skizzen von Tronstad und Brun wird der wichtigste Teil, nämlich der Raum mit der Konzentrieranlage und den Schwerwasser-Behältern, in naturgetreuem Maßstab rekonstruiert.

Die sechs für das Kommando ausgewählten Norweger werden an Attrappen so lange ausgebildet, bis sie ihre Sprengladungen schnell und sicher, notfalls auch in der Dunkelheit, anbringen können.

Die Pläne, die Dr. Brun aus Norwegen mitgebracht hat, dienen der genauen Vorbereitung des Unternehmens.

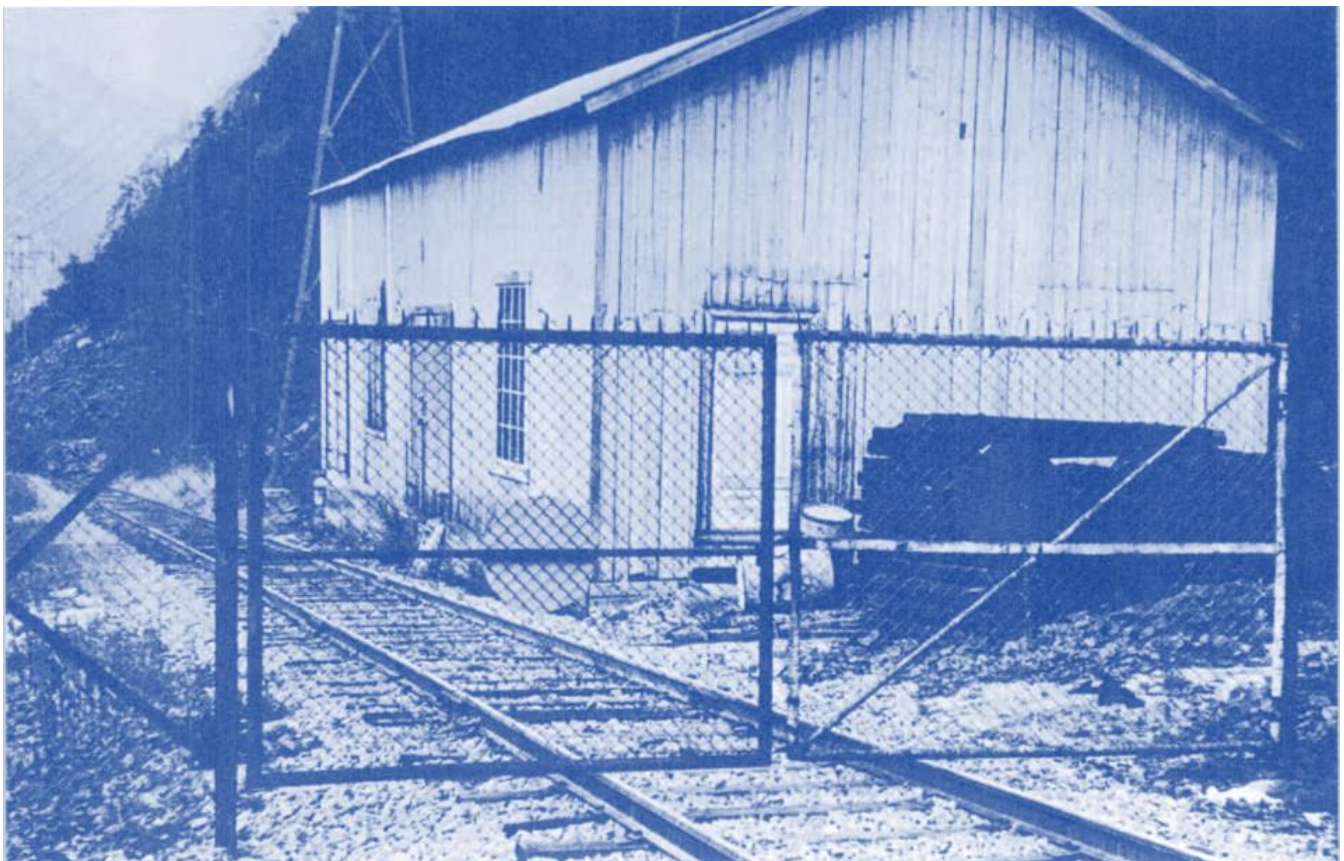
Das Norsk-Hydro-Werk liegt auf einem Felsen, von einem tiefen Tal umgeben. Das Werk ist gewöhnlich nur über zwei Wege erreichbar: über eine Hängebrücke, die eine fast 50 m tiefe Schlucht überspannt, oder über eine Eisenbahnlinie.

Um das Werk über die Eisenbahnlinie zu erreichen, muss man die tiefe Schlucht durchsteigen und dann den Schienen entlanggehen. Gleich hinter zwei Lagerschuppen mündet die Eisenbahnlinie in das Werksgelände. Das Gleis ist durch ein einfaches Tor im Werkszaun versperrt. Die beiden Torflügel sind durch eine Kette und ein Vorhängeschloss gesichert.



Oberst Jack Wilson

Das Eisenbahntor, das zum Werksgelände führt

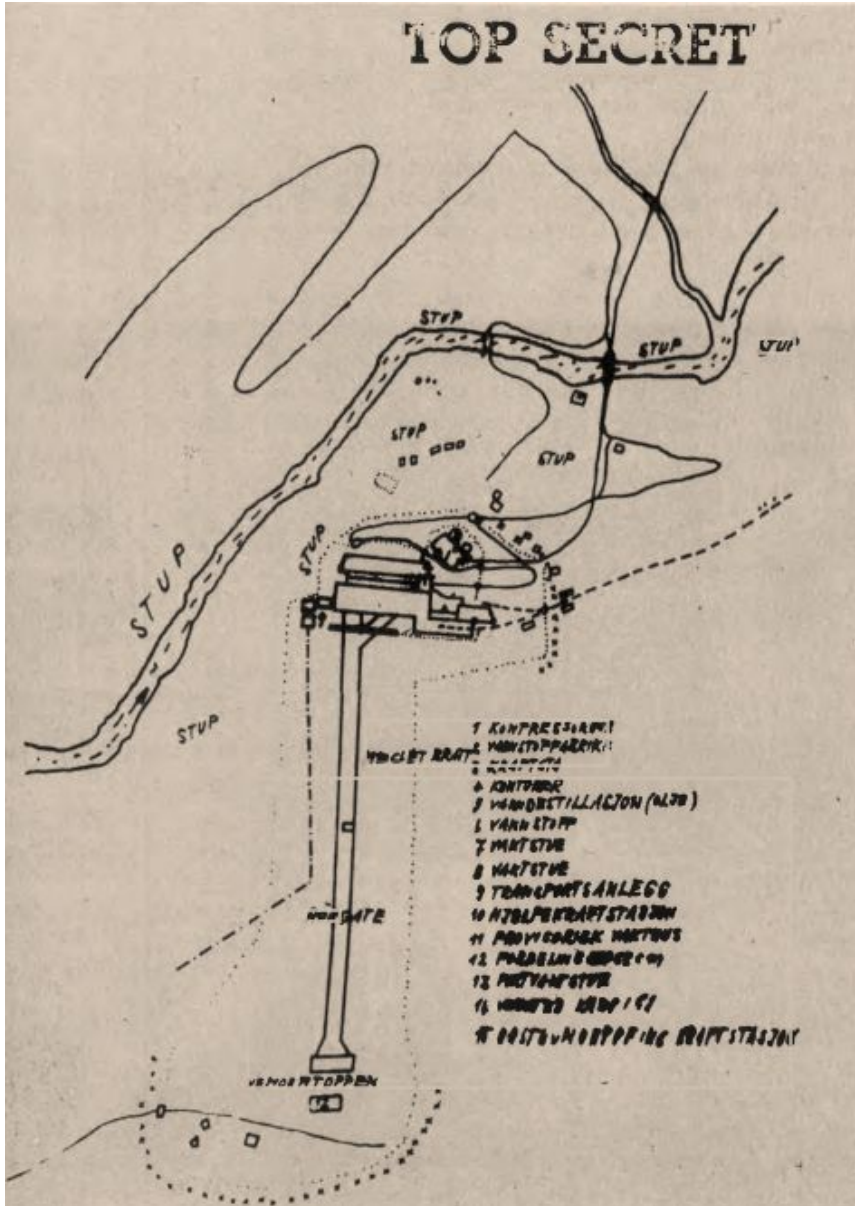




Ein Vorhängeschloss bildet den einzigen Schutz



Prof. Jomar Brun



Skizze des Norsk-Hydro-Werkes und seiner Umgebung

Hat man das Tor passiert, ist der Weg zu diesem wichtigen militärischen Ziel frei. Dr. Brun und Prof. Tronstad kennen auch den einzigen ungeschützten Zugang zu dem Raum des Werkes, auf den es gerade ankommt: ein Kabeltunnel, der direkt zur Elektrolyse-Anlage mit den Schwerwasser-Behältern führt.

Während sich die sechs Kommandoteile an Modellen und Luftaufnahmen mit der Anlage, ihrer Umgebung und den Zugangswegen vertraut machen, wartet die Gruppe «Swallow» in ihrer einsamen Berghütte. Aus der mit Schnee getarnten Berghütte ragt ein Ast heraus, der als Antenne dient. Die einzige Verbindung zur Aussenwelt ist ein Funkgerät. Batterien und Akkus dieses Gerätes werden immer schwächer, und die Verbindung mit London reisst immer häufiger ab.



Knut Haugland

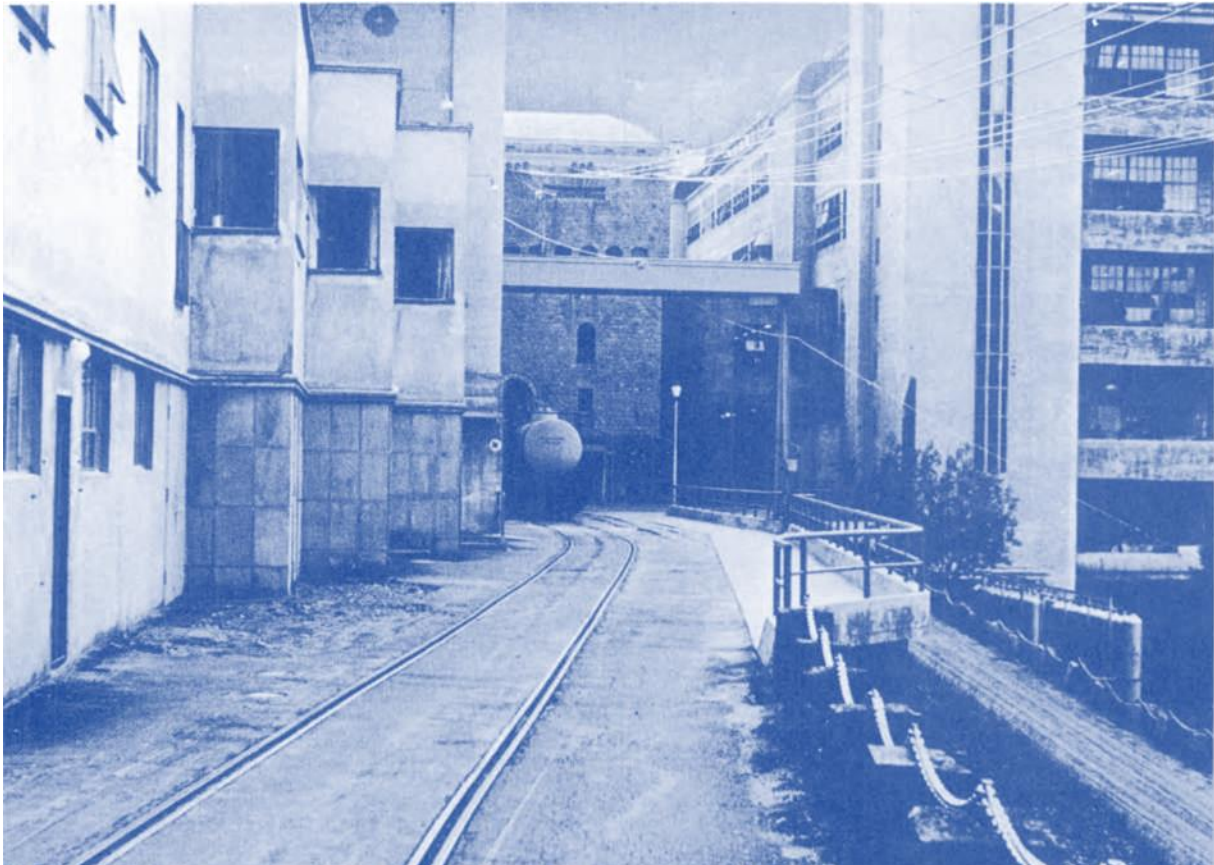
Der Funker der «Swallow»-Gruppe, *Knut Haugland*, sitzt verzweifelt stunden- und tageslang an der Morsetaste des Funkgerätes.

«Ich gehörte zu der ersten Gruppe ‚Swallow‘ im Kampf um das schwere Wasser. Ich sollte als Radiotelegraphist arbeiten und sollte Informationen über die Fabrikanlage nach England schicken und Weisungen von London empfangen.

Gleich am Anfang geschah eine Tragödie: die britischen Gleitflugzeuge stürzten ab. Die Nachricht, dass 32 britische Soldaten und eine Flugmannschaft verunglückt waren, wurde für uns eine schwere Belastung.

Es war nicht einfach, eine Radiostation auf Hardanger zu etablieren. Skier und Skistöcke eignen sich nicht gut als Radiomasten. Nach und nach wurde aber die Verbindung erstklassig. Glücklicherweise gelang es uns, eine gute Verbindung zu der Fabrik anzubauen, die

*Der Weg
zum Elektrolyse-Haus*





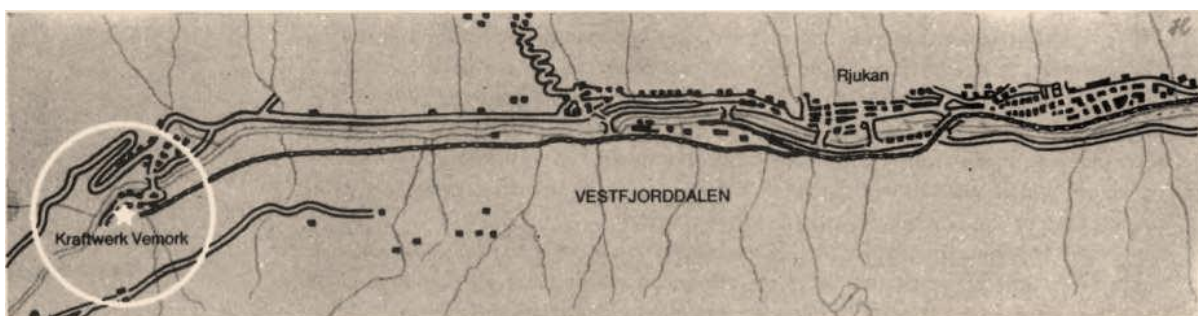
Nebeneingang zu den Werksanlagen

schweres Wasser herstellte. Von einem Ingenieur dort bekamen wir alle Nachrichten über die Herstellung von schwerem Wasser, über die deutschen Wachmassnahmen und wo die Maschinengewehre und Minenfelder waren. Besonders die vielen Minen um das ganze Gebiet haben uns Kümmeris bereitet.

Endlich, am 23. Januar 1943, erfahren sie über Funk, dass das Unternehmen «Gunnerside» – dies ist der neue Deckname – anläuft und dass sie, sobald sie einen britischen Bomber herankommen hören, durch Lichtzeichen die Absprungzone für die Kameraden markieren sollen.

Am 16. Februar 1943, verabschiedet von Oberst *Wilson*, starten die sechs «Gunnerside»-Männer; jeder versehen mit einer Zyankali-Kapsel – für alle Fälle.

Damit die Deutschen nicht gewarnt werden, ist ihr Landeplatz in letzter Minute verlegt worden. Die Gruppe landet gegen Mitternacht auf der weiten Fläche des gefrorenen Skrykken-Sees, etwa 40 km vom Lager der «Swallow»-Gruppe entfernt. Aufgehalten durch einen furchtbaren Schneesturm und langes Suchen nach den mit ihnen abgeworfenen Versorgungstrommeln, treffen die Männer sieben Tage nach ihrer Landung auf zwei Skiläufer –





*Oberst Wilson verabschiedet
das norwegische Kommando*

sie gehören zur «Swallow»-Gruppe. Die zwei bringen die Neuankömmlinge zu ihrem Versteck in Sandvatn.

Am Donnerstag, dem 25. Februar, brechen dann alle gemeinsam in Richtung Rjukan auf – 70 km Marsch auf Skiern liegen vor ihnen, und je näher sie den bewohnten Gebieten um Rjukan/Vemork kommen, desto gefährlicher wird der Weg für die zehn Männer in britischen Uniformen unter ihren weissen Tarnanzügen. Die Nacht zum Freitag verbringen sie in einer Sommerhütte am Langesjaa-See.

Claus Helberg ist, um die Lage auszukundschaften, schon nach Rjukan vorausgeeilt. Die übrigen marschieren zum letzten Versteck, einer Hütte, die nur 3 km von Rjukan entfernt liegt. Hier treffen sie die letzten Vorbereitungen für den Angriff, und *Claus Helberg* kommt mit den neuesten Informationen zu ihnen. Er bringt schlechte Nachrichten. Die Wachen auf der Hängebrücke sind verstärkt worden, und auf dem Werksgelände sind neben MG-Nestern auch noch Suchscheinwerfer postiert worden. In einer letzten Beratung werden die Vor- und Nachteile der zwei möglichen Zugangswege zum Werk gegeneinander abgewogen.

Der Weg über die Hängebrücke ist offensichtlich der bequemere; doch werden sie, um die Brücke überqueren zu können, mindestens zwei deutsche Wachtposten beseitigen müssen – was natürlich Vergeltungsmassnahmen nach sich ziehen wird.



Klaus Helberg

Sie entscheiden sich deshalb für den mühsamen Weg durch die Schlucht und den damit verbundenen doppelten Ab- und Aufstieg.

Am Samstag, dem 27. Februar 1943, etwa um 22 Uhr, beginnen die Männer den Abstieg in die Schlucht. Unten verstecken sie ihre Skier und die weissen Tarnanzüge und beginnen, jetzt in Uniformen der britischen Armee, den schwierigen Aufstieg.

Sie haben enormes Glück – es hat leicht zu tauen begonnen, und sie finden an der normalerweise unbezwingbaren, mit Eis überzogenen Felswand genügend Halt, um sich Stück für Stück hochzuseilen.

Auf dem Schienenweg angekommen, teilt *Joachim Rønneberg*, Führer des Unternehmens «Gunnarside», seine Leute in eine Deckungs- und eine Sprenggruppe ein. Er selbst führt die Sprenggruppe an, während die Deckungsgruppe von *Knut Haukelid* geführt wird. Sie wird das Tor zum Werksgelände öffnen und die Sprenggruppe vor der Annäherung deutscher Wachen schützen.

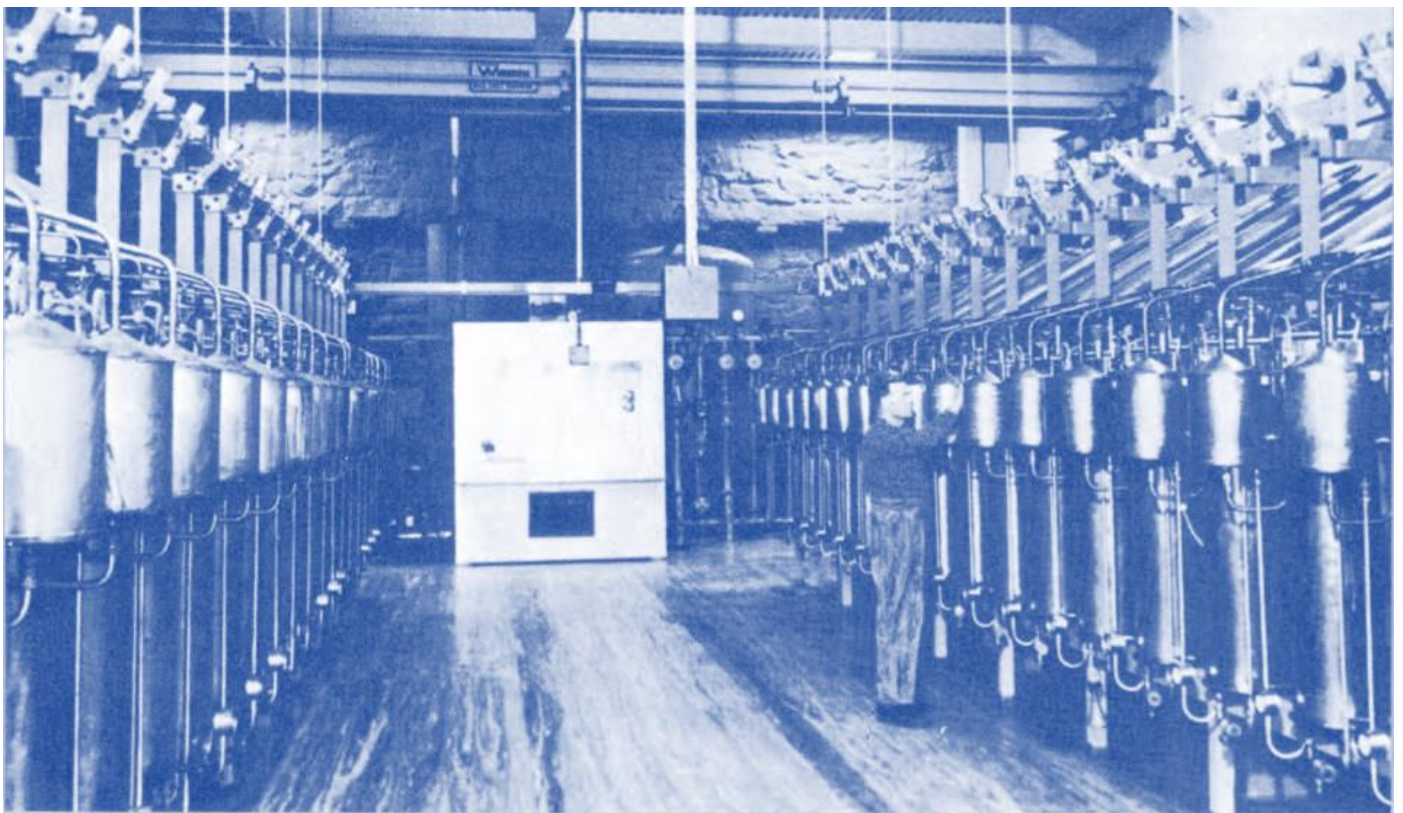
Jemand ist schon vor ihnen die Schienen entlanggegangen, und sie folgen den Fussspuren im Schnee.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht beginnen sie ihren Angriff. Die Männer nähern sich langsam und wegen der möglicherweise auch hier ausgelegten Minen sehr vorsichtig dem Tor zum Werksgelände. *Arne Kjelstrup* zerschneidet die eiserne Sperrkette – der Weg ist frei. Sie nähern sich dem Gebäude, und Rønneberg schleicht mit seiner Gruppe zum Elektrolyse-Haus. Durch den Kabeltunnel gelangen sie hinein. Rønneberg befestigt die Sprengladungen an den Elektrolysezellen und setzt die Zündschnur in Brand. Die Sprenggruppe hat das Gebäude kaum verlassen, als die Explosion losbricht.

Die Männer treffen sich am verabredeten Platz und beginnen den Rückzug. Als sie die Schlucht schon wieder erreicht haben, hören sie die Sirenen aufheulen. Sie ziehen die weissen Tarnanzüge wieder an und klettern den Hang zur Hardangervidda hinauf, wo sie sich alsbald trennen.

Am nächsten Morgen treffen Reichskommissar Terboven und der Chef von SS und Polizei, Rediess, in Rjukan ein. Als erstes werden 50 Geiseln festgenommen. Der Wehrmachtsbefehlshaber Norwegens, General von Falkenhorst, kommt etwas später an und lässt die Geiseln wieder frei. Er stellt fest, dass es sich bei diesen Sprengungen um eine rein militärische Operation handelt, mit der die Zivilbevölkerung nichts zu tun haben kann. Er soll bei dieser

*Norsk-Hydro-Werk,
Elektrolyse-Anlage*





Gelegenheit geäußert haben, dass dies die beste Sabotagearbeit sei, die er je gesehen habe. Die Böden sämtlicher Elektrolyse-Behälter sind herausgerissen worden, eine halbe Tonne schweres Wasser ist ausgelaufen.

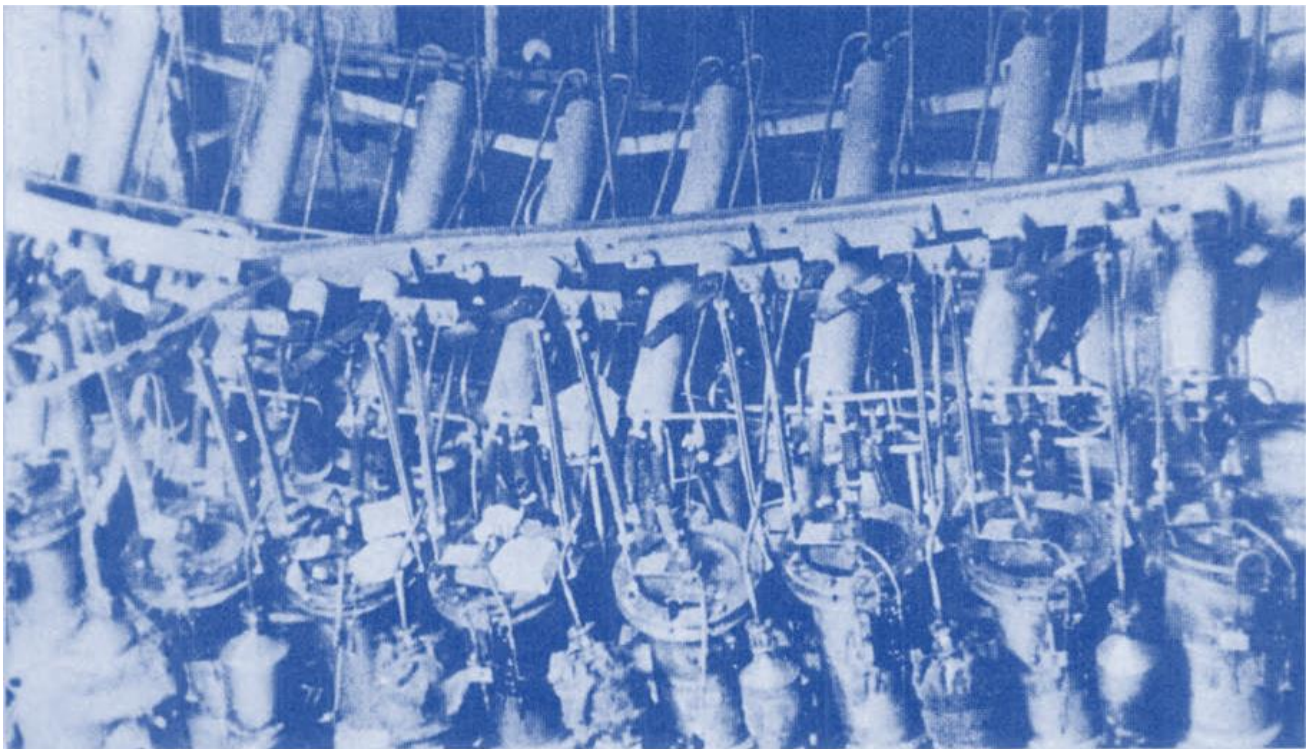
Das Unternehmen «Gunnarside» ist ein perfekter Sabotageakt gewesen – sein Ziel ist in vollem Umfang erreicht worden, und es hat trotzdem kein Menschenleben gekostet.

Die Deutschen glauben nach dem Angriff, dass sich eine grössere alliierte Streitmacht auf der Hardangervidda versteckt halten müsse. Mehr als 3'000 Mann werden zur Suche eingesetzt; alle Hütten werden durchsucht, viele davon in Brand gesteckt, und schliesslich werden noch einige Bombenangriffe gegen die Hochregion geflogen.

Inzwischen haben fünf Leute der Sabotagegruppe bereits die Grenze nach Schweden überschritten. In einem 14tägigen Marsch von 400 km, auf Skiern und in Uniform, unter fast unerträglichen Bedingungen und in schlimmstem Wetter, haben sie sich in Sicherheit gebracht. Sie werden kurz darauf nach England zurückgefliegen.

Reichskommissar Josef Terboven (links) und der Chef von SS and Polizei in Norwegen, General Wilhelm Rediess (rechts)

Die zerstörten Elektrolysezellen



Neben Leutnant Knut Haukelid, der weitere Aufträge aus London erwartet, bleibt nur Einar Skinnarland, der seinerzeit den Anfang gemacht hatte und jetzt Haukelids Funker ist, in Norwegen zurück.

Auch der Funker Claus Helberg, ein ausgezeichnete Skiläufer, tritt den langen Marsch nach Schweden an. Er wird von einer deutschen Patrouille gestellt und erinnert sich an die darauffolgende Jagd:

«Es war am späten Nachmittag des 25. März 1943, als ich mich plötzlich drei deutschen Soldaten auf Skiern gegenüber sah. Ich floh den Hang hinunter, und nach zwei Stunden angestrengten Laufens stellte ich zu meinem Entsetzen fest, dass einer der Deutschen mir auf den Fersen blieb und mich auf die Dauer einholen würde. Er war offensichtlich ein besserer Langläufer als ich.

Jeder von uns konnte das Gesicht des anderen sehen, und ich hörte das Knirschen des Schnees hinter mir.

Ich wandte mich um, zog meine 9-mm-Pistole und gab einen Schuss auf den Deutschen ab. Er blieb mir die Antwort nicht lange schuldig und schoss wie wild in meine Richtung. Ich sah zu meiner Überraschung, dass er nur eine leichte Pistole besass, mit der er mich auf diese Entfernung nicht erreichen konnte.

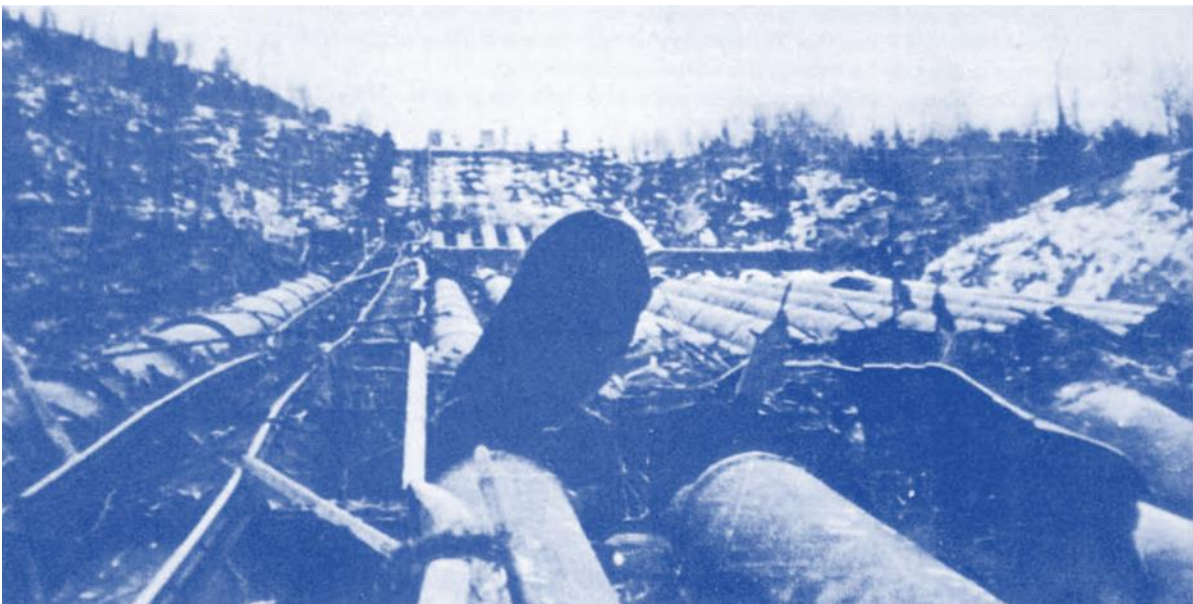
Ich blieb in etwa 50 m Abstand von ihm stehen und schaute ihm zu, mit der Pistole in der Hand und ohne zu feuern. Seine Kugeln klatschten einige Meter vor meinen Skiern in den Schnee. Der Deutsche schoss verzweifelt seine zwei Magazine auf mich leer, wandte sich dann um und lief zurück.

Ich schoss. Er stolperte und blieb schliesslich in den Skistöcken hängend stehen.»

In Rjukan sind inzwischen die deutschen Sicherungsmassnahmen weiter verbessert worden. Es werden Strassensperren angelegt und die Minenfelder noch weiter ausgedehnt. Hunderte von Bäumen werden entlang der zum Werk führenden Rohrleitungen angepflanzt und die Rohrleitungen selbst mit dichten Tarnnetzen überzogen.

Nach etwa 6 Monaten meldet Einar Skinnarland zum Entsetzen der Engländer, dass die Schäden im Norsk-Hydro-Werk behoben sind und die Produktion wieder auf vollen Touren laufe. Doch genehmigt Churchill kein neues Kommandounternehmen gegen Rjukan. Die Amerikaner werden Bomber schicken. Um die Anlagen bei Tageslicht und trotzdem ohne grössere Gefahr für die norwegischen Arbeiter angreifen zu können, ist die Bombardierung für die Zeit der Mittagspause im Werk angesetzt.

*Die Versorgungsleitungen
des Norsk-Hydro-Werkes
nach dem Bombenangriff*





Am 16. November 1943 starten 155 «Fliegende Festungen» gegen Rjukan. Um 11.30 Uhr fällt der erste Bombenteppich auf die Anlagen. Die Bomben zerstören die Hängebrücke über der Schlucht, die Rohrleitungen am Hang, und einige Bomben treffen das Elektrolyse-Haus. Die Schwerwasser-Vorräte, die sich in unterirdischen Eisenbetongewölben befinden, werden allerdings nicht erreicht.

Doch das Wichtigste, die Kraftstation, ist vernichtet und damit die gesamte Anlage ausser Betrieb gesetzt.

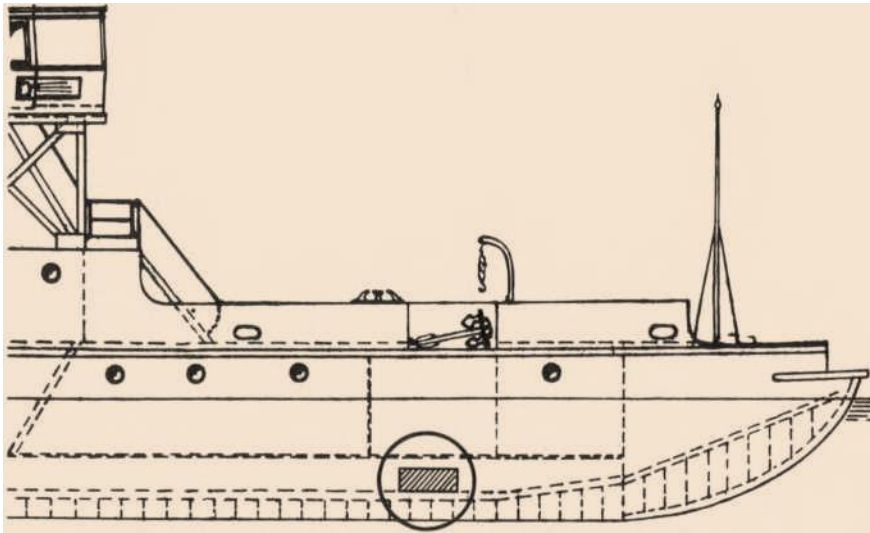
Die Deutschen entschliessen sich daraufhin, den Schwerwasser-Vorrat nach Deutschland zu schaffen. Ende Januar 1944 stehen 39 Kanister mit insgesamt 14 Tonnen schweren Wassers bereit.

Einar Skinnarland berichtet dies nach London.

Churchill weist die SOE an, auch diese letzten Vorräte zu vernichten. Haukelid wird daraufhin mit der Zerstörung des Transportes beauftragt.

Die Behälter werden per Bahn abtransportiert und müssen demzufolge auf der Eisenbahnfähre den Tinnsjø überqueren. Durch Freunde im Norsk-Hydro-Werk weiss Haukelid, welches Fährschiff für die Fracht aus Rjukan in Frage kommt, und findet sich am Morgen des Transport-Tages, einem Sonntag, schon sehr früh an Bord der Fähre ein, begleitet von einigen Freunden, die ihn sichern sollen. Die Deutschen haben versäumt, an diesem schwächsten Punkt der Transportroute Wachen aufzustellen.

*Ein Teil
des Norsk-Hydro-Werkes
während des Luftangriffes
am 16.11.1943*

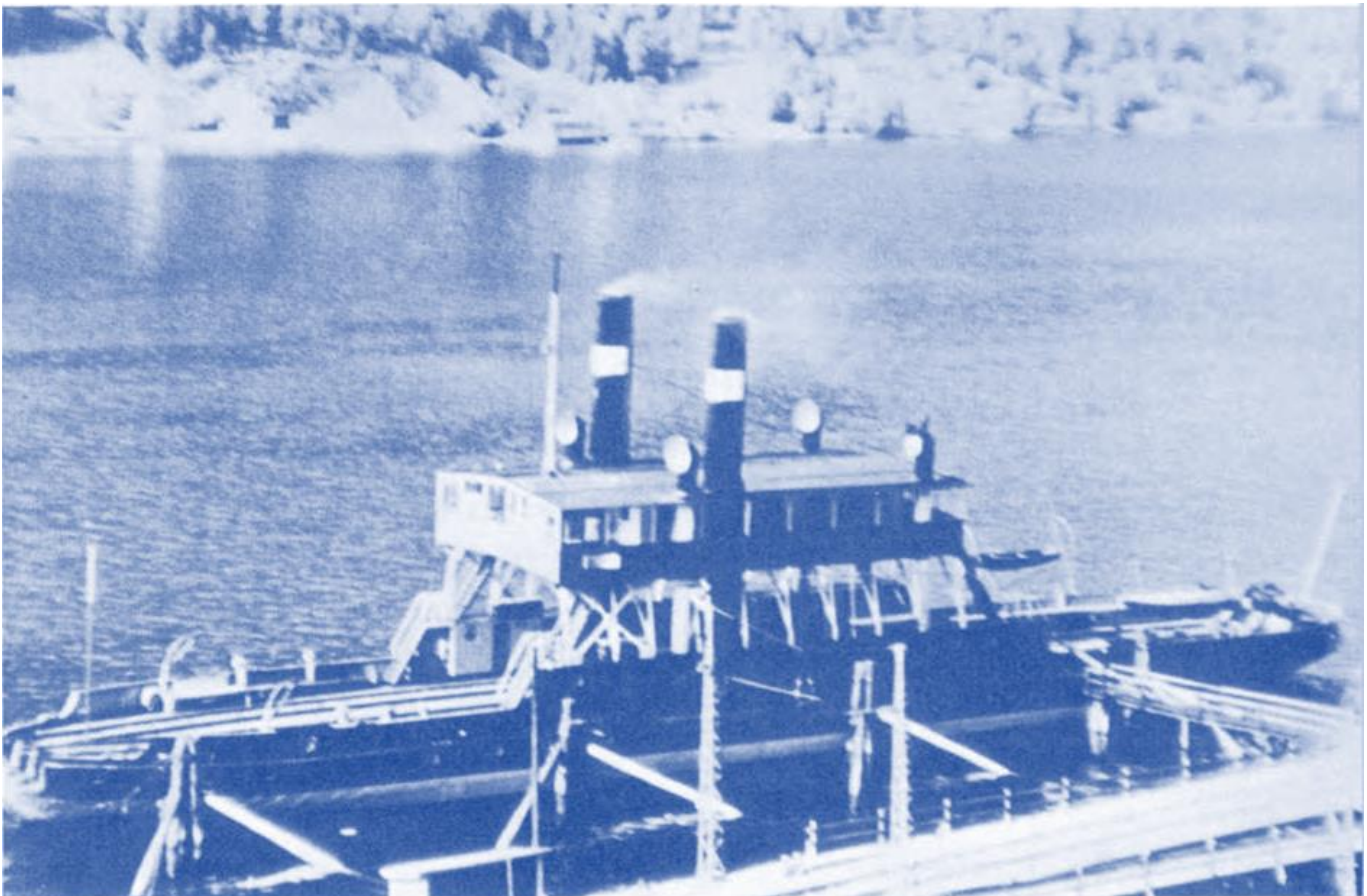


Bauplan: Das Bugteil des Fährschiffes, in dem die Sprengladungen angebracht wurden (Kreis)

Haukelid und seine Freunde gehen hinunter zum Deck der Dritten Klasse, von wo eine Luke zu den Bilgen führt. Zu zweit kriechen sie in die Luke hinein und verstauen dort unten ihr Sprengmaterial. Sie plazieren die Ladung, etwa 19 Pfund hochexplosiven Plastik-Sprengstoff, ganz vorn am Bug, damit bei der Sprengung das Ruder und die Antriebs-schraube soweit über die Wasseroberfläche gehoben werden, dass das Schiff nicht mehr manövrierfähig ist. Sie stellen die Zeitzünder – zwei Wecker – auf 10.45 Uhr ein. Zu dieser Zeit wird sich die Fähre über dem tiefsten Teil des Sees befinden.

Als die Fähre pünktlich um 10.45 Uhr von den Detonationen zerrissen wird, befinden sich 53 Passagiere an Bord. 26 Menschen versinken mit der Ladung in die Tiefe des eisigen Sees. Der Kampf um das schwere Wasser ist entschieden.

Das Fährschiff, das die Schwerwasser-Vorräte transportieren soll



Abor gut untergebracht

Während der Jahre 1942 und 1943 sind die Niederlande zum Schauplatz eines Duells geworden, das keine Parallelen hat und dessen Hintergründe bis heute im Dunkel geblieben sind: das Duell der SOE und der deutschen Abwehr.

Die SOE scheint keine Opfer und Mühen gescheut zu haben, die deutsche Abwehr glauben zu machen, London vertraue auf ein grossangelegtes Spionagenetz und eine Untergrund-Organisation mit über 1'500 Agenten und Saboteuren.

Fast 2 Jahre lang funken die Deutschen fingierte Meldungen nach London, die über Erfolge und Aktivitäten holländischer SOE-Agenten berichten, von denen sich bereits mehrere Dutzend in deutscher Hand befinden.

In nahezu 200 Versorgungsflügen wirft die niederländische Sektion der SOE-Agenten und gewaltige Waffen- und Sprengstoffmengen ab – sie werden sämtlich von deutschen Empfangskomitees übernommen.

Doch als das Spiel endet, scheint niemand zu wissen, wer eigentlich der Täuschende und wer der Getäuschte gewesen ist.



Major-General Sir Colin Gubbins



Col. Dr. J.M. Somer

Die Beteiligten:

Die S.O.E., Special Operations Executive, die ihren Sitz in der Londoner Baker Street hatte, mit General Sir Colin Gubbins als Chef. Sie bildete die Holländer aus, versorgte sie mit Funkgeräten, Sprengstoff und falschen Dokumenten. Die SOE war verantwortlich für die Funkverbindung mit den abgeworfenen Agenten. Sie nannte die Operation «Plan Holland». Der M.I.D., der Militäeren Inlichtingen Dienst der niederländischen Exilregierung. Sein Chef, Colonel Dr. J.M. Somer, wählte die jungen Holländer aus und führte sie der SOE zur Spezialausbildung zu.

Die BBC, British Broadcasting Corporation, die die vereinbarten Zeichen, die die Abwürfe von Agenten und Material ankündigten, innerhalb ihrer Tagesmeldungen nach Holland sendete.

Die R.A.F., Royal Air Force, die ihre Flugzeuge für die Abwürfe über den Niederlanden zur Verfügung stellte und mehrere wertvolle, zumeist viermotorige Maschinen einbüsste.



Major Hermann Giskes



Obersturmbannführer
Josef Schreieder



George Ridderhof

Hauptpersonen der Gegenseite waren Major Hermann Giskes, Offizier der deutschen Abwehr in den Niederlanden, der deutscherseits die Operation leitete. Er nannte sie *«Unternehmen Nordpol»*;

Obersturmbannführer Josef Schreieder vom SD, der die Empfangskomitees für die Abwürfe bereitstellte und später die Verhaftungen und Vernehmungen durchführte. Von ihm wird das Ganze schlicht *«Englandspiel»* genannt.

Die Funk-Überwachungsstelle der Deutschen Ordnungspolizei, die den ersten Geheimsenderverkehr feststellte, und der Handelsmakler George Ridderhof, ein niederländischer Verräter, der das Ganze ins Rollen brachte.

November 1941. George Ridderhof sitzt wegen Diamantenschmuggels nach Belgien in Untersuchungshaft. Im Gefängnis hört er von einer niederländischen Untergrundorganisation namens *«Orde-Dienst»*, der ein gewisser Kapitän *van den Berg* angehört. Kapitän van den Berg habe Verbindung zu zwei SOE-Agenten, *Tijs Taconis* und *Hubertus Lauwers*. Die beiden Agenten seien vor Kurzem über Holland abgesprungen.

Dieses Wissen bietet Ridderhof bei nächster Gelegenheit den Deutschen an. Sofort wird das gegen ihn schwebende Verfahren eingestellt, und unter dem Decknamen *«George»* arbeitet er fortan für die deutsche Abwehr.

Die deutsche Funküberwachung hat inzwischen zwar schon illegalen Sendeverkehr festgestellt, es ist ihr bisher nur noch nicht gelungen, den Standort des Geheimsenders ausfindig zu machen. Ridderhofs Angebot kommt also im richtigen Moment. Gleich nach seiner Freilassung nimmt er Verbindung zu Kapitän van den Berg auf und hat nach wenigen Monaten dessen Vertrauen gewonnen – nicht zuletzt dadurch, dass er ihm Nachrichten für London übermittelt, Nachrichten, die die deutsche Abwehr ihm gegeben hat, um den Funkern auf die Spur zu kommen.

Am 6. März 1942 ist der genaue Standort des Agentensenders ausgemacht und eingeschränkt auf einen Wohnblock in der *Fahrenheit-Straat* in Den Haag. Am gleichen Abend wird der Funker Hubertus Lauwers festgenommen, bevor er mit der Sendung begonnen hat. Einige Tage später wird in Arnheim der zweite Agent, *Tijs Taconis*, festgenommen. Beide Agenten werden im Gefängnis von Scheveningen untergebracht.



Hubertus Lauwers



Das Gefängnis von Scheveningen

Nun ist die Entschlüsselung von Lauwers' Code das Wichtigste; teilweise ist dies schon gelungen, da seine Meldungen den Deutschen während der letzten Wochen vor der Festnahme ja in etwa bekannt waren.

Um Einblick in den britischen Geheimdienst und Hinweise auf die Absichten der Alliierten zu bekommen, plant Major *Giskes*, den Sender Lauwers' selbst weiter zu bedienen. Er verspricht Lauwers, er könne seinen Kameraden Taconis und sich selbst vor einem Todesurteil bewahren, wenn er die drei Berichte, die er am Tage seiner Festnahme nicht mehr habe senden können, unter deutscher Kontrolle nach London senden würde. Lauwers sagt zu.

Am 12. März 1942, kurz vor 14 Uhr, sitzt Lauwers in einem Kinderheim in Nordwijk vor seinem alten Funkgerät – so als sei nie eine Unterbrechung seiner Arbeit eingetreten. Neben ihm ein deutscher Funker an der Unterbrechertaste für den Fall, dass Lauwers eine Warnung senden sollte. Nach einigen Tagen funkt London einen wichtigen Auftrag zurück: Vorbereitung einer Abwurfzone für grössere Mengen Sabotagematerial und einen neuen Agenten. Code: «Operation Brunnenkresse».

Am 27. März kommt das vereinbarte Einsatzzeichen, und aus einem tief fliegenden Bomber wird der Agent *Arnoldus Baatsen*, Dedename «*Abor*», und mit ihm, in sechs grossen Behältern, Sabotagematerial abgeworfen, das nun den Deutschen in die Hände fällt. «*Abor*» hat Auftrag, Sabotageakte durchzuführen und Lauwers' Sender mitzubenutzen. Mit dem Stichwort «*Abor*» begrüsst Ridderhof den angekommenen Agenten freundschaftlich und beginnt mit ihm eine lange Unterredung, die alles Wissenswerte klärt.

Gegen drei Uhr früh fordert Ridderhof «*Abor*» auf, seine Fallschirmspringer-Kombination auszuziehen und sie mit den übrigen Ausrüstungsgegenständen zu vergraben, da sie in der Morgendämmerung abgeholt werden würden. Beim Ablegen der Kombination wird «*Abor*» von den Männern der Sicherheitspolizei festgenommen und zur Vernehmung zum Binnenhof Nr. 6 in Den Haag gebracht.

Noch in den Morgenstunden funken die Deutschen nach London: «Operation Brunnenkresse ohne besondere Vorkommnisse verlaufen. *Abor* gut untergebracht.» Der Funkverkehr zwischen dem Nordwijker Kinderheim und London läuft daraufhin weiter, als sei für die Briten alles in Ordnung. Doch eines Tages wird Major *Giskes* gemeldet, man habe den Verdacht, Lauwers füge jedem Funkspruch ausser den üblichen Füllbuchstaben weitere



Tijs Taconis



*Arnoldus Baatsen,
Deckname «Abor»*



*Das Kinderheim
von Nordwijk*

Buchstaben zu. Die Deutschen schlagen London beim nächsten Funkverkehr einen Ersatzfunker vor. Zu ihrer Überraschung wird dieser sogleich akzeptiert.

Die SOE wusste, dass es den Deutschen mit ihren Verhörtechniken jederzeit möglich war, Agenten zum Sprechen zu bringen. Um den eigenen Kommandoleuten Torturen zu ersparen, hatte London seine Agenten ermächtigt, in der Haft ihren Code preiszugeben. Um nun trotzdem fingierte Funkprüche von echten unterscheiden zu können, trugen die Engländer ihren Agenten



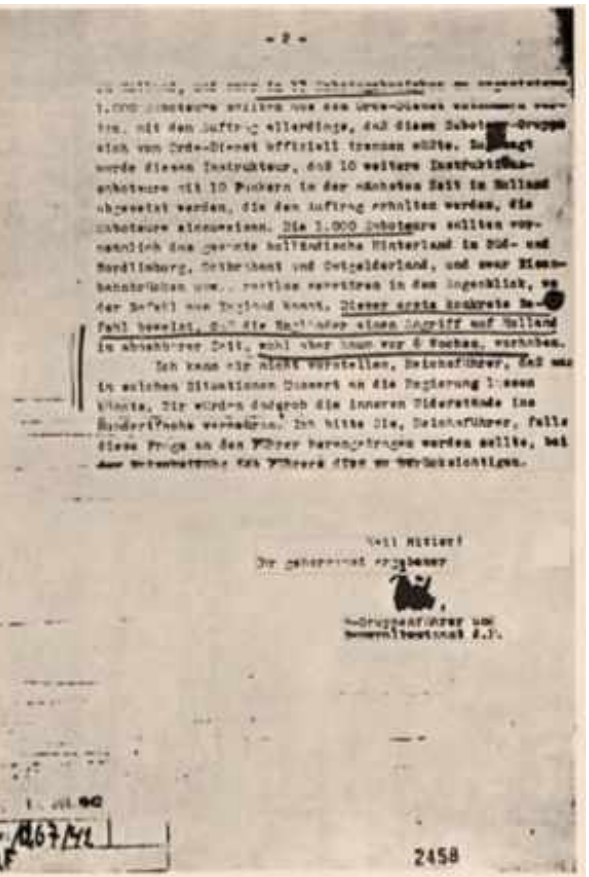
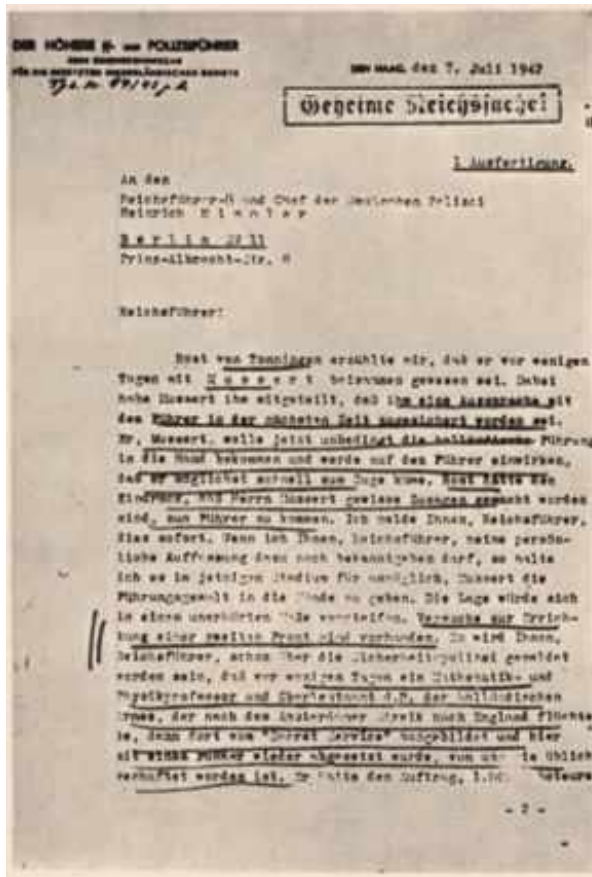
*Ein vom SD (links K. Halin,
rechts W. Enkelstroth) in
Empfang genommener
Container*



*Funk- und Sendestation der
SOE in Grossbritannien*



*Der SD beim Abtransport
des abgeworfenen Versor-
gungsmaterials*

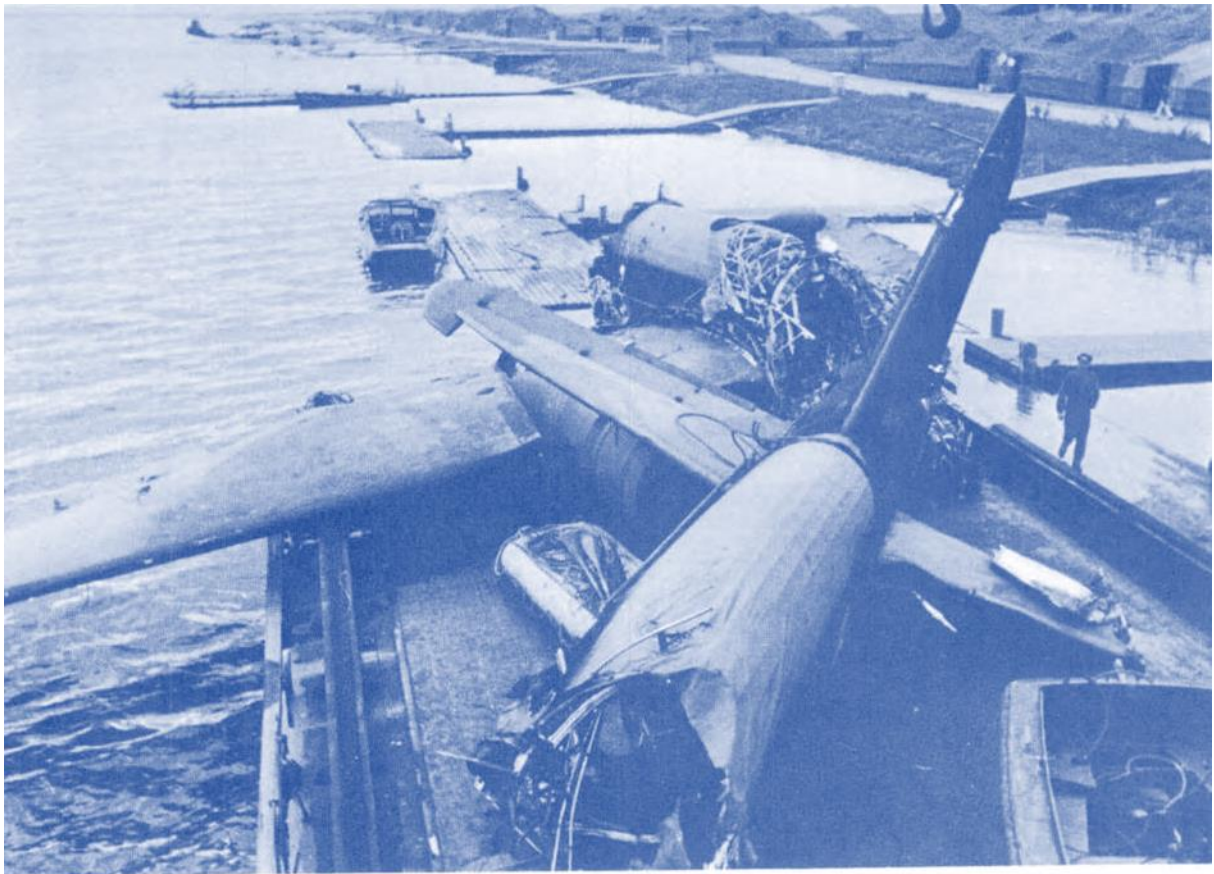


auf, jede Durchgabe mit einem besonderen Kennzeichen zu versehen, dem sogenannten Security Check. Fehlte der Security Check in einer Nachricht oder war seine Kombination falsch, so hatten die Empfänger in London sogleich Gewissheit, dass ihr Mann aufgefliegen war. Lauwers verriet Major Giskes zwar den richtigen Code, gab ihm jedoch einen falschen Security Check an. Trotzdem – zum Entsetzen Lauwers’ – reagierte London auf die von den Deutschen arrangierten Funkgespräche so, als ob sie den richtigen Security Check enthielten. Zur entscheidenden Phase im «Plan Holland» wurde dann die Zeit vom Juni 1942 bis Frühjahr 1943, während der es den Deutschen gelang, die englisch-niederländische Operation «Kern» zu vereiteln. Am 26. Juni 1942 landeten um 23 Uhr inmitten des Heidegeländes bei Steenwijk der Chef der Gruppe «Kern», *Jambroes*, und ein Funker. Auftrag: Organisation von bewaffneten Widerstandsgruppen für den Tag X – die alliierte Invasion. Der Bomber, der sie gebracht hat, wird auf dem Rückweg an der Küste Hollands abgeschossen. Seine Trümmer und das Versorgungsmaterial werden von den Deutschen aus der See geborgen. Das Material sollte die Grundausrüstung für *Jambroes* bilden, der Auftrag hat, mit Hilfe der Führer der Untergrundorganisation «Orde-Dienst» sechzehn Sabotage- und Widerstandsgruppen zu je hundert Mann aufzustellen. Da die Abwehr keine Ahnung hat, wer die derzeitigen Leiter des «Orde-Dienstes» sind, funkt sie im Namen von *Jambroes* nach London, dass die Führung des «Orde-Dienstes» ihm nicht zuverlässig genug erscheine, da sie offenbar von deutschen Spitzeln unterwandert sei und dass er es daher vorzöge, zu anderen, zuverlässigeren Organisationen Kontakt aufzunehmen.

Der Bericht, den der Höhere SS- und Polizeiführer in den Niederlanden in Sachen Jambroes an Reichsführer-SS Himmler gibt

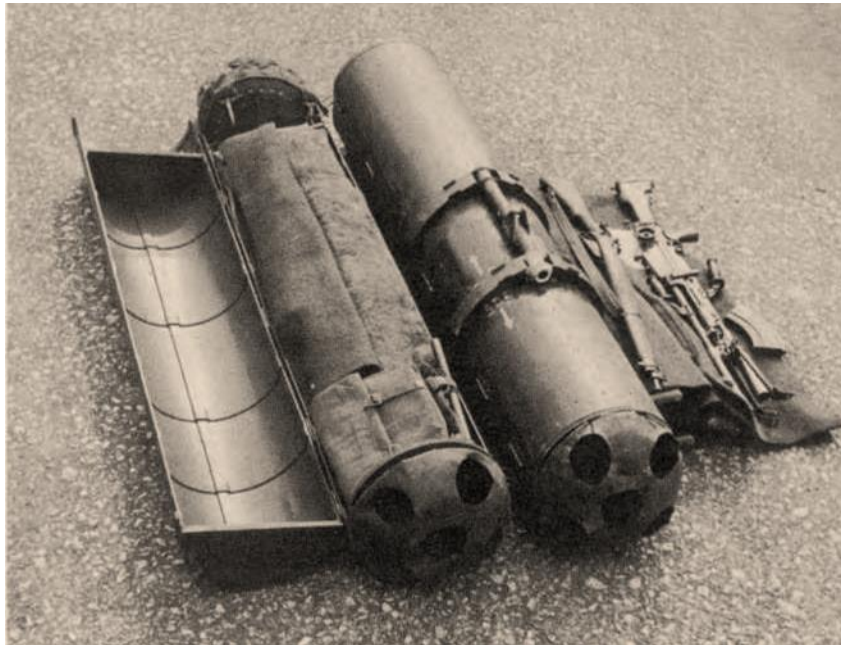


Prof. der Mathematik und Physik George Jambroes, Oberleutnant d. R. der niederländischen Armee



London scheint einverstanden mit Jambroes' Vorschlag, und von nun an wird immer häufiger aus den holländischen Gewässern Versorgungsmaterial geborgen, das bestimmt ist für die im Aufbau befindlichen Sabotagegruppen.

In England läuft indessen die Ausbildung dutzender junger Holländer weiter – sie alle sind für die Operation «Kern» vorgesehen. Der fingierte Aufbau der 16 Sabotagetrupps in Holland macht so «sichtliche» Fortschritte, dass London bis zum November 17 Agenten dafür absetzt – sie alle fallen natürlich in die Hände der Deutschen. Fünf der neu angekommenen Leute sind Funker mit eigenen Sendegeräten und Funklinien. Die Deutschen melden, es seien nunmehr rund 1'500 Widerstandskämpfer in der Ausbildung, und es kommt ihnen der Gedanke, dass diese eineinhalbttausend Mann ja auch so etwas wie Kleidung, Schuhzeug, Tabak und Kaffee brauchen könnten. Sie bitten London deshalb um Belieferung, und eines Nachts kommt prompt die gewünschte Sendung im Gesamtgewicht von 5 Tonnen.



Die im Rahmen des Unternehmens «Nordpol» meistbenutzten Container

Zur «Versorgung der holländischen Widerstandskämpfer» fallen in den Besitz der Deutschen insgesamt mehr als 15 Tonnen Sprengstoff, 3'000 Maschinenpistolen, 5'000 Handfeuerwaffen, 300 Maschinengewehre, 2'000 Handgranaten, eine halbe Million Patronen, 75 Sendegeräte und grosse Mengen anderer Ausrüstungsgegenstände. In einem Nebengebäude des Schlosses Witten Borg in Wassenaar bei Den Haag, dem Amtssitz der deutschen Besatzung, wird das Sabotagematerial gelagert.

Im Juli 1942 betraut London die Agentengruppe unter Tijs Taconis mit einem wichtigen Sonderauftrag – der Erkundung, ob man die Masten des Grosssenders Kootwijk, über den die deutsche U-Boot-Führung mit ihren Booten im Atlantik Verbindung hält, sprengen könne.

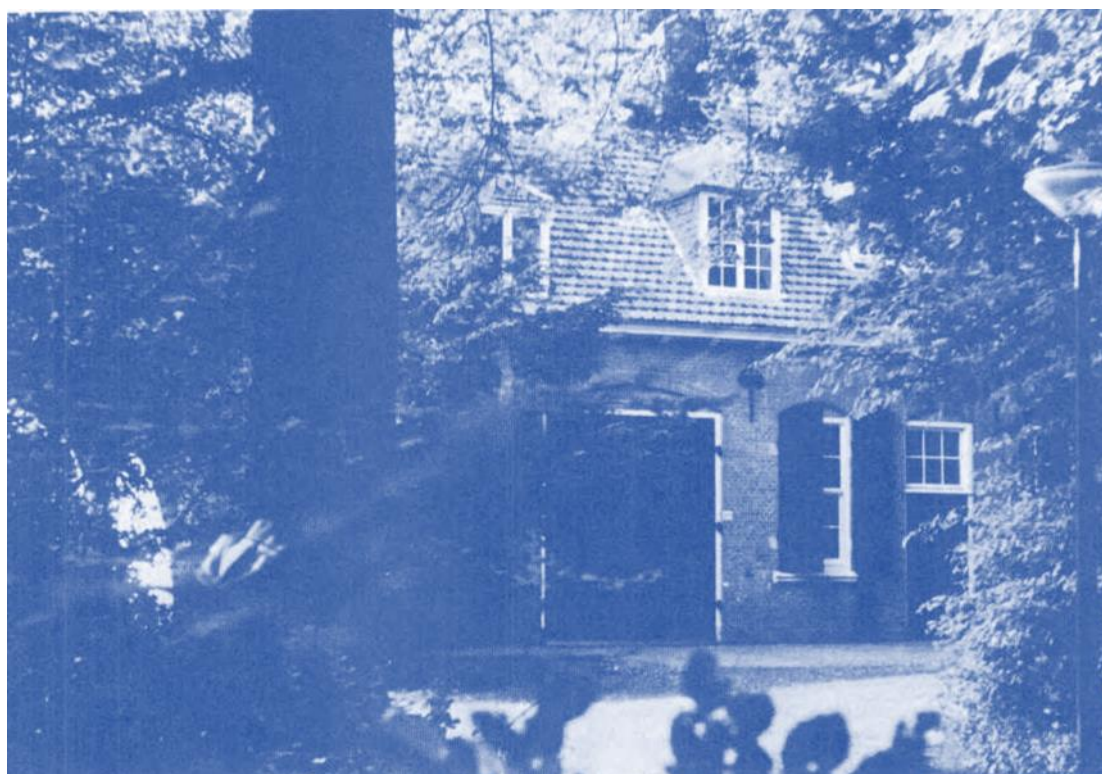
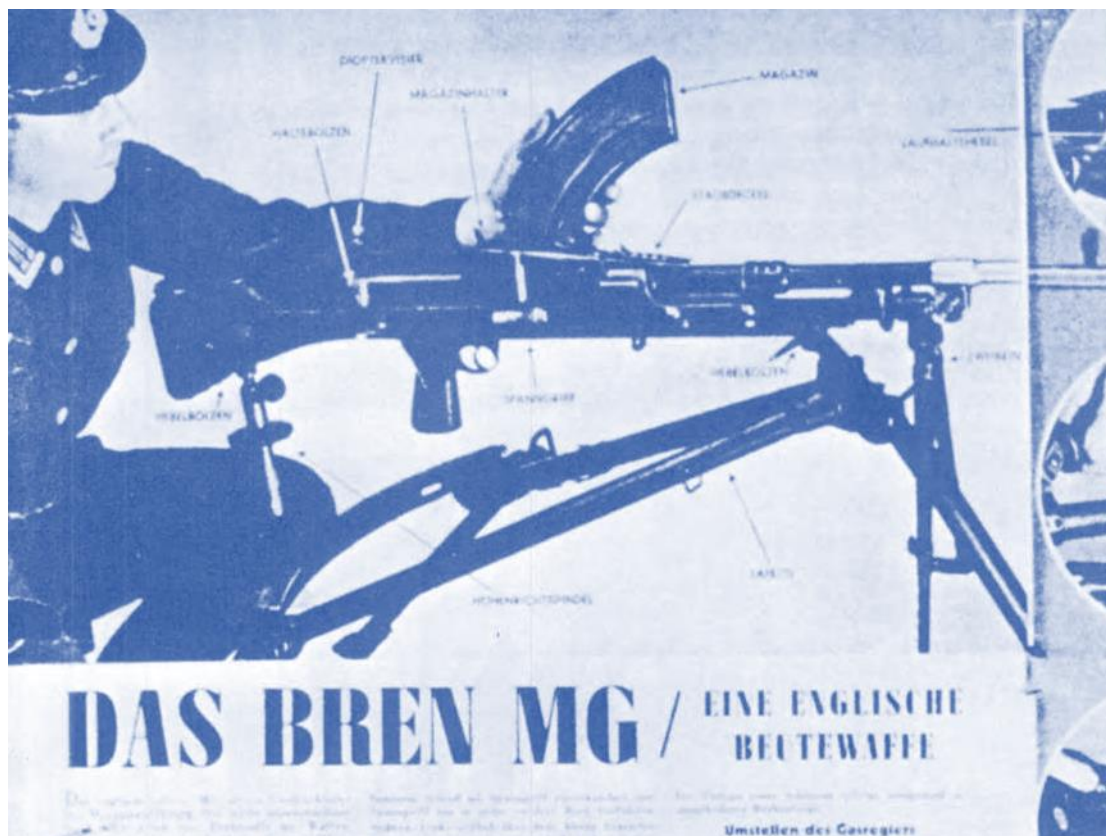
In mehreren Funkprüchen gibt London genaue Anweisung, wie durch nur wenige Sprengungen die gesamte Antennenanlage vernichtet werden kann.

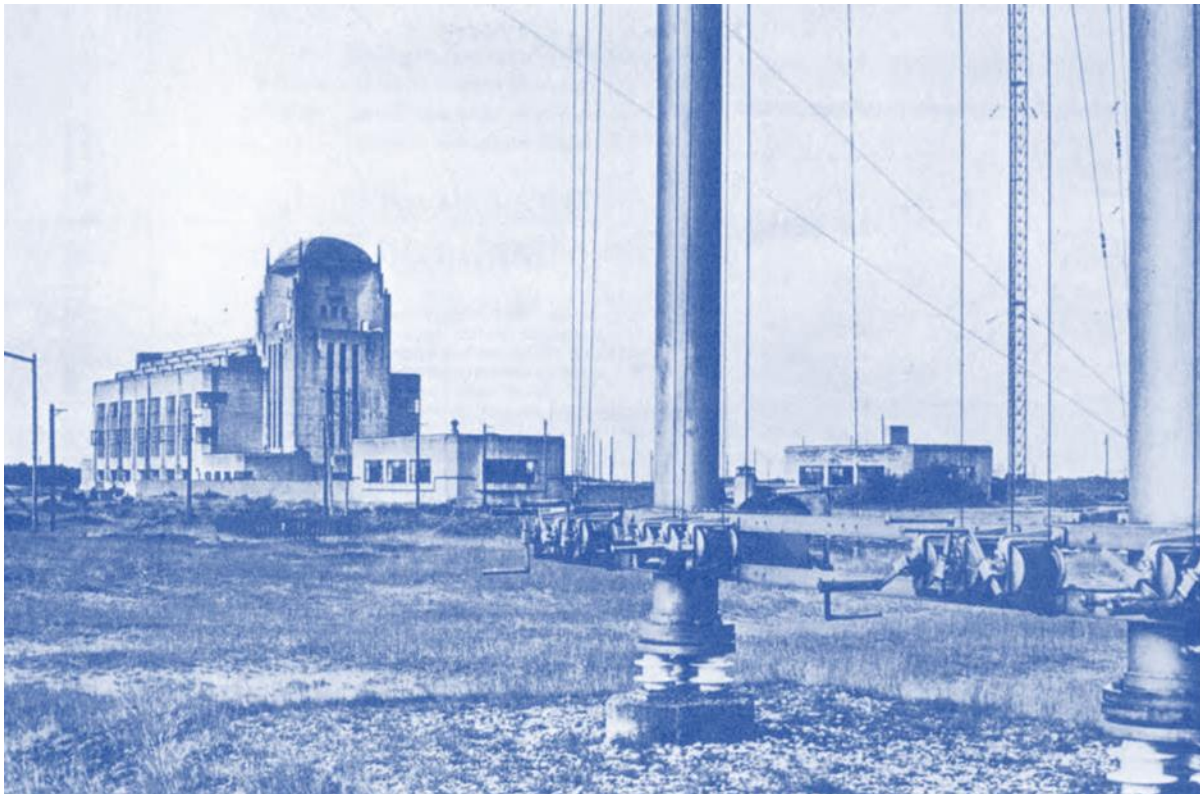
Die Abwehr stellt daraufhin einen Spähtrupp zusammen, der – als holländische Widerstandskämpfer getarnt – die Möglichkeiten des Anbringens von Sprengstoffladungen erkundet. Entsprechend der möglichen wirklichen Lage funken die Deutschen nach London, dass das Attentat ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden könne, da die Bewachung sehr schwach sei.

Bilder Seite 286:

*Oben:
Einer von 12 Bombern
der R.A.F., die dem
«Unternehmen Nordpol»
zum Opfer fielen*

*Unten: Niederlande, 1943.
Bergung eines Containers*





Am Nachmittag des 9. August 1942 kommt das Signal aus London, die Aktion zu starten. Zwei Tage später berichtet der deutsche Abwehr-Funker nach London: «Anschlag Kootwijk gescheitert. Ein Teil der Leute geriet nahe der Masten auf Landminen. 5 Mann vermisst. Tijs Taconis und übrige in Sicherheit.»

Einige Zeit später funkt London eine Anerkennung für die Beteiligten an der Kootwijk-Aktion und die Mitteilung, dass Tijs Taconis eine Tapferkeitsauszeichnung verliehen worden sei.

Die Deutschen ihrerseits bringen eine Bekanntmachung in die niederländische Presse: «Verbrecherische Elemente haben versucht, einen Sender in Holland zu sprengen. Der Anschlag ist misslungen. Das erbeutete Sabotagematerial weist auf feindliche Unterstützung hin. Die ordnungliebende Bevölkerung wird erneut dringend gewarnt vor solchen Anschlägen oder ihrer Unterstützung.»

In diesen Monaten, in denen London die Widerstandsgruppen mit immer grösseren Mengen Versorgungsmaterials für den Tag X versieht, beginnen die Deutschen mit dem hastigen Aufbau riesiger Befestigungsanlagen an der niederländischen Küste. Die Operation «Kern» erscheint den Deutschen als untrügliches Zeichen dafür, dass der Aufstellung so vieler Widerstandsgruppen eine militärische Aktion grösseren Ausmasses in Holland folgen müsse. Von Januar bis April 1943 landen in Holland weitere 17 Agenten, darunter wiederum 7 Funker mit selbständigen Funklinien. Die Abwehr steht jetzt vor dem Problem, London mit Informationen über die Tätigkeit von rund 50 Agenten zu versorgen. Da dies auf die Dauer unmöglich ist, holt Major Giskes Londons Erlaubnis ein, aus Sicherheitsgründen einige der Sender stilllegen zu können.

Frühjahr 1943. Das Unternehmen «Plan Holland» läuft nun schon seit 15 Monaten. Die deutsche Stabskarte bestätigt, dass die Truppenkonzentration in den Niederlanden der des

Der Sender Kootwijk

Bilder Seite 288:

*Oben:
Bedienungsanleitung für die
englischen Maschinengewehre,
die zu Hunderten von den
Deutschen entgegengenommen
wurden*

*Unten:
In den zur «Wittenborg» in
Wassenaar bei Den Haag ge-
hörigen Wirtschaftsgebäuden
wird das Material aus England
gelagert*



Die Zeitungsmeldung über den Anschlag auf den Sender Kootwijk

vermuteten Invasionsschauplatzes, dem 35 km von England entfernten Calaiser Küstengebiet, entspricht.

Jeder der winzigen Markierungspunkte steht für 200 kampfbereite deutsche Soldaten. Um die Funkberichte über eine lebhaft Sabotagetätigkeit in den Niederlanden glaubhaft zu machen, werden alle möglichen Unfälle bei den deutschen Streitkräften und auch die wirklichen holländischen Sabotageakte als Arbeit der «Nordpol»-Agenten nach London gemeldet. Major Giskes lässt dazu mehrere Eisenbahnanschläge inszenieren, bei denen zwar keine Züge zu Schaden kommen – die aber unter den Niederländern doch einiges Aufsehen erregen. Einen noch grösseren Effekt erzielt er mit der Sprengung eines Lastkahns, der – beladen mit verdeckten Flugzeugwracks – an einem Tag im August 1943 auf der Neuen Maas in Rotterdam in die Luft gejagt wird.

Anfang März 1943 bekommt Major Giskes aus London Nachricht über die «Operation Spross». Den Abwurfplatz für diese Operation bereitet Giskes in den Wäldern etwa 5 km entfernt von Ermelo vor. In der Nacht vom 9. auf den 10. März 1943 soll dort Pieter Dourlein mit zwei anderen Agenten zur Unterstützung der Organisation «Kern» einfliegen.